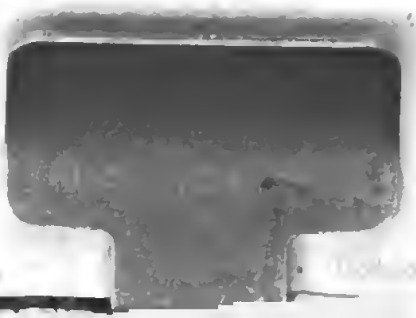
It. sing. 1421 b (1



Digitized by Google

<36619734470016

<36619734470016

Bayer. Staatsbibliothek

E.F.0

G. A. Olivier's

Reise

durch das

Türkische Reich,

Egypten und Persien,

während

der Jahre 1792 bis 1798.

Erster Band.

Mit 2 Kupfern und 1 Karte.

Wien, 1809.

In Kommission bey Anton Doll.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Königliche
Staatsbibliothek
München

Nachricht.

Reisebeschreibungen sind seit einigen Jahren eine Modelektüre geworden, und wirklich hat das Publikum damit eine gute Wahl getroffen — Die Kenntniß unserer Erde, ihrer Lage, ihrer Gebirge und Produkte ist nicht nur angenehm, sondern auch wichtig für den Staatsmann, den Gelehrten, den Kaufmann und den Seefahrer. Selbst Frauenzimmer und Ungelehrte, welche gern etwas Unterhaltendes und Lehrreiches lesen, und der oft so schädlichen als sittenverderblichen und faden Romanenlektüre überdrüssig sind, finden in Reisebeschreibungen nicht nur reichen Stoff zur Unterhaltung, sondern auch angenehme Belehrung über Dinge, welche jedem nur etwas gebildeten Menschen interessant seyn müssen. — Nachrichten von der Verfassung, der Regierung, der Volksmenge, den Sitten, dem Gottesdienste, der Sprache, der grösseren oder geringern Ausbildung bey verschiedenen Völkerschaften sind Materialien für den Denker, die auf die Spur von Wahrheiten leiten, welche für die Menschheit äusserst wichtig sind, und gehörig benützt, zum Glücke der Nationen beytragen. Reisenachrichten, welche das Gepräge der Wahrheit an sich haben, welche in einem edlen Styl ohne Leidenschaft und Parthehlichkeit geschrieben sind, wenn sie überdieß noch das Herz des Lesers bey jeder Gelegenheit interessiren, und indem sie seinen Geist aufklären, unvermerkt zugleich an seiner moralischen Ausbildung arbeiten, werden zu einer Lektüre, welche für Verstand und Herz gleich wichtig ist. Besonders sind Reisen nach weit entfernten Ländern, so wie auch neue Entdeckungen dieser oder jener Völkerschaft in wenig bekannten Erdstrichen und Meeren allezeit merkwürdig.

Da nun im Auslande so viele interessante und in mancher Rücksicht wichtige Reisebeschreibungen erscheinen, die das Publikum mit Vergnügen kaufen und lesen würde, wenn nicht der hohe Preis selbes davon abhielte, so hat sich eine Gesellschaft entschlossen, eine Bibliothek der neuesten und interessantesten Reisebeschreibungen herauszugeben, aber in selber nur jene neuen Reisen zu liefern, die durch das Urtheil kompetenter Richter, als vorzüglich wichtig anerkannt worden sind. Diese Bibliothek soll sich durch strenge Auswahl, Correktheit, Schönheit des Druckes und Papiers und die möglichste Wohlfeilheit des Prei-

ſes aufzeichnen, da, wo Kupfer oder Karten nöthig ſind, werden ſie auch geliefert werden. Niemand iſt verbunden die ganze Bibliothek, wie ſie nach und nach erſcheinen wird, abzunehmen, ſondern jede Reiſebeſchreibung wird einzeln verkauft: man verlangt auch weder Subſcription noch Pränumeration, da die Wichtigkeit des Unternehmens ohnehin für eine zahlreiche Abnahme bürgt.

Die bis jetzt erſchienenen 30 Bände dieſer Bibliothek enthalten folgende Reiſen: I. Band. Parks Reiſen ins Innere von Afrika; II. III. La Peroufens Entdeckungsreiſe; IV. Welds Reiſe nach Nordamerika; V. Symes Geſandtſchaftsreiſe nach Ava; VI. Brownes Reiſe nach Aegypten, Syrien und Afrika; VII. Turners Reiſe nach Bootan und Tibet; VIII. Dallaways Reiſe nach Conſtantinopel und in die Levante; IX. Barrows Reiſe ins Innere von Südafrika; X. Boyds und Charpentiers Reiſe nach Ceylon, China und Bengalen; XI. Schmidts und Sumarokoff's Reiſe nach Lappland und der Krimm; XII. Mackenzies Reiſe durch Nordweſtamerika nach dem Eismeer; XIII. Hornemanns Reiſe von Cairo nach Feſſan; XIV. Billings Reiſe nach Sibirien, Kamtſchatka und den aſiat. amerik. Inſeln; XV. De Grandpres Reiſe nach Indien und Arabien; XVI. Denons Reiſen nach Ober- und Unter-Egypten; XVII. Jacſons und Degrandpers Landreiſe aus Oſtindien und Reiſe ins weſtliche Afrika; XVIII. Golbereys Reiſe durchs weſtl. Afrika; XIX. Percivals Reiſen auf der Inſel Ceylon; XX. Durands, Lajailles und Labarthes Reiſen nach den Senegalländern; XXI. Rochons und Bory St. Vincents Reiſe nach Marokko, Indien und den Kanarieninſeln; XXII. Barrows zweyte Reiſe ins Innere von Südafrika; XXIII. XXIV. Barrows Reiſe durch China im Gefolge der Brit. Geſandtſchaft; XXV. Turnbulls Reiſe um die Welt; XXVI. XXVII. Pouqueville's Reiſe nach Conſtantinopel. XXVIII. Perrin du Lac's Reiſe in die beyden Louiſianen, und Reiſe nach Martinique. XXIX. Barrows Reiſe nach Cochinchina. XXX. Blunt und Hunters Reiſen durch Oſtindien.

Da es aber manchen, beſonders neu eintretenden Liebhabern von Reiſen zu läſtig fällt, ſich eine ſolche Reihe von Bänden anzuſchaffen, ſo iſt die Veranſtaltung getroffen worden, daß man immer 12 Bände unter einem beſondern allgemeinen Titel bekommen kann; daher iſt der 13te bis 24te Band dieſer Bibliothek unter dem Titel: Archiv der neueſten Reiſen 1 — 12ter Band zu haben; und von dem 25ten an bis dann zum 36ten wird der Titel: Magazin der neueſten Reiſen für neue Abnehmer gewählt.

Erſter Abſchnitt.

Abreiſe von Paris. Aufenthalt zu Toulon und Marſeille. Abreiſe vom letzten Ort, mit einer nach der Levante beſtimmten Bedeckung. Betragen der Seeoffiziere. Ankunft zu Conſtantinopel.

Die wichtigen Vortheile, welche Handel, Ackerbau, Naturgeſchichte und andere Wiſſenſchaften, ſelbſt unſre politiſchen Verhältniſſe mit dem Türkiſchen Reiche, aus einer Reiſe nach dieſem Lande, Egypten und Perſien erlangen könnten, bewogen den Proviſoriſchen Exekutiven Rath im Oktober 1792 dem Bürger Bruguiere und mir eine ſolche Reiſe anzutragen. Man gab uns mündliche und ſchriftliche Verhaltungsbefehle, und drang in uns, ſo bald als möglich abzureiſen, um die Begleitung der Corvette la Belette, zu benutzen, die ſegelfertig vor Toulon lag.

Wir beſchleunigten unſere Zubereitungen aus allen Kräften, kauften Phyſikaliſche und Naturhiſtoriſche Apparate, und verſahen uns mit den nothwendigen Büchern zur Erhohlung und Belehrung. Den 7ten Nov. 1792 acht Uhr Abends verließen wir Paris, nachdem wir den Tag mit einigen Freunden zugebracht hatten, die uns während unſerer ganzen Abweſenheit, und allen

Stürmen der Republik die größten Beweise der treuesten Anhänglichkeit gegeben haben. Ich habe auch die Freude erlebt, bey meiner Zurückkunft zu erfahren, daß ihr Muth und ihre Festigkeit eben so sehr als ihre Klugheit, sie durch tausend Gefahren, sicher in den Hafen leitete, und daß die Republik sie noch zu ihren besten Bürgern zählen kann.

Bey unsrer Ankunft in Avignon reiste der Bürger Bruguiere nach Montpelier, um dort seinen Vater, seine Gattin und seine Kinder zu umarmen, und einige Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen; ich aber nahm meinen Weg nach dem Departement du Var, um zu Arqs meine Verwandten zu besuchen, und meine Gattin in die Arme der Ihrigen zu liefern. Wir trafen ziemlich zu gleicher Zeit zu Toulon ein, wo wir bey dem ersten günstigen Wetter abzureisen hofften; aus Gründen aber, die hier zu weitläuftig auseinander zu setzen sind, mußte die Corvette den Befehl zur Abfahrt zwey bis drey Monate lang erwarten, und erhielt zuletzt den Befehl abgetackelt zu werden.

Ueber eine so lange Verzögerung unmuthig, schrieben wir endlich an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, um ihn zu bitten, unsre Abreise zu beschleunigen, oder uns zurückzuberufen, wenn etwa die Regierung unsre Reise dem Dienste der Republik nicht angemessen fände. Der Minister antwortete uns, er hätte dem Bürger Guis, Correspondenten der auswärtigen Affairen zu Marseille, Befehl gegeben, ein neutrales Schiff zu besorgen, welches uns an Bord nehmen sollte, wie auch einen Schiffsbaumeister, zwey Juweliere und einige andere Bürger aufzusuchen, welche die Regierung auf Verlangen des Reis-Effendi und Capitain Pascha nach Constantinopel schicken wollte. Wir begaben uns sogleich nach Marseille, wo wir uns bis

zur Einschiffung beschäftigten die Fabriken zu besuchen, und Nachrichten über die Länder, die wir bereisen sollten, vorzüglich aber über den Handel dieser Stadt nach der Levante einzusammeln.

Der Krieg hatte unser Handelsverkehr mit der Türkey noch nicht unterbrochen, das Mittelländische Meer war noch frey, doch mußte man jeden Augenblick erwarten, daß die Engländer und Spanier, mit denen wir schon Krieg hatten, daselbst mit einer überlegenen Macht erscheinen möchten; es war daher nothwendig, unsere Abreise möglichst zu beschleunigen. Der Bürger Guis gab sich alle erfinnliche Mühe, ein neutrales Fahrzeug aufzufinden: aber vergeblich, und er war daher gezwungen, ein Französisches, auswärts gebautes zu nehmen, welches nach Constantinopel bestimmt war, und einen Theil der Handelsflotte ausmachen sollte, die man zu Marseille nach den verschiedenen Handelsstädten der Levante ausrüstete.

Bisher hatten wir uns geschmeichelt in Gesellschaft des Bürgers Semonville zu reisen, der zum Gesandten der Republik bey der Pforte ernannt war; aber eben da alles zu seiner Abreise bereit war, und wir nur noch auf günstigen Wind warteten, erhielt er Befehl vom Minister, nach Paris zurückzukehren.

Wir verließen Marseille den 22. April 1793 mit ungefähr neun und zwanzig Schiffen, unter Begleitung der Fregatte La Sybille Kapitain Rondeau. Das Wetter war schön, der Wind schwach, und das Meer still. Den folgenden Tag erreichten wir die Rhede von Toulon, wo wir bis zum 29sten blieben, um einige Schiffe zu erwarten, die sich verspätet hatten.

Den 25. hatten wir das Vergnügen eine zahlreiche Flotte von Smirna, Salonike und den vornehmsten Handelsstädten der Levante, unter dem Schutz der Fre-

gatte La Modeste, Capitain Venel, ankommen zu sehen. Die merkwürdigen Umstände seines Gefechts mit dem Geschwader des berühmten Seeräubers Lambro, waren zu Toulon schon bekannt, und ich werde dieses Abenteurers in der Folge wieder erwähnen.

Seit zwey Tagen blies der Wind heftig aus Nordwesten, als wir unter dem Schutz des Duquesne von 74 Kanonen, Capitain Venel; der Fregatte Sybille von 40, der Fregatte Serieuse und der Corvetten Sensible und Rossignol, unter Segel giengen.

Der Wind blieb mehrere Tage in der nehmlichen Richtung, so daß wir in kurzer Zeit die westliche Küste von Sardinien, und bald nachher die von Afrika erblickten. Das Meer war dabey so stürmisch, daß die Passagiere ihre Betten wenig verlassen konnten.

In der Gegend von Malta ward das Wetter wieder heiter und der Wind weniger stürmisch. Bey Candien verließ uns der Duquesne und kehrte nach Toulon zurück, worauf der Capitain Rondeau das Commando der Flotte übernahm. Den funfzehnten Tag befanden wir uns am Eingange des Hafens von Milo, wo der Capitain Rondeau einen Lootsen von dieser Insel einnahm.

Die französische Regierung unterhält hier und zu Argentera alte Seeleute, welche den Kriegsschiffen in diesem von Klippen überseeten, und im Winter stürmischen Meere als Lootsen dienen müssen. Wir trennten uns nunmehr nach und nach von mehrern unsrer Gefährten, die nach andern Orten bestimmt waren, und zuletzt blieben nur drey Fahrzeuge unter der Begleitung der Rossignol, die nach Constantinopel segelten.

Unser Schiff war ein so schlechter Segler, daß wir immer die letzten von dieser Flotte waren, und daß die Corvetten uns oft weiter bugsiren mußten. So oft

dies geschah, ergoß sich der Stab unsers Schiffes, der aus den rohesten und unwissendsten Seeleuten des südlichen Frankreichs bestand, in die niedrigsten und beleidigendsten Schimpfreden, die uns nicht selten nöthigten uns einzuschließen, um sie nicht mit anzuhören. Uebrigens behandelten der Capitain sowohl als der Lieutenant und Superkargo alle Passagiere mit der größten Unart, gaben ihnen Grobheiten und Drohungen anzuhören, und verkürzten ihnen die Lebensmittel, obgleich sie im Ueberfluß vorhanden waren, und man für unsre Ueberfahrt und Beköstigung beträchtlich mehr als das gewöhnliche bedungen hatte.

Den 19ten Tag kamen wir Metelino vorbey und entdeckten die Küste von Troas und Tenedos, und da die neblichte Luft irgend einen starken Windstoß vermuthen ließ, beschlossen die Befehlshaber des Nachts beyzulegen, um nicht während der Dunkelheit in den Kanal der Dardanellen einzulaufen; sobald es aber finster genug war, um nicht bemerkt zu werden, wurden in dem großen Zimmer unsers Schiffes die Laden zugemacht, und wir giengen nach Norden hin unter Segel. Der Schiffsbaumeister Brun, und die Schiffszimmerleute, die er bey sich hatte, bemerkten bald, daß man der getroffnen Abrede entgegengesetzte Bewegungen vornahm, und machten darüber Vorstellungen, die aber wie gewöhnlich mit Schmähungen und Drohungen erwiedert wurden, und der Streit ward so heftig, daß alle Passagiere auf dem Verdeck erschienen. Man hatte nehmlich schon lange besorgt, daß Leute, die einen so großen Widerwillen bezeigten, sich bugsiren zu lassen, die Absicht haben möchten, sich einem feindlichen Schiffe zu ergeben, oder das Schiff auf den Strand zu setzen, wozu jetzt die Gelegenheit gerade günstig war. Vielleicht war diese Furcht sehr ungegründet, doch konnte man

sie Menschen verzeihen, die durch üble Behandlungen aller Art aufgereitzt und erbittert waren; und in der That was konnte man nicht diesen Leuten zutrauen, die für achtzehen Personen nicht mehr auftragen ließen als genau für zehn hinreichte, und nachdem sie an unsrer magern Mahlzeit, die auf dem Verdecke und in der Eile verzehrt wurde, Theil genommen hatten, sich in ihrem Zimmer früh und Abends anrichten ließen und allein die besseren Lebensmittel verzehrten, die für alle Passagiere bestimmt waren, und nicht einmahl der kranken und schwangern Frau des Schiffsbaumeisters, und denen an der Seekrankheit leidenden Kindern etwas zur Erquickung überließen.

Um dem Streit ein Ende zu machen, bemerkte ich, daß wir freylich kein Recht hätten uns in die Regierung des Schiffes einzumischen, doch erforderte die Sorge für unsre Sicherheit, daß wir darüber wachten, was auf dem Schiffe den Befehlen des Commandeurs zuwider vorgenommen würde, und dieses alles in einem Protokoll bemerkten. Diese Erklärung wirkte, und die Offiziere stimmten ihren gebieterischen Ton herab. Sie suchten uns zwar zu überzeugen, sie wären so geschickte Seefahrer und mit diesen Küsten so bekannt, daß sie allerdings ohne Gefahr des Nachts in den Canal einlaufen könnten, aber weil wir besorgt wären, versprachen sie beyzulegen und den Tag abzuwarten, welches auch geschah.

Den folgenden Morgen liefen wir mit günstigem Winde in den Canal, und früh am Morgen des 22sten Tages nach unsrer Abfahrt genossen wir des Anblicks von Constantinopel und fegelten in den Hafen ein.

Zweyter Abschnitt.

Schöne Lage von Constantinopel. Aufenthalt daselbst. Der Gesandte der Republik wird zu Travnick arretirt. Verfahren der Pforte. Ankunft einer ausserordentlichen russischen Gesandtschaft.

Es ist schwer die verschiedenen Empfindungen des Reisenden bey dem ersten Anblick dieser großen Stadt und ihrer Einwohner zu beschreiben: die Höhe ihrer Lage, die Mischung von Bäumen, Häusern und Minerett oder Thürmen; der Eingang in den Bosphorus *), der Hafen und die Vorstädte von Galata, Pera und St. Dimitri; Scutari und die grünen Hügel im Hintergrunde; der Propontis mit seinen Inseln, weiterhin der mit Schnee bedeckte Olymp, überall die fruchtbaren und mannichfaltigen Fluren von Europa und Asien; alles dieses zusammen macht das reitzendste und erstaunlichste Gemählde von der Welt. Man wird nicht müde die Schönheit der Lage von Constantinopel zu bewundern, welche so leicht zu verproviantiren und zu vertheidigen ist, und einen so sichern, bequemen und geräumigen Hafen hat.

Wir eilten an Land zu gehen, und ein Schiff zu verlassen, auf dem wir so viel gelitten hatten. Mit Vergnügen erfuhren wir, daß keine Pest in Constan-

*) Bosphorus, oder der thracische Bosphorus, heißt die Meerenge bey Constantinopel und Propontis oder Meer von Marmora, der ansehnliche Meerbusen zwischen dieser Meerenge, und dem Kanal der Dardanellen.

tinopel herrsche. Man führte uns nach dem ersten Handelsdeputirten, und hier erfuhren wir, daß der Bürger Descorches, außerordentlicher Abgesandter bey der Pforte, der an die Stelle des Bürgers Semonville ernannt war, bey seiner Ankunft zu Travnick, durch den Pascha angehalten worden. Ferner, daß der Bürger Forton, den man zum Provisorischen Agenten, nach der Abreise des Gesandten Choiseul, in einer Versammlung von Kaufleuten erwählt hatte, schon seit einem Monate seine Stelle niedergelegt habe, und daß unsere Verbindungen mit der Pforte, nur noch vermittelst der Handelsdeputirten fortdauerten.

Nachdem wir erfahren hatten, was wir wissen mußten, führte uns ein Janitschar nach der Vorstadt Pera, wo die Gesandten, die Agenten der auswärtigen Höfe, und beynahe alle Fremden wohnen, die Kaufleute allein ausgenommen, welche sich zu Galata niedergelassen haben, um mehr in der Nähe des Hafens und ihrer Handelsgeschäfte zu seyn. Pera ist die volkreichste Gegend der Stadt, und die Wohnungen sind daselbst ausnehmend theuer, seitdem sich die reichen Armenier dort niedergelassen haben, um gegen die Erpressungen der Türken einigermaßen geschützt zu seyn, und durch die Nachbarschaft der Europäer etwas mehr Freyheit zu genießen.

Bey unserem ersten Eintritt in die Stadt verwandelte sich der angenehme Eindruck, welchen die schöne Lage und die mannichfaltigen Gegenstände in ihrer Nachbarschaft auf uns gemacht hatten, in eine entgegengesetzte Empfindung. Wir erstaunten nicht wenig, als wir die engen, und schmutzigen, schlecht gepflasterten Straßen sahen, wie auch die übel gebauten, armseligen Häuser von Holz und Erde. Nicht weniger befremdete uns das tiefe Schweigen, welches überall

herrschte, wie auch der stolze Blick und der steife bedächtige Gang der Muselmänner, neben dem demüthigen, schüchternen Ansehen der Juden, Armenier und der Griechen: dieser Contrast ist so auffallend, daß ein Fremder sogleich an der Haltung eines Menschen erkennt, ob es ein Muselmann oder ein *) Raye ist, ehe er gelernt hat sie an der Kleidung zu unterscheiden.

Der Aufenthalt in Constantinopel war bey unserer Ankunft nicht mehr so beschaffen wie vor einigen Jahren. Die Wirkungen der Revolution waren sogar in der Levante fühlbar. Durch sie waren die Franzosen unter einander uneins geworden, und die Fröhlichkeit und die Vergnügungen hatten sich aus ihren Kreisen entfernt: der Krieg hatte den Handel und alle Verbindungen mit Frankreich gestört. Der Gesandtschaftspallast war verlassen, die Wohnungen der anderen Gesandten waren uns verschlossen; beynahe alle Dollmetscher ausgewandert; und die Mönche des Landes schilderten die Franzosen unter den abschreckendsten Farben. Selbst die griechischen Weiber, die sonst um die Gunst der Franzosen buhlten, wagten es nicht mehr, sich Menschen zu nahen, über die eine so allgemeine Verdammniß ausgesprochen war.

Zum Glück hat der Triumph dieser Gegner kurze Zeit gedauert, und ihre Verläumdungen haben uns zum Vortheil gedient, und bey unserer Zurückkunft aus Persien hatten alle Dinge ein weit angenehmeres Ansehen gewonnen.

Die feindlichen europäischen Mächte fanden bald, daß ein französischer Agent bey der Pforte ihren Planen nachtheilig seyn könnte. Sie strebten daher zu

*) So nennt man die Tributpflichtigen türkischen Unterthanen, die Juden, Griechen und Armenier.

verhüten, daß der türkische Hof die Republik und ihren Gesandten anerkennen möchte, und suchten wo möglich, diese Macht zu bewegen, der Coalition beyzutreten, um den Handel von Frankreich in der Levante ganz zu zernichten. Daher erhielt der Bürger Descorches, den man zu Travnik festgenommen hatte, nur die Erlaubniß als Privatmann in Constantinopel zu erscheinen, welches auch zwanzig Tage nach unserer Ankunft, unter dem bescheidenen Titel eines Kaufmanns und unter einem angenommenen Namen geschahe. Er wohnte nicht in dem Gesandschaftshause, und erhielt keinen öffentlichen Charakter. Unsere Politischen und Handelsgeschäfte mit diesem Hofe wurden indeß durch Vermittlung der Deputirten betrieben, welche die Kaufleute jährlich zu ihren Handelsangelegenheiten zu erwählen pflegen.

Man bemerkte indeß in allen Handelsstädten der Levante, daß wenn auch die Regierung die Franzosen nicht mehr wie ehedem begünstigte, so war ihnen das Volk doch noch immer sehr zugethan.

Mittlerweile kündigte man mit großem Gepränge eine außerordentliche Gesandtschaft von Rußland an. Die Griechen von Pera überrechneten schon im voraus den ungeheuern Gewinn den sie dabey machen würden. Die galanten Weiber hofften, sich für den Verlust der Franzosen schadlos zu halten. Die Häuser waren schon im voraus gemiethet und meublirt; die schönsten Kleider, der zierlichste Putz ward aus den Schränken hervorgehohlt, um wieder in Stand gesetzt zu werden. Man wünschte sich wechselseitig Glück, wenn man einander begegnete, zu dieser großen Gesandtschaft; man opferte Gebete für ihre schnelle und glückliche Ankunft, und alles befand sich in der lebhaftesten Spannung.

Wir wohnten so wie mehrere Fremde bey einem französischen Speisewirth, der eine Griechin zur Frau hatte. Dieser Kerl war ein Thor und ein Säufer, und ließ sich von seinem Weibe bereden, sich unter russischen Schutz zu begeben, worauf er uns ankündigte, entweder unsere dreyfarbigten Schleifen abzunehmen, oder sein Haus zu verlassen, denn so lauten, sagte er, die Befehle meines neuen Gesandten. Wir machten einige Versuche ihn zur Vernunft zurückzubringen, und stellten ihm vor, wie viel er verlöre, indem er auf einmahl zehen bis zwölf Personen wegschickte, von denen er einen beträchtlichen Gewinn gezogen habe. Allein seine Frau antwortete mit verächtlicher Miene, die Russen würden sie für allen Verlust entschädigen. Wir verließen also ungesäumt dieses Haus, und bezogen die gerade leere Wohnung der Zöglinge der Dollmetscher.

Endlich erschien die lange erwartete Gesandtschaft. Sie war zahlreich und glänzend. Der Taumel der Griechen war unbeschreiblich und hielt einige Tage an; alsdann aber hatte die Täuschung ein Ende. Sie erfuhren bald, daß die russischen Offiziere nicht reich, und die Soldaten auf Rationen gesetzt waren, übrigens erschien auch bald eine Ankündigung des Gesandten, daß er keine Schulden seiner Offiziere bezahlen würde, und daß jedermann sich vorzusehen habe.

Die Franzosen, die sich um diese Zeit in Constantinopel aufhielten, mußten unter diesen Umständen alle ihre Klugheit und ihren Muth hervorrufen, denn der Haß gegen alle, welche ihrem Vaterlande treu geblieben waren, war so groß, daß die Domestiken des Gesandten, die Soldaten und Offiziere in den Straßen beleidigten und ihnen die dreyfarbigte Cocarde abrissen. Eine Menge Klagen gelangte darüber an die

Pforte, ohne daß diese geneigt schien sich darum zu bekümmern. Endlich ward die Geduld der Franzosen erschöpft, und sie beschlossen sich zu bewaffnen, und jede Beleidigung mit Gewalt zu erwiedern, obgleich ihrer höchstens zwey hundert waren und die russische Gesandtschaft aus achthundert Personen bestand. Ein Paar zu rechter Zeit angebrachte Pistolenschüsse, obwohl nur mit Pulver, und eine Aufforderung an diejenigen Offiziere, welche am keckſten waren, zum Degen zu greifen, machte allen Beleidigungen schnell ein Ende und brachte einen Befehl des Gesandten zuwege, so hitzige und empfindliche Leute nicht ferner zu reitzen.

Dritter Abschnitt.

Charakterschilderung der Muselmänner, Griechen, Armenier und Juden. Volksmenge von Constantinopel. Nahrungsquellen der Einwohner.

Constantinopel enthält eine Mischung von Türken, Griechen, Armeniern, Juden und Europäern, woraus natürlicherweise eine große Verschiedenheit von Sprachen, Sitten und Religionen entsteht. Die Türken sind die zahlreichste Volksklasse, und wohnen zerstreut in allen Gegenden der Stadt und der Vorstädte Die Griechen machen ungefähr den sechsten Theil aller Einwohner aus, und bewohnen eine Gegend am Ende des Hafens, welche den griechischen Namen Fanarakí oder der Leuchtthurm führt. Doch hält sich auch eine große Anzahl zu Pera oder Galata unter den Franken (so nennt man hier alle Europäer ohne Unterschied)

auf. Die Armenier ſind etwas weniger zahlreich, als die Griechen, und haben ihre Wohnungen im Inneren der Stadt und den Vorſtädten; doch haben ſich ſeit einiger Zeit, wie oben bemerkt worden, die Angeſehenſten in Pera unter den Franken niedergelaſſen, doch ohne ſich unter ſie zu miſchen. Die Juden machen die kleinſte Anzahl aus, und wohnen im Inneren der Stadt, doch halten ſich auch einige in Pera und Galata auf, und machen die Mäkler der Kaufleute.

Die Abgeſandten und Agenten der fremden Mächte bey der Pforte, nebſt den Europäern, die der Handel nach Conſtantinopel zieht, machen an zwey tauſend Seelen aus. Die Seeleute bleiben mehrentheils an Bord ihrer Schiffe, die Kaufleute aber wohnen in Galata, um in der Nähe des Hafens zu ſeyn; hauptſächlich aber ziehen ſie dieſe Gegend darum allen andern vor, weil ſie daſelbſt feſte Häuſer von Backſteinen bewohnen, auch dauerhaft gebaute Waarenmagazine beſitzen, die mit kupfernen Fenſterladen verſehen ſind; ſie haben überhaupt nichts verſäumt, was ihre Perſonen und Eigenthum gegen die Feuersbrünſte ſchützen könnte, die ſo häufig in dieſer Stadt wüthen. *)

*) Weil die Häuſer in Conſtantinopel gröſtentheils hölzern ſind, ſo vergeht ſelten ein Monat, daß nicht einige und ein beträchtlicher Theil der Stadt in die Aſche gelegt werden. So lief Conſtantinopel 1788 Gefahr beynahe ganz in Flammen aufzugehen. Iſt das Feuer in einer Stunde nicht gelöſcht, ſo muß der Sultan perſönlich zugegen ſeyn, um die Arbeiter durch Geſchenke und Zureden zu ermuntern. Bey ſolchen Gelegenheiten drängen ſich die Weiber an den Sultan, führen Beſchwerden über ſeine Regierung, und ſchreyen laut über den Geiz und die Erpreſſungen der Großen. Da ſie dergleichen Reden ungeſtraft führen dürfen, ſo entſteht zuweilen eine Feuersbrunſt, um dem türkiſchen Kaiſer die Klagen des Volks hören zu laſſen.

Nur die Muhamedaner, sie mögen übrigens nun Türken oder Araber seyn, können Bedienungen, und Stellen bey der Regierung, oder Staats-Aemter bekleiden, und unter den Janitscharen oder andern Kriegsvölkern aufgenommen werden; in der Marine aber sind beynahe alle Matrosen Griechen, wie ich weiter unten ausführlicher zeigen werde. Ferner beschäftigen sich die Türken mit dem Handel, einige im Großen, mehrere mit dem Detailhandel, und mechanischen Künsten, dem Studium der Gesetze und der Religion, auch der Schreibkunst.

Die Muselmänner besitzen gewöhnlich geringe Kenntnisse, viel Fanatismus und einen lächerlichen Hochmuth. Das Studium derjenigen, die sich den Wissenschaften widmen, schränkt sich gewöhnlich auf die Kenntniß der verschiednen Erklärungen des Korans, der Landes-Gesetze, die aus demselben entlehnt sind, und der Auslegungen der Gesetzgeber ein. Einige beschäftigen sich mit der Dichtkunst, dem Studium der persischen und arabischen Sprachen, imgleichen der Astrologie. Nur sehr wenige haben einige Kenntniß in der Mathematik und Astronomie. Ihre Arzneykunde ist weiter nichts als vom Vater auf den Sohn vererbte Verfahrungsmethode. Sie haben durchaus keinen Begriff von Naturgeschichte, Physik, Geographie, Kenntniß des Seewesens und der Taktik. Von der Geschichte wissen sie nur was sie selbst betrifft, und in Betreff andrer Völker, selbst der Griechen, die vor ihnen die Länder des türkischen Reichs besaßen, stecken sie in der schimpflichsten Unwissenheit. Beynahe alle mechanischen Künste sind bey ihnen in der Kindheit, oder völlig unbekannt, die Färberey, die Verfertigung einiger Zeuge, der Klingen und Messer ausgenommen.

Schon seit langer Zeit haben sich die Europäer und vorzüglich die Franzosen angelegen seyn lassen, ihnen einige nützlichen Künste beyzubringen; aber es ist ihnen nur auf sehr unvollkommene Art gelungen, indem der Nationalstolz, die Unwissenheit und der Fanatismus ihnen immer unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellten. Von den Franzosen haben sie gelernt Kanonen und Mörser zu gießen, Schiffe zu bauen, Flinten, Bajonette und Lavetten zu verfertigen, und Seife zu sieden. Die Nationalgutmüthigkeit war bis zu dem Grade gestiegen, daß man sie bald belehrt hätte, sich ohne unsre Fabrikate zu behelfen. Der Krieg, der jetzt ausgebrochen ist, wird ohne Zweifel alles auf einen andern Fuß stellen. Das Betragen der Türkischen Regierung gegen die Republik, und die bey ihnen angesetzten Kaufleute, wird die Art und Weise wie man künftig mit diesem ungefelligen Volke umgehen muß, in das hellste Licht setzen.

Die Griechen sind munter, geistreich und gewandt: sie treiben allerley Gewerbe, auch einigen Handel, dienen in der Marine, bereisen die verschiednen Seestädte, vertiefen sich aber selten ins Innere des Landes, außer in dem Europäischen Theil des Staats. Sie finden den höchsten Genuß im Tanz und der Musik. Im übrigen Theil des Reichs befleißigen sie sich mit ziemlicher Einsicht des Ackerbaues. Die Reichen besitzen Kenntnisse, sind geschmeidig und sehr ränkevoll; sie lernen Sprachen und geben sich alle erstinnliche Mühe, um als Aerzte, Dollmetscher oder Geschäftsleute der vornehmen Türken, welche die großen Staatswürden bekleiden, angestellt zu werden. Die alten Familien bewerben sich sehr eifrig um die Ehre, als erste Dollmetscher der Pforte gebraucht zu werden, oder zu der Herrschaft der Moldau und

Wallachey zu gelangen, ohnerachtet der Gefahr, die mit diesen Aemtern verknüpft ist.

Sie sind mehrentheils abergläubig, furchtsam, und strenge Beobachter der Fasten. Die Priesterschaft ist zahlreich, und führt ein ziemlich strenges Leben. Die hohe Geistlichkeit ist unterrichtet und reich: die übrigen aber sind arm und unwissend.

Die Armenier sind durchgängig Kaufleute: sie treiben im Türkischen Reich den größten Handel und zeigen dabey die meiste Einsicht. Sie sind geduldig, sparsam und unermüdet. Sie reisen im Innern von Asien und Indien umher, und haben überall Waarenlager und Correspondenten. Die meisten verstehen mechanische Künste. Sie sind Bankiers, Lieferanten und Geschäftsmänner der Paschas und andrer Großen. Man macht ihnen den Vorwurf, daß sie keine Mittel scheuen, um reich zu werden, und oft mit schlechten Waaren betriegen. Demungeachtet beobachten sie sehr treulich was sie versprochen haben, und sind selten wortbrüchig.

Sie sind strenge in ihren Sitten, genaue Beobachter der Vorschriften ihrer Religion, unwissend und abergläubig. Mit etwas mehr Aufklärung und unter einer andern Regierung aber würden sie bald ein sehr schätzbares Volk seyn.

Die Juden erscheinen hier in einem weit nachtheiligern Lichte als in Europa. Unwissender, ärmer und fanatischer als dort, treiben sie jede Art des Handels, und verschmähen auch nicht die niedrigsten Beschäftigungen. Nur wenige unter ihnen sind Aerzte, Dollmetscher oder Geschäftsleute, und keiner von ihnen baut das Land. Ein jeder Handel ist ihnen anständig, wenn er noch so geringe Vortheile bringt. Die Reichen treiben Wucher, leihen auf Pfänder gegen Zinsen von zwey bis drey Procent Monatlich, und selbst noch mehr,

nach Beſchaffenheit der Umſtände. Sie ſind Mäkler, Geldwechsler und Kaufleute, die Türkiſchen Zolleinnehmer bedienen ſich ihrer die Waaren zu taxiren und die Abgaben davon zu heben.

Die Juden ſind in ihren Sitten eben ſo ſtreng als die Armenier, und wie jene gewinnſüchtig, aber dabey unbekümmerter, zumal wenn ſie mit andern Religionsverwandten zu thun haben. Sie wohnen unter ſich in abgelegnen Gegenden, und zittern bey dem Anblick eines Muſelmannes.

Man kann die Volksmenge von Conſtantinopel, die Vorſtädte Pera, Galata und Dimitri mitgerechnet, wie auch die Einwohner von Scutari und aller Dörfer am Bosphorus und in der umliegenden Gegend auf fünfmahl hunderttauſend Seelen rechnen*) Da man im ganzen Türkiſchen Reiche keine Geburts- und Sterbeliſten führt, da die Sitten und Lebensart der verſchiednen Einwohner ſo ſehr von einander abweichen, die Weiber beynahe durchgängig eingeſperrt ſind, und die Reichen oder Vornehmen ſo wenig als möglich ihre Häuſer verlaſſen, ſo giebt es in Conſtantinopel kein anderes Mittel die Volksmenge zu beſtimmen, als durch die Getreide und Mehlkonſumtion, welche, weil die Regierung beydes austheilt, genau bekannt iſt**).

*) Von andern wird die Bevölkerung von Conſtantinopel viel höher berechnet, und ihre Schätzungen variiren zwiſchen ſieben bis achthunderttauſend Einwohner. Indeſſen Eton im Surpex of the Turkish Empire. London 1798. S. 273. ꝛc. bringt durch viet verſchiedene Berechnungen, eine viel geringere Volksmenge heraus als Olivier annimmt, und er glaubt, die Hauptſtadt des Türkiſchen Reichs habe höchſtens 300,000 Einwohner.

**) Getreide und Mehlhandel iſt ein Monopol des Sultans, welches ihm täglich 1360 Pf. St. oder 8160 Thaler ein-

Man kann daher die Volksmenge auf 500,000 Seelen schätzen, wenn man annimmt, daß alle Männer, Weiber und Kinder täglich anderthalb Pfund Mehl verzehren. Denn in jenen Gegenden wird weit weniger Fleisch als im nördlichen Europa verbraucht, dagegen aber weit mehr Brot, Reis, Backwerk, Milch und Früchte, daher diese Berechnung ziemlich richtig ist. Noch muß man einige tausend Centner Mehl und Getreide mit in Anschlag bringen, die täglich, unerachtet der genauen Aufmerksamkeit der Regierung, durch den Schleichhandel eingeführt werden: doch ist dieser Umstand nicht beträchtlich genug, um mehr als einen Unterschied von höchstens 20,000 Seelen anzunehmen.

Wenn wir uns in Europa eine große Stadt wie Constantinopel vorstellen, so sind wir ohne Zweifel geneigt zu glauben, daß die Mittel des Unterhalts mit denen in andern großen Städten Aehnlichkeit haben. Man glaubt, daß ein großer Theil der Einwohner liegende Gründe besitzt, von denen er jährliche Einkünfte zieht, und daß alle übrigen von ihrem Fleiß leben. Man glaubt die Gegenden um die Stadt herum sind in einem Zustande der sorgfältigsten Cultur, mit Palläſten,

---

bringen soll. Täglich werden zwischen 9 bis 11,000 Guilots Getreide verbraucht. Das Guilot wiegt nach der Beschaffenheit des Getreides achtzehn bis zwey und zwanzig Oken oder 56 bis 68 Pfunde. Ein Guilot Weitzen giebt, weil das Türkische Brot bloß halb gebacken, und daher schwer und fencht ist, 27 Oken Brot, die Oke zu $2\frac{1}{4}$ Pfunde englisch. Gewicht, oder zu 3 Pfund 2 Unzen französis. Gewicht gerechnet. Der Sultan bezahlt das Guilot mit einem Türkischen Piaster, verkauft es den Beckern für drey, und das Publikum muß diesen dafür 4 Piaster bezahlen.

Landhäusern, Meyereyen und Gärten geschmückt. Man stellt sich vor, eine so vortrefflich belegene Stadt müsse Erhohlungsplätze und Spaziergänge haben; kurz, man glaubt, Constantinopel müsse in vielen Stücken allen großen Städten Europens gleichen.

Wenn wir aber einen aufmerksamen Blick auf die beträchtliche Volksmenge von Constantinopel werfen, erstaunen wir nicht wenig zu sehen, daß beynahe alle Bewohner dieser großen Stadt ihren Unterhalt von dem Kaiser, den großen Staatsbedienungen oder dem Stande der Dienstbarkeit ziehen.

Um dieses einzusehen muß man wissen, daß die Hauptstadt vermittelst der Abgaben, der Zölle, des Erbrechts, welches der Sultan über alle seine Officianten ausübt, durch Confiscationen der Güter, den Verkauf aller Civil- und Militairbedienungen, die ansehnlichen Einkünfte, welche die Moscheen und die großen Kronbedienten haben, und endlich vermittelst der freywilligen und gezwungenen Geschenke, welche jeder der ein Amt bekleidet, seinen Beschützern machen muß, daß die Hauptstadt sage ich, auf die angeführte Art einen großen Theil der Einkünfte des Reichs verschlingt.

Eben so werden beynahe alle Einkünfte des Fiskus in Constantinopel aufgezehrt, weil sich an diesem Ort allein alle Nationalanstalten befinden; denn in den Provinzen giebt es weder Armee, Seemacht, Arsenale noch Festungen, die auf Kosten des Sultans unterhalten werden. Alle Gouverneurs, Paschas, Mutselims, oder Vicegouverneurs, die Woiwoden müssen anstatt von der Pforte besoldet zu werden, noch jährlich eine mehr oder minder beträchtliche Summe nach der Beschaffenheit und dem Umfange ihres Gebiets in den Kaiserlichen Schatz zahlen. Die Cadis und Mollas verwalten die Gerechtigkeit gegen eine Abgabe von zehen

Procent, und die Erhebung gewisser Zölle. Die Janitscharen und andere Kriegsvölker bekommen nur einen sehr geringen täglichen Sold, der von den Einkünften der Provinzen bezogen wird: sie müssen sich auf ihre eignen Kosten ausrüsten, und in Kriegszeiten zu ihren Fahnen verfügen, ohne daß der Sultan die kleinste Summe zu diesem Behuf hergiebt. Die Officiere oder Agas aber besitzen auf Lebenszeit gewisse Güter, unter der Bedingung, daß sie bey der ersten Forderung sich sogleich zur Armee begeben, und eine gewisse Anzahl Kriegsleute auf ihre Kosten mit ins Feld bringen.

Alle das Seewesen betreffende Anstalten befinden sich in Constantinopel. In keinem andern Hafen werden Kriegsschiffe ausgebessert, oder ausgerüstet. Auch werden sie hauptsächlich in der Hauptstadt gebaut. Zwar giebt es jetzt auch Schiffswerfte zu Sinope, am obersten Ende des Meerbusens Mondania in den Dardanellen, zu Metelino und zu Rhodes, weil in diesen Gegenden das Schiffszimmerholz in der Nähe zu haben ist; aber die Summen, welche zu diesem Zweck aus der Hauptstadt gezogen werden, sind sehr unbeträchtlich und nur für den gegenwärtigen Zeitpunkt. Uebrigens müssen mehrentheils die Paschas diese Kosten tragen.

Die Festungen werden ebenfalls auf Kosten derjenigen Paschas unterhalten, in deren Gebiet sich dergleichen befinden, daher sind sie auch mehrentheils im schlechten Zustande, ja sogar verfallen und in Ruinen. Der Sultan ist in diesem Punkt leicht zu hintergehen, weil er jährlich eine täuschende Berechnung der Unterhaltungskosten erhält. Sollte aber ein Verdacht der Untreue oder Klagen über dergleichen, ihn einmahl bewegen, jemand zur Untersuchung dorthin zu senden, so ist man beynahe sicher, daß eine zu rechter Zeit angebrachte Summe Geldes dem Pascha einen günstigen Be-

richt verschafft; aber würde er auch abgesetzt, oder ließe man ihm sogar den Kopf abschlagen, so kommt die Festung deshalb nicht in bessern Zustand, sein Nachfolger würde einige unbedeutende Reparaturen vornehmen, und sie sogleich unterbrechen, sobald er die gehörigen Maaßregeln zu seiner Sicherheit genommen hat.

Alles Geld in der Türkey, das von Cairo ausgenommen, wird in Constantinopel geprägt, und gewährt dem Sultan eine beträchtliche Einnahme, weil er es von so viel geringerm Gehalt ausmünzen läßt, daß es nicht die Hälfte des innern Werths besitzt, den es unter den vorigen Sultanen hatte. Seit einiger Zeit hat sich das auswärtige Geld sehr vermehrt, doch gilt es nicht nach seinem eigenthümlichen Werth, weil die Handelsbilanz noch zum Vortheil der Türkey steht. Mit Indien verhält es sich ganz anders, indem die Türkey dahin beynahe nichts liefert. Dort nimmt man nur das alte Geld, und selbst diesem zieht man Venetianische, Ungersche und Spanische Münze vor, weil sie von besserm Gehalt ist.

Nach einer wahrscheinlichen Schätzung beläuft sich die Summe, welche jährlich aus den verschiedenen Städten und Provinzen nach Constantinopel geht, ungefähr auf zweyhundert Millionen Livres. Die Einnahme des Staats und die des Sultans beträgt mit Einschluß des Ertrags der Münze etwa hundert und funfzig Millionen Livres *). Die Geschenke aber an diejenigen, wel-

*) Diese Berechnung der Türkischen Staatseinkünfte scheint freylich nach den bisherigen Berechnungen zu niedrig, weil die Summe, welche jährlich in den Hasni oder des Sultans Privatschatz fließen, als Staatsgeheimniß nicht bestimmt angegeben werden kann. Allein, Oliviers Be-

che in Aemtern stehen, die Besoldungen der Geschäftsleute, die Einkünfte der Moscheen, und die Appanagen der Großen betragen alle zusammen nicht mehr als funfzig Millionen. Diese Berechnung giebt uns für den Unterhalt jedes Individuums über dreyhundert Livres jährlich, welches mehr als hinreichend für jede Person im Durchschnitt ist. Ich muß noch anmerken, daß die Industrie von Constantinopel sich lediglich auf die Bedürfnisse der Einwohner beschränkt, und daß der Haupthandel, welcher dort getrieben wird, sich einzig auf die Consumtion der Stadt bezieht, indem der Transitohandel viel zu unbeträchtlich ist, um irgend eine bedeutende Summe Geldes vom Lande in die Stadt zu ziehen.

Man sieht aus dem oben gesagten, daß die Stadt gegenwärtig ihre große Bevölkerung nur der Gegenwart des Fürsten, dem Aufwande des Hofes und den öffentlichen Anstalten verdankt. Wenn aber Constantinopel alle die Vortheile benutzte, welche die glückliche

---

rechnung ist eher zu hoch als zu niedrig angesetzt, denn nach Etons Bemerkungen über diesen Gegenstand, der ihn von allen Neuern aufs genaueste untersucht hat, steigt der Miri, oder die jährige Einnahme der Reichsstaatskasse nicht höher als 44,942,500 Piaster. Da dieser Piaster aber nur den innern Werth von acht gute Groschen Conventionsgeld hat, so beträgt jene Summe nur 14,980,833 Reichsthaler. Wäre also die Einnahme beyder Kassen hundert funfzig Millionen Livres oder 37½ Millionen Thaler, so müßte die Privatkasse des Kaisers, deren ungewisse Einkünfte größtentheils aus dem Verkauf der Aemter, zehn Prozent von allen Erbschaften, und den konfiscirten Reichthümern der Großen bestehen, fast gleiche Revenüen wie die Reichskasse haben, oder jährlich 12,520,000 Thaler einnehmen.

Lage zwischen dem schwarzen und dem mittelländischen Meer, zwischen Europa und Asien ihm gewährt; wenn es von dem Umfange, der Bequemlichkeit und Sicherheit seines trefflichen Hafens Vortheil zöge; wenn die Industrie reger wäre; wenn die Gegenstände der Kunst im ganzen Reiche, und sogar jenseits desselben verbreitet wären; wenn die Einwohner durch die Cultur des Bodens sich die fehlenden Lebensmittel und die Materialien für ihre Fabriken zu verschaffen suchten; wenn es ihnen gelänge, die Pest, diese verderblichste Geißel des Menschengeschlechts, auszurotten, dann würde ohne Zweifel diese Stadt bald einen ungeheuern Umfang und vielleicht eine zu starke Bevölkerung bekommen.

Die reichsten Privatleute des Reichs kommen hier nicht wie in andern Ländern nach der Hauptstadt, um in Weichlichkeit und Müßiggang ihre Einkünfte zu verzehren. Die Agas und vornehmen Herren bleiben auf ihren Gütern, um sie zu erhalten, oder sich im Besitz derselben zu sichern. Die Paschas können ihre Gouvernements nicht ohne einen ausdrücklichen Befehl des Sultans verlassen: die Mollas, die Cadis kommen nie nach Constantinopel, außer wenn sie abgesetzt sind, um dann von neuem sich um ihr verlornes oder ein anderes Amt zu bewerben.

Mehrentheils fliehen sie sogar die strenge Nähe des Hofes: und verlassen sich auf zuverlässige Geschäftsleute, die für sie cabaliren und für Geld alles bewirken. Das Geld verschafft hier Beförderungen, das Geld schafft Beschützer und einträgliche Aemter.

Daher giebt es hier eine eigne Classe von Leuten, welche kein ander Geschäft treiben, als Geld auf Wucher zu leihen.

Vierter Abschnitt.

Ueber das Serail des Sultans. Von den Verschnittenen, Pagen, Gärtnern, Stummen, Zwergen und Capidjis.

Die Anzahl der Personen, die dem Groß-Sultan anhängen und in seinen Palästen und Landhäusern gebraucht werden, ist sehr beträchtlich, und äußerst kostbar zu unterhalten: man kann sogar behaupten, daß ihm in Ansehung des Luxus, der im Innern des Serails herrscht, und der Reichthümer die daselbst eingeschlossen sind, kein Europäischer Fürst gleich kömmt.

Bekanntermaßen erlaubt das Gesetz Mahomeds jedem Muselmann, nicht allein vier gesetzmäßige Frauen zu haben, sondern es gewährt ihm sogar die Freyheit, sich so viel Beyschläferinnen zu halten als er ernähren kann. Der Sultan aber darf sich entweder aus Stolz oder aus politischen Rücksichten nicht vermählen wie seine Unterthanen. Er hält sich für viel zu hoch über das übrige Menschengeschlecht erhaben, um sich mit einem Weibe durch die Bande der Ehe zu vereinigen, und sie dadurch gewissermassen zu seinem Range zu erheben. Er hat bloß eine unbestimmte Anzahl Sklavinnen, die zu seinem Vergnügen dienen, und ihm einen Nachfolger geben sollen. Unter dieser großen Anzahl sind nur sieben, welche, nachdem sie mehr oder minder die Gunst des Sultans genossen haben, zu einem höhern Range als die übrigen gelangen: diese sind seine

Favoritinnen. Sie genießen am häufigſten ſeine Gunſtbezeugungen, und erlangen zuweilen einen nicht geringen Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten. Man legt ihnen die Benennung Kadeun bey.

Diejenige Sklavin, welche Mutter eines Sohnes wird, führt den Nahmen Haſſeki oder Aſſachi Sultana: ſie bekommt ein Haus und Sklavinnen, nebſt einem ausgezeichneten Rang; man begegnet ihr mit der größten Achtung, ſie genießt eine Art von Freyheit im Innern des Harem, und hat das Vorrecht ſich dem Sultan ſo oft ſie es wünſcht, zu nähern. Wenn aber ihr Sohn ſtirbt, ſo tritt ſie in die Zahl der Kadeuns zurück, oder wird nach dem alten Serail geſchickt.

Die andern Sklavinnen heißen Odelike, von dem Wort Oda, welches ein Gemach oder Zimmer bedeutet. Wird eine von ihnen ſchwanger, ſo wird ſie ſehr ſorgfältig behandelt, und die Verſchnittenen begegnen ihr mit großer Ehrfurcht, wenn der Sultan noch keine männlichen Kinder hat. Hat er aber ſchon Söhne von irgend einer begünſtigten Schönen, ſo befindet ſie ſich in einer ſehr kritiſchen Lage, und ſie muß ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie mit einer frühzeitigen Geburt davon kömmt, oder ihr Kind, ſobald es das Licht der Welt erblickt hat, erſticken ſieht. Wenn eine von dieſen Odelikeu eine Kadeun werden ſoll, (eine Ehre, nach der ſie alle begierig ſtreben) muß eine von den ſieben Günſtlinginnen nach dem alten Serail geſchickt werden, welches eine Art von Verbannungsort für diejenigen Weiber iſt, welche das Unglück haben, dem Herrn zu mißfallen.

Nach dieſem alten Serail werden auch alle Weiber des entſetzten oder verſtorbenen Sultans gebracht, wo man ſie im Wohlſtande unterhält, und ſie mit Achtung behandelt; ſie können aber dieſen Zufluchtsort nie wie

der verlassen: denn die Muselmänner würden es für unanständig halten, wenn eine Sklavin, die ehedem die Gunst des Sultans besessen hätte, in die Arme eines andern Mannes übergienge. Nur die Mutter des neuen Sultans behält ihre Freyheit, einen Pallast und bestimmte Einkünfte. Der neue Harem wird bald wieder besetzt, denn die Kaufleute kommen von allen Gegenden und bieten junge Sklavinnen zum Verkauf an; und die Paschas und Großen wetteifern mit einander, dem Fürsten Schönheiten zu senden, die ihn fesseln können, um sich dadurch bey ihm geltend zu machen, und im Nothfall mächtige Fürsprecherinnen zu haben.

Frühere Reisende haben uneigentlicherweise den Weibern des Sultans den Titel Sultannin beygelegt: dieser wird aber in der Türkey nur den Prinzessinnen vom Geblüt, den Töchtern eines Sultans, oder wie oben gesagt worden ist, der Mutter des regierenden Fürsten beygelegt, die Töchter der Sultane aber werden nur Kanum Sultane genannt.

Die Aufsicht über die Weiber ist den schwarzen Verschnittenen anvertraut, welche so vollständig verstümmelt sind, daß keine Spur ihres Geschlechts übrig ist. Die morgenländische Eifersucht hat sehr richtig geurtheilt, daß solche Geschöpfe weit eher Haß und Verachtung einflößen als Freundschaft und Vertrauen erregen könnten, welches sicher der Fall gewesen wäre, wenn man Weibern die Sorge für den Harem anvertraut hätte.

Das Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen, welcher Kislar-Aga heißt, ist eine von den angesehensten Personen im Reiche. Er kündigt den Sklavinnen den Willen des Herrn an. Außer dem Ansehen, welches er im Harem behauptet, hat er auch die Oberaufsicht über alle kaiserliche Moscheen; ihm ist die allgemeine Verwaltung aller frommen Stiftungen anvertraut, wel-

che mit jenen in Verbindung ſtehen. Er hat den Vorrang vor dem Oberhaupt der weißen Verſchnittenen, und was für einen Sklaven noch weit ſchmeichelhafter iſt, er hat öfters den Zutritt zu ſeinem Herrn, und beſitzt gewöhnlich ſein ganzes Vertrauen. Seine Einkünfte ſind ſehr anſehnlich.

Der zweyte Verſchnittene des Serails heißt Khasne-Vekili; er vertritt den Kislar-Aga, wenn er ſtirbt, oder abgeſetzt iſt. Er hat die allgemeine Verwaltung des innern kaiſerlichen Schatzes, den man von den Reicheinkünften, und Khasna (Hasnih) genannt wird, unterſcheiden muß, der Khasnadar-Aga, oder Vorſteher dieſer Schatzkammer iſt einer von den vertrauten Pagen. Es giebt noch einige andere Verſchnittene, welche beſondre Würden haben, dergleichen ſind der Verſchnittene der Sultannin Mutter, ein anderer, welchem die Aufſicht über die Prinzen anvertraut iſt, diejenigen, welche die königliche Moſchee der Sultane Valide bedienen, wo die Sklaven des Sultans ihr Gebet verrichten; der, welche die beſondre Oberaufſicht über die Zimmer der Kaſelzi hat, und einige andere, deren Geſchäfte minder bedeutend ſind.

Die weißen Verſchnittenen dürfen ſich nicht den Weibern nahen; ſie werden außerhalb des Harems, und zum beſondern Dienſte des Sultans gebraucht. Sie bewachen die Thüren des Serails, und haben die Aufſicht über die Pagen, die ſie auch unterrichten. Ihr Oberhaupt heißt Capu-Agaſſi.

In der Mitte der Straße von Pera, ſieht man einen anſehnlichen Pallaſt, in dem eine Menge junger Leute wohnen, und auf Koſten des Staats unterhalten werden, man nennt ſie Ichoglans. Ihre Beſtimmung iſt: Pagen des Sultans zu werden, und die vornehmſten Aemter des Staates zu bekleiden. Gewiſſe Codjas

oder Lehrer kommen alle Tage, sie im Persischen, Türkischen und Arabischen, in der Schreibkunst, und in den Vorschriften des Korans zu unterrichten. Man übt sie auch den Dgerid*) zu werfen, zu reiten, den Säbel mit Gewandtheit zu führen, und gewöhnt sie zu gleicher Zeit, zu den Funktionen, die sie bey dem Sultan in Zukunft verrichten sollen. Eine große Anzahl wird auch im Innern des Serails erzogen. Die weißen Verschnittenen, welche die Aufsicht über sie führen, begegnen ihnen mit der größten Strenge, und bestrafen das kleinste Vergehen auf das nachdrücklichste. Die Kinder sind weiß gekleidet, und werden sehr frugal beköstigt. Mehrentheils sind es Christenkinder, die man im Kriege gefangen, oder in Georgien und Cirkassien gekauft hat. Sie werden auch von andern Grenzen des Reichs und der Barbarey gebracht: auch nimmt man Kinder rechtgläubiger Muselmänner dazu, seitdem die Türken nicht mehr mit so glücklichem Erfolg wie ehedem gegen die Christen kriegen.

Diejenigen unter den Ichoglans, die die besten Fortschritte in ihren Studien machen, und am meisten Fähigkeit zeigen, werden zuerst unter die Pagen aufgenommen; sie füllen allmählig die erledigten Aemter aus, und nehmen, wenn die Reihe an ihnen ist, die wichtigsten Stellen des Serails ein.**) Sehr oft erhalten sie

---

* So heißen leichte weiße Stäbe, welche die Türken statt der arabischen Lanzen, in den Spielgefechten gegen einander werfen.

**) In diesem Fall steigen sie zur Casnada oder ersten Kammer des Serails, welche aus vierzig Personen besteht, und sämmtlich den Titel Aga führen. Dreyzehn derselben sind immer um die Person des Großherrn, wie der Selictar Aga, der sein Schwert trägt; Chiodar Aga, der den

vom Fürsten sehr einträgliche Aufträge, und bekommen sehr reiche Geschenke von denen, die durch ihren Einfluß Stellen bekommen.

Unter den jungen Leuten, die im Kriege gefangen, gekauft, oder von andern Gegenden nach Constantinopel gebracht werden, wird bey weitem die größte Anzahl unter dem Titel Adjem Oglan zu den niedrigern Geschäften des Serails bestimmt. Man braucht sie zu Lastträgern, Holzspaltern, Köchen, Fleischern, Wasserträgern, kurz zu allen Arten von Dienstbarkeit. Nur sehr selten befinden sich unter diesen Söhne von Muselmännern. Ist die Anzahl dieser Klasse sehr beträchtlich, so nimmt man mehrere unter die Gärtner auf.

Die Zahl der Bostangis oder Gärtner beläuft sich auf ungefähr zehentausend: ihr Oberhaupt heißt Bostangi Bachi, und er besitzt ein sehr ausgebreitetes Ansehen. Er hat nicht allein die uneingeschränkteste Macht über die Palläste und Gärten des Sultans, sondern er handhabt auch die Polizey in den Gegenden um die Hauptstadt und um den Canal, bis an den Eingang des schwarzen Meeres. Er wacht über alle Ausschweifungen, und bestraft die Diebereyen und andere Unordnungen die in diesem Bezirk vorfallen. Er führt das Steuerruder der Caique (eine Art leichter Fahrzeuge mit Rudern) des Sultans, wenn er zu Wasser reiset,

---

Saum seines Kleides nachträgt; Rischivodar Aga, der ihm den Steigbügel hält; Schemnégé Aga, der den Schemel beym Auf- und Absteigen wenn er ausreitet in Verwahrung hat ꝛc. S. Businello historische Nachrichten, von der Regierungsart, den Sitten und Gewohnheiten der osmanischen Monarchie, in Le Brets Magazin zum Gebrauch der Staaten und Kirchengeschichte. 1. B. S. 114. ꝛc.

und begleitet ihn überall zu Pferde, wenn er öffentlich erscheint. Dieser Beamte ist einer von den vier Rickah agalesi oder Hofbedienten, die den Sultan überall begleiten müssen, wenn er im Pomp erscheint. Die drey andern sind der Bujuk imbrohor, oder Großstallmeister, der Kutchuk imbrohor oder Unterstallmeister, und der Capidgilar kiayassi oder Großkämmerer.

Die Bostangis sind mehrentheils Söhne von Muselmännern; sie werden gut besoldet, und sind beynahe durchgängig verheirathet. Sie rudern mit der größten Fertigkeit in den Caiquen des Sultans, und tragen Sorge für seine Palläste und Gärten, zerstreuen sich in die Dörfer und Gegenden um Constantinopel, um dort eine sehr heilsame und thätige Aufsicht zu führen.

Man stiftete sie unter den ersten Kaisern und sie waren lange Zeit eine vortrefliche Pflanzschule der besten Soldaten. Aus ihrem Mittel wählte man die muthigsten, stärksten und vor allem die bigottesten und versetzte sie unter die Janitscharen.

Die morgenländischen Sitten erfordern, daß keine Besuche oder geheime Zusammenkünfte Statt finden, wenn nicht die Sklaven oder Domestiken zugegen sind. Die Höflichkeit erfordert, daß Kaffee vorgesetzt wird, daß man von Zeit zu Zeit eine angezündete Pfeife reicht, und nach dem Range des Gastes muß man ihm Scherbet, Essenzen und Räucherwerk anbieten. Sogar wenn ein Muselmann allein ist, muß er von Zeit zu Zeit seine Pfeife und Kaffee haben. Dieses beständige Bedürfniß sich bedienen zu lassen, hat gewiß zuerst den Gebrauch der Stummen und Tauben aufgebracht, wenn man geheime Geschäfte zu verhandeln hat. Der Sultan unterhält in seinem Pallast wenigstens vierzig dieser Taubstummen, die ihn gemeinschaftlich mit seinen Pagen bedienen. Die meisten Großen haben auch dergleichen;

doch werden dabey viele Betriegereyen verübt, die leichtgläubigen Personen zum großen Nachtheil gereichen können. So habe ich oft bey dem Bürger Descorches in den ersten Tagen nach seiner Ankunft einen Menschen gesehen, der für taub und stumm gehalten ward, mit dem man sich schriftlich auf Türkisch unterhielt, und der von den Hofkabalen und Stadtanekdoten Nachricht gab. Dieser Mensch lieh allem was gesprochen wurde, in so horchendes Ohr, daß man sich leicht überzeugen konnte, er verstände mehr als eine Sprache, und daß seine Ohren ihm sehr gute Dienste leisteten. Als er bemerkte, daß man anfieng Verdacht auf ihn zu werfen, blieb er weg, um nicht vergeblich seine Rolle zu spielen.

Der Sultan unterhält auch eine ziemliche Anzahl Zwerge, die eben so wenig geschickt sind, ihm die Zeit zu vertreiben, als ihn zu bedienen. Sind diese mißgestalteten Geschöpfe noch dazu Taubstumme, so steigt ihr Ansehen beträchtlich, und man begegnet ihnen mit vieler Achtung.

Die Capidgis oder Pförtner, deren Anzahl ziemlich groß ist, stehen an den äußern Thoren des Pallasts. Man muß sie aber nicht mit den Capidgis-bachis verwechseln, die eine Art von Kämmerer sind, welche lukrative und ehrenvolle Stellen bekleiden, und alle Aufträge des Sultans ausrichten müssen, dergleichen sind: einem Rebellen oder ungetreuen Beamten den Kopf abschlagen, die Nachricht von der Ernennung zu einem Gouvernement ankündigen, den Nachlaß eines verstorbenen Kronbeamten einstreichen, u. s. w. Ihr Oberhaupt, der immer aus ihrem Mittel erwählt wird, heißt Mie-alem. Die Capidgis-bachis werden zuweilen zu der Würde eines Paschas von zwey Roßschweifen ernennt, und erhalten alsdann die Regierung ganzer Provinzen.

Fünfter Abschnitt.

Caiquen. Der Capudan Pacha. Türkische Seemacht. Die Galiondgis. Vortheile des Hafens von Constantinopel.

Die Ankunft und die Abfahrt der vielen Fahrzeuge, die mit vollen Segeln in den Hafen aus- und einlaufen, und die unzähligen kleineren Böte mit zwey bis drey Ruderern, die in allen Richtungen unabläſſig hin und herkreutzen, gewähren von jedem etwas erhabnen Standpunkt geſehen, ein ſo äußerſt reizendes Schauſpiel, daß man nie müde wird, es zu betrachten. Vorzüglich verdienen die Caiquen bemerkt zu werden. Dieſes ſind lange, ſchmale, äußerſt leichte Fahrzeuge, die zwey bis drey, ſelten aber vier Paar Ruder führen. Sie haben zwey auch drey Segel, die man aber nur bey gutem Wetter und wenn der Wind nicht ſtark iſt, aufſpannt. Dieſe kleinen Fahrzeuge führen keinen Ballaſt, und ſind ſo leicht, daß der geringſte Windſtoß ſie umſchlägt, wenn der Schiffer nicht Sorge trägt, das Segel ſchnell einzuziehen, und ſich durch eine Wendung mit dem Steuerruder umzulegen. Die Anzahl dieſer Caiquen iſt ſo groß und ſie durchſchneiden das Waſſer mit ſolcher Schnelligkeit, daß zuweilen alle Geſchicklichkeit der Ruderer nicht hinreichend iſt, um zu verhüten, daß ſich zwey gegen einander ſtoßen, und daß eines umſchlägt, zumal bey ſtürmiſchem Wetter; denn alsdann berechnen die Ruderer nicht hinlänglich die Wirkung des Windes auf ein ſo leichtes Fahrzeug,

zeug, welches eine so große Oberfläche außerhalb des Wassers darbietet. In diesem Fall ist es gut schwimmen zu können, denn man leistet denen, welche dieses Unglück betrifft, selten Beystand, indem eines von diesen Böten selbst Gefahr laufen würde umzuschlagen, wenn man sich bestrebte einen solchen Unglücklichen einzunehmen.

Die Bauart dieser Caiquen, ist in Absicht auf Zierlichkeit der Form und Leichtigkeit der Bewegung, unverbesserlich. In zwey Stunden kömmt man mit Hülfe der Segel und eines geringen Windes von Constantinopel bis nach den Prinzeninseln, welche zehen bis zwölf Meilen entfernt sind; und selbst gegen den Strom, und bey widrigem Winde brauchen drey Ruderer nicht mehr Zeit, um nach Bujuk Déré zu gelangen, welches funfzehn Meilen weit ist.

Die Caiquen des Sultans erkennt man an der Größe, Vergoldung, Zierlichkeit, und an der Anzahl und Geschicklichkeit der Ruderer. Sie führen deren vierzehn Paar, und sind mit acht und zwanzig weiß gekleideten Bostangis bemannt. Der Bostangi-bacht regiert, wie oben gesagt worden, das Steuerruder. Die großen Hofbedienten und fremden Gesandten, haben sieben Paar. Bey diesen großen Fahrzeugen muß man nothwendig zu jedem Ruder, einen Mann haben, in den kleinen Caiquen aber, führt einer zwey Ruder.

Im Winter fährt der Sultan selten zu Wasser; im Sommer aber, besucht er öfters die verschiednen Palläste, die er am Canal des schwarzen Meeres besitzt, oder das Lustschloß der süßen Gewässer, zwey Meilen von der Stadt in dem schmalen Thal, das der kleine Fluß durchströmt, welcher sich am obern Theil in den Hafen ergießt, und einen so sanften Lauf hat, daß die Caiquen bequem bis nach dem Pallast hinaufschiffen können. Die

Abfahrt und Ankunft des Sultans wird jedesmahl durch Kanonenschüsse angekündigt, und man kann sich leicht das Vergnügen machen, ihn vorbeyfahren zu sehen. Man erkennt seine Caique, an einem schönen, karmosinrothen Zelt, welches am hintern Ende des Fahrzeuges aufgerichtet ist. Verschiedene Böte von gleicher Größe, in welchen sich die vornehmsten Offizianten befinden, folgen nach, und eine große Anzahl kleinerer umgeben den Zug von allen Seiten.

Ehe wir einige Nachrichten von der türkischen Marine mittheilen, wird es nothwendig seyn, mit einigen Worten des Capudan-Pacha zu erwähnen, dessen Eifer und Thätigkeit sich unermüdet gleichförmig erhalten haben, seitdem er die Seemacht des türkischen Reichs befehligt, und sich an der Spitze aller Anstalten der Marine befindet. Er steht bey Selim III. in einem Ansehen, welches die Zeit immer mehr zu befestigen scheint. In dem glücklichen Alter, wo das Herz noch in seiner ursprünglichen Reinheit schlägt, und zu der Zeit, wo der grausame Argwohn des regierenden Fürsten, den Erben des Reichs, wie einen Gefangenen bewacht, war Hussein, aus Cirkassien gebürtig, der Sklave des jungen Selim. Er ward bald der gefällige Gehülfe seiner Vergnügungen, der Vertraute seines Herzens, und sein Freund. Die Verbindungen des kindischen Alters sind manchen Abwechselungen unterworfen, welche aus den Launen jener frühen Jahre entstehen; sehr häufig befestigt aber die Vernunft, was eine wechselseitige Neigung gegründet hat, und dann sind die Freunde der Kindheit an einander Zeitlebens gefesselt.

Ein glücklicher Umstand befestigte die Freundschaft des Sultans für den Capudan-Pacha. Man sagt, Selims Leben sey, durch Ränke des Serails, in Gefahr gewesen, ehe er den Thron seiner Väter besteigen konnte,

die Warnung einer Sklavin des Serails, der Schwester Hussein's rettete sein Leben. Von diesem Zeitpunkte an, war seine Dankbarkeit ohne Grenzen; sobald Selim zur Regierung kam, vermählte er Hussein mit der Tochter Abdul-Hamids, überhäufte ihn mit Wohlthaten und machte ihn zum Oberaufseher der Seemacht und Großadmiral. Dieser, im Innern des Serails, ohne Kenntnisse, ohne Unterricht aufgewachsen, befand sich anfänglich in seinem neuen Posten in Verlegenheit, da er um sich keinen einzigen Menschen sahe, der ihm beystehen, und seine Schritte leiten könnte; doch folgte er bald dem Beyspiel seines Vorgängers, und berief Ingenieure und Kunstverständige aus Frankreich, um die Arbeiten des Arsenals zu lenken, und mit Thätigkeit die Plane, die er entwarf, auszuführen.

Hassan-Pacha, sein Vorgänger, ein größerer Mann als er, aber nicht minder unwissend, mußte mit manchen Schwierigkeiten kämpfen, weil er nicht wie dieser, das ganze Vertrauen seines Herrn besaß. Er hatte einen französischen Schiffsbaumeister, Nahmens Leroi berufen, und ihm erlaubt, den türkischen Schiffen, die Form der europäischen zu geben, welche sie vorher nicht hatten. Der jetzige Capudan-Pacha, brauchte nur auf jener Spur fortzugehen, aber glücklicher als jener, fand er in der Gunst des Sultans, alle Mittel, durch den nöthigen Kostenaufwand, seinen Planen einen glücklichen Fortgang zu verschaffen.

Die beyden letzten unglücklichen Kriege gegen Rußland, hatten den Sultan und den Divan, von der Nothwendigkeit überzeugt, eine starke Seemacht zu unterhalten, sowohl um ihre Besitzungen im schwarzen Meere, und im Archipelagus zu decken, als auch die Hauptstadt gegen alle Beleidigungen von Seiten der Russen zu schützen. Da nun der Capudan-Pacha die Mittel in Hän-

den hatte, einen groſsen Theil der Staatseinkünfte für das Departement der Seemacht anzuwenden *), so sind auch mit Hülfe dieſes Mittels eine Menge Schiffe gebaut worden. Die türkiſche Seemacht beſteht gegenwärtig aus zwanzig Linienſchiffen, von denen eins ein Dreydecker iſt, aus zwanzig Fregatten oder Korvetten, von denen einige vierzig Kanonen führen, und aus mehreren kleineren Schiffen. Bey unſerer Abreiſe im ſechſten Jahre der Republik arbeitete man ſehr emſig am Schiffsbau im äuſserſten Ende des ſchwarzen Meeres, zu Sinope, im Meerbuſen von Mandania, in den Dardanellen, zu Metellino und zu Rhodus. Wenn alſo nichts ſich ereignet, um die Projekte des Capudan-Pacha zu unterbrechen, oder wenn die jetzt auf die Seemacht verwendeten Summen nicht wieder abgeleitet werden, ſo kann die Pforte bald im Beſitz einer anſehnlichen Anzahl Schiffe, nach Art der europäiſchen ſeyn. Es frägt ſich aber: Wird ſie eine hinlängliche Anzahl Matroſen haben, um ſie gehörig zu bemannen, und genug geſchickte Offiziere zuſammen bringen können, um dieſe Flotte zu kommandiren?

Unglücklicherweiſe hat der Capudan-Pacha nicht die groſsen Einſichten eines Staatsmannes, und eben ſo wenig die Kenntniſſe, die ſein Poſten erfordert. Er läſst ſich mit der Kleingeiſterey eines Menſchen, der mehr guten Willen als Kopf beſitzt, in die geringſten Details ein. Man ſieht ihn ſelbſt die Geſchäfte des Ar-

*) Während des letzten Krieges mit Rußland, koſtete die ganze türkiſche Flotte 5300 Beutel, oder 2,650,000 Piaſter, davon betrugen die Bau- und Ausrüſtungskoſten, 904,000 Piaſter. Damahls koſtete ein, in Sinope erbautes Linienſchiff ohne Kanonen und Takelage, 9000 Pfd. Sterl. zu erbauen.

fenals beobachten, und den ganzen Tag zubringen, um die Arbeiter durch seine Gegenwart aufzumuntern, aber weiter reichen auch seine Einsichten nicht; er hat nie den Handel befördert; er hat nicht einmal einen Entwurf gemacht, um Seeleute zu bilden. Zwar hat man schon seit langer Zeit eine Schule der Mathematik im Arsenal, und Tott stiftete eine zweyte für die Schifffahrt, aber sie sind nicht hinlänglich aufgemuntert worden, und die Kenntnisse der Lehrer sind zu beschränkt, um großen Nutzen von den Schulen zu erwarten.

Die Türken haben gewöhnlich keinen Hang zum Seeleben; sie können sich zu der Geschäftigkeit nicht bequemen, welche das Seewesen erfordert, und eben so wenig die mancherley Entbehrungen ertragen, welche unvermeidlich damit verknüpft sind; sie bedienen sich dazu lieber der Griechen, welche in diesem Stande, wie in jedem anderen, eine Einsicht und Thätigkeit zeigen, von der die Türken keinen Begriff haben. Die Griechen manövriren ziemlich gut, und führen ihre kleinen Fahrzeuge in bekannten Meeren mit vieler Geschicklichkeit; sie besitzen aber nicht die geringsten theoretischen Kenntnisse der Schifffahrt: beynahe alle fahren ohne Kompaß, und richten sich bloß nach der Kenntniß der Berge und Küsten; sie weichen jedem etwas starken Winde aus, und warten die Wiederkehr des günstigen Wetters in dem ersten besten Hafen ab.

Ehedem hießen die Matrosen und Seesoldaten auf den Schiffen der Pforte Levens oder Leventis: gegenwärtig nennt man sie Gallondgis. Die ersteren sind Türken aus den Seestädten, oder Griechen vom Archipelagus; sie sind beständig im Dienst, werden richtig besoldet, und müssen auf den ersten Befehl bereit seyn, sich einzuschiffen. Die Seesoldaten sind durchgängig Muselmänner, und empfangen ihren Sold nur

wenn sie wirklich gebraucht werden: in Friedenszeiten erhalten sie die Erlaubniß in ihre Heimath zurückzukehren und ihre gewohnten Beschäftigungen vorzunehmen. Der Griechen bedient man sich auf einem Kriegsschiffe nur zum manövriren: die Vertheidigung desselben wird bloß den Muselmännern anvertrauet, denn es ist der Regierung wohl bekannt, daß die Griechen nicht sehr geneigt sind, für ihre harten Despoten zu fechten.

Wenn es die Bedürfnisse des Staats fordern, nimmt man seine Zuflucht zu den Kauffartheyschiffen, und wenn es nöthig ist, erscheint ein Firman vom Sultan, in dem jedem Primas einer Insel des Archipelagus, und dem Gouverneur einer jeden etwas beträchtlichen Seestadt anbefohlen wird, eine gewisse Anzahl Matrosen nach Constantinopel zu senden. Dieses haben wir selbst erlebt im Frühjahre des sechsten Jahres, wo man drey Linienschiffe, zwey Caravallen, drey Fregatten, drey Corvetten und funfzehn Kanonier-Schaluppen bemannen wollte. Diese letzteren waren bestimmt, die Donau hinaufzusegeln, um den Angriff zu unterstützen, den der Capudan-Pacha gegen Widdin im Sinn hatte, wo Pasvan-Oglu eingeschlossen war.

Die Galiondgis sind schlecht disciplinirt, sehr aufrührisch und gemeinhin sehr verderbt. Vor ihrer Abreise überlassen sie sich häufig den größten Ausschweifungen, welche die Regierung duldet, aus Furcht, sie durch Strafen aufzubringen. Die Juden, Armenier, Griechen und selbst die Europäer sind in diesem Zeitpunkt sehr behutsam: sie vermeiden, sich in den etwas entlegenen Gegenden von Pera und Galata sehen zu lassen, und tragen Sorge in ihren Häusern zu seyn, wenn es dunkel wird. Demungeachtet sind in diesem Jahre eine Menge Personen zu Galata angehalten und beraubt, und sogar getödtet worden. Zwar muß man auch an-

merken, daß sich gerade um diese Zeit in Constantinopel und Adrianopel eine Menge Kriegsleute einfanden, um gegen Pasvan-Oglu zu marschiren.

In Pera giebt es einige Häuser, wo die Europäischen Matrosen, die Griechen und sogar die Türken hingehen um zu trinken. Unter diesen Seeleuten entstehen alsdann öfters Streitigkeiten, die sich zuweilen mit Todtschlägen endigen. So waren wir bald nach unserer Ankunft in Constantinopel, Augenzeugen wie ein Galiondgi einen Griechen ermordete und diesen Mord ungestraft begieng.

Einige Griechen saßen ruhig um einen Tisch und tranken, als ein Galiondgi, der für sich allein getrunken hatte, sie auffoderte, für ihn zu bezahlen. Diese weigerten sich, er aber bestand von neuem darauf und begleitete seine Forderung mit dem Beynamen von Hunden, Schweinen und Ungläubigen, mit denen die Türken sehr freygebig gegen andere Religionsverwandte sind. Die Antwort war zum zweyten Mahl abschlägig, aber nicht beleidigend; hierauf zog der Türke seinen Yatagan (einen krummen scharfen Säbel) und drohte die Griechen zu ermorden, und bey der dritten Verweigerung von ihrer Seite erhielt einer von ihnen einen tödtlichen Streich. Der Galiondgi äußerte weder Furcht noch Reue, mit einem Pistol in der einen und seinem Yatagan in der andern Hand, gelang es ihm alle Anwesenden entfernt zu halten. Als bald darauf die Wache bloß mit Stöcken bewaffnet ankam, um ihn zu ergreifen, zog er sich ruhig zurück. Er drohte, auf den ersten der ihn angreifen würde, Feuer zu geben, wehrte sich immer auf dem Rückzuge, verwundete einige, und erreichte so die Begräbnißplätze am westlichen Ende von Pera, die auf einer kleinen Anhöhe liegen. Unter dem Schutz der Cypressenbäume die daselbst stehen, gelangte

er zu der Flotte, wo er seine Kameraden fand, die ihn in Empfang nahmen und seine Flucht beförderten.

Vormals waren die türkischen Kriegsschiffe so eingerichtet, daß jeder Türke auf demselben sein Logis, Küche und seine ganze Wirthschaft hatte. Dadurch waren die Räume zwischen den Verdecken so gedrängt voll, daß man sich nur mit Mühe des Geschützes bedienen konnte, und schon immer mehrere Salven vom Feinde erhalten hatte, ehe man eine erwiedern konnte. Die Kanonen waren von verschiedenem Caliber, und da der Dienst ohne Ordnung und Sorgfalt verrichtet wurde, waren die Kugeln, welche man zum Laden der Kanonen brachte, bald zu groß, bald zu klein; so daß allein durch diesen Umstand ein Schiff von der ersten Größe, sich kaum gegen eine Fregatte vertheidigen konnte. Seit einigen Jahren aber sind einige dieser Mißbräuche abgeschafft und es herrscht im Dienst eine größere Ordnung.

Der Capudan-Pacha ist, wie schon oben gesagt worden, der Großadmiral und Oberaufseher der ganzen Seemacht: er kommandirt gewöhnlich in eigener Person das Geschwader; er besetzt alle Stellen; er ordnet alle Reparaturen und den Bau aller neuen Schiffe an; aber der Tersana-emini ist eigentlich der Minister des Seedepartements, weil er die Verwaltung der Gelder, die zum Seewesen bestimmt sind, in Händen hat, ferner für die Vorräthe in dem Arsenal sorgt, die Ausrüstung der Schiffe bewerkstelligt, und über die Arbeiten wacht; unter ihm stehen Aufseher, Unteraufseher, und einige Capitains, die in den Häfen kommandiren, sowohl um seine Befehle auszurichten, als über die Polizey zu wachen.

Die Länge des Hafens, von der Spitze des Serails bis an das Dorf Ejub, beträgt an 3000 Klafter; seine

geringste Breite ist 300; vor dem Arsenal aber und vor Topana ist sie über 500 Klafter. Die Kriegsschiffe liegen dicht an einander längs dem Arsenal. Die Kaufahrtheyschiffe aber ankern gewöhnlich längs der Vorstadt Galata.

Man läuft mit der größten Leichtigkeit mit allen Winden, die in diesen Gegenden zu wehen pflegen, aus dem Hafen. Nur bey dem Ostwinde könnte es einige Schwierigkeiten haben, aber dieser ist hier äußerst selten und nie anhaltend. Um in den Archipelagus zu segeln, muß man Nordwind haben, wenn man aber nach dem schwarzen Meere will, muß man Südwind abwarten. Die Lage der Meere und Küsten macht, daß diese beyden Winde hier am häufigsten wehen; doch ist der Südwind seltner als der Nord, und bläset in den drey Sommermonaten beynahe niemahls, so daß man in dieser Jahreszeit selten den Hellespont hinauf segeln kann.

Obgleich dieser Hafen eigentlich keine Rhede hat, so besitzt er doch alle Vortheile die damit verbunden sind, indem das allerzahlreichste Geschwader, in völliger Sicherheit im Bosphorus ankern, und den Augenblick der Abfahrt erwarten kann. Auch könnten die Schiffe bequem zwischen der Küste von Asien und den Prinzeninseln liegen, oder auch längs der Stadt bis St. Stephano, wenn nur der Wind aus Norden weht.

Die Lage dieses Hafens ist so beschaffen, daß er nichts von einer feindlichen Flotte zu besorgen hat, indem es sehr leicht seyn würde, den Eingang in den Bosphorus und in den Hellespont zu versperren, wenn man diese wichtigen Pässe befestigte. Der Propontis könnte zu den militärischen Evolutionen dienen und eine praktische Schule der Schifffahrt werden. Dieser Meerbusen hat außerdem den großen Vortheil, eine sehr beträchtliche Seemacht fassen zu können, sowohl wegen

seines Umfanges, und der Leichtigkeit sich alle Bedürfnisse, zum Bau, zur Reparatur und zur Ausrüstung einer grossen Flotte zu verschaffen, als auch, weil man in kurzer Zeit aus der großen Anzahl der Häfen und Seestädte in der Nähe, die erforderlichen Matrosen leicht zusammen bringen kann.

Endlich besteht einer von den unschätzbarsten Vorzügen des Hafens von Constantinopel darin, daß er nie verschüttet werden kann, weil ein Theil der Gewässer, die aus dem schwarzen Meere kamen, bey der vorspringenden Landspitze des Serails zurückfließen, den ganzen Hafen durchstreichen, und alle Unreinigkeiten, welche die Türken unaufhörlich hinein werfen, wegschwemmen.

Zur Zeit unserer Abreise verfertigten einige schwedische Schiffsbaumeister ein Becken oder eine Docke im Arsenal, um zur Ausbesserung und selbst zum Bau der größten Schiffe zu dienen. Der Fels, welchen sie dazu aushöhlten, war weich und leicht zu bearbeiten, und doch so wenig porös, daß die einfachste Pumpe hinreichend war, um das Wasser her auszuziehen. Man könnte in der Folge mit geringem Kostenaufwand diese Schiffsdocken vervielfältigen, welches für die Seemacht dieses Landes äußerst nützlich seyn müßte.

Sechster Abschnitt.

Spaziergang in die Gegenden um Pera. Gräber der Armenier. Fahrt nach Scutari. Beschreibung der Begräbnißplätze. Der Ber. Burgurlu. Ceremonien der heulenden Derwische.

Bis zur Ankunft des außerordentlichen Bothschafters der Republik, erlaubte uns der Zustand unserer Kasse

nicht weite Ausflüge zu machen: wir mußten uns begnügen die Stadt und ihre Umgebungen, und in Asien Scutari, und die ehemahlige Lage des alten Chalcedons zu besehen. Unsere ersten Schritte lenkten sich nach den Begräbnißplätzen von Pera, welche eines Theils zu Spaziergängen und zur Erlustigung dienen, und anderen Theils viele traurige Erinnerungen zurückrufen. Man gelangt dahin durch die lange Straße von Pera, und befindet sich am Ende derselben auf einer flachen Anhöhe, zum Theil mit Rasen bedeckt, welche die Begräbnißplätze der Armenier und weiterhin die der Europäer einnimmt. Zur Seite sieht man Kornfelder, und etwas weiter hin einen dichten Cypressenhayn, welches der ungeheuer große Begräbnißplatz der Muselmänner ist. Eine Anzahl Bostangis hält sich hier in einer Art von Pavillon auf, um den Spaziergängern, Pfeifen und Caffee zu reichen. Dieser Ort, der seiner Bestimmung nach Trauren erwecken soll, ist außerdem durch die unendlich schönen und mannigfaltigen Aussichten, welche die Küste von Asien, und die Ufer des Bosphorus darbieten, und durch den Anblick des Meers von Marmora und eines großen Theils von Constantinopel äußerst reitzend.

Die Gräber der Europäer sind in einem ziemlich weiten Raum zerstreut: die mehresten zeichnen sich durch einen großen Leichenstein aus, dem eine mehr oder minder emphatische Inschrift eingegraben ist. Man nimmt dazu einen weißlichen, körnichten und mit Grau geäderten Marmor, aus der Insel Marmora. Die Gräber der Armenier sind wie Rasensitze geformt, und von verschiedenen Bäumen angenehm beschattet. Diese Bäume sind Maulbeerbäume, Platanen, Eschen, Ulmen und Nußbäume.

Die Gräber sind sehr dicht neben einander, und mit einem Marmor bedeckt, auf dem an der obern Seite eine Blumenvase, das Werkzeug, welches das Gewerbe des Verstorbenen bezeichnet, und eine armenische Inschrift, in erhabener Arbeit angebracht ist. Der Verstorbene muß in seinem Leben sehr dürftig gewesen seyn, wenn bloß ein einfacher Stein ohne Zierathen seinen Grabhügel deckt. Zuweilen sieht man neben der Inschrift die Abbildung eines Menschen, dem der Kopf abgehauen ist. Dieses ist ein Mittel, das Andenken an eine Grausamkeit, an einen Streich des Despotismus der Türken aufzubewahren, und bis auf die spätesten Enkel fortzupflanzen. Oft habe ich hier am frühen Morgen armenische Weiber auf dem Grabe eines Ehegatten, eines Vaters, einer Mutter oder eines Kindes wehklagen sehen: zuweilen kommt auch die ganze Familie dort hin: oft finden sich auch die Priester nebst den Verwandten ein, um Gebete für das Heil der Seele des Verstorbenen herzusagen. Die Armenier machen es sich wie die Türken zum Gesetz, den Leib des Todten vor der Beerdigung, sauber abzuwaschen, und beynahe alle pflanzen einen oder mehrere Bäume um sein Grab, um es vor der glühenden Mittagshitze zu beschatten.

Von dieser schönen Anhöhe, steigt man schnell auf verschiednen Wegen in ein schmales und fruchtbares Thal hinab, wo die Türken mit sehr geringer Einsicht schwarze Maulbeer-, andere Obstbäume und einige Gemüsearten ziehen. Am Ende des Thals findet man nicht weit vom Meere einen Spaziergang mit alten Cypressen bepflanzt, der zu abgelegen ist, um häufig besucht zu werden. Jenseits derselben erblickt man zwey Palläste des Sultans, von denen der eine auf einer Anhöhe gelegen, in sehr schlechtem Zustande ist; der andere aber, der an der Küste des schwarzen Meeres liegt,

wird sehr sorgfältig unterhalten: dieser hat weitläuftige Gärten, allerley Gebäude und verschiedene schön verzierte Kiosks oder kleine Pavillons. Selim III. begiebt sich alle Jahre im Anfange des Sommers auf einige Tage dahin, von seinem Harem, einigen Pagen und seinen meisten Hofbedienten begleitet.

Wir hatten schon verschiednemal die Küste von Asien besucht, und die ungeheuern Begräbnißplätze von Scutari, nebst dem Ort, wo ehemahls Chalcedon stand, in Augenschein genommen, als wir uns vornahmen, den religiösen Ceremonien der heulenden Derwische beyzuwohnen und den Berg Burgurlu zu besteigen, um Constantinopel von dort aus, ganz zu übersehen. Von dem Thal, dessen ich vorhin erwähnt habe, begaben wir uns nach Dolma-batché, in Gesellschaft einiger Freunde, und von zwey Janitscharen aus dem gesandtschaftlichen Pallast begleitet, die uns zu Wegweisern und Beschützern dienten. Diese Vorsorge ist in der Gegend um Constantinopel nicht durchaus nothwendig, indem in ruhigen Zeiten mehrere Europäer zusammen selten von den Türken beleidigt werden, doch ist sie nicht unnütz, indem man dadurch mehr Ansehen bekömmt, und was man bedarf, leichter und zu billigern Preisen erhält.

Wir schifften uns auf Caiquen mit drey Paar Rudern ein. Das Meer war ruhig, das Wetter schön, und in zehn Minuten passirten wir den Canal und landeten in Scutari. Diese Stadt, die für eine Vorstadt von Constantinopel gilt, liegt auf dem anderen Ufer des Canals, auf einem schiefliegenden Boden, so daß sie wie ein Amphitheater erscheint, und durch die Mischung von Bäumen, Häusern, Moscheen und Minarets einen sehr mahlerischen Anblick gewährt. Man schätzt die Volksmenge auf sechzigtausend Seelen, von denen der

größte Theil Muselmänner sind. Diese Stadt dient den Caravanen von Asien zum Versammlungsort und zur Niederlage: sie treibt einigen Handel ins Innere des Landes und mit Constantinopel. Es giebt hier auch einige Fabriken von seidnen und baumwollenen Zeugen. Der umliegende Boden ist ziemlich gut angebaut, und liefert Getreide, Gartengewächse und Früchte, und vorzüglich Trauben, die man den ganzen Winter hindurch, und einen Theil des Frühlings aufbewahrt.

In Scutari hält sich einer von den großen Mollas des Reichs, der Rechtspflege halber auf. Seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich über die Gegend des Canals des schwarzen Meeres, von der asiatischen Seite, und einige Meilen weit ins Innere des Landes hinein. Unter ihm stehen ein Naib oder Lieutenant und einige Schreiber. Die Polizey verwalten ein Detaschement Bostangis, unter dem Commando eines Capitains, den der Bostangi-Bacha ernennt, und ein Detaschement Janitscharen unter der Aufsicht eines Offiziers, der unter dem Befehl des Janitscharen Aga von Constantinopel steht.

Die Begräbnißplätze von Scutari sind die schönsten im ganzen türkischen Reiche, durch ihren Umfang, die Pracht der Grabmahle und die Höhe und Dichtigkeit der Bäume. Die reichen Türken geben aus Stolz oder Frömmigkeit den Begräbnißplätzen von Asien den Vorzug. Sie betrachten dieses als eine heilige, den wahren Gläubigen zugehörige Erde, indeß Europa nach ihren Vorstellungen einmahl in die Hände der christlichen Mächte gerathen und von unglaubigen Füßen wird betreten werden.

Diese Begräbnißplätze liegen oberhalb der Stadt, und erstrecken sich von Osten nach Süden, nach dem Meer hin, und in die Gegend der Stelle, wo ehemals Chalcedon stand.

Ehe wir uns in diesen Wald von Cypressen versenkten, besuchten wir die Magazine von verfertigten Grabsteinen; wir fanden daselbst ein Sortiment allen Ständen und Gewerben angemessen, und von einer Mannigfaltigkeit, um den Geschmack eines jeden zu befriedigen, mehrere Arbeiter waren dabey beschäftigt, den Marmor zu behauen, ihm allerley Gestalten zu geben, und auf einer Seite desselben Blumen, Lobsprüche, oder Stellen aus dem Koran, einzuhauen.

Wenn man sich in den Wald vertieft, flößt der Anblick der Gräber, die Stille, die in diesem dem Tode geweihten Orte herrscht, das dunkle, einfache Grün der Cypressen, durch deren dichtes Laub kein Strahl der Sonne dringt, der klagende Gesang der Turteltauben und die Gegenwart einer jungen Gattin, die am Grabe ihres Mannes weint, einer Mutter, die den Verlust ihres geliebtesten Kindes betrauert, oder eines Greises, der den letzten Sprößling seines Hauses hat hinwelken sehen, schwermüthige Gefühle ein, und stimmt das Gemüth zu ernsthaften Betrachtungen.

Die Gräber stehen sehr dicht an einander, und sind von sehr verschiedenen Formen. Die armen Türken, begnügen sich an jedem Ende des Grabes einen einfachen Leichenstein, ohne Inschrift und Verzierung aufzurichten. Mehrentheils aber findet man zwey gehauene und verzierte Marmorplatten, von denen einer, auf dem ein Turban ruht, wie ihn der Verstorbene zu tragen pflegte, mit einer Inschrift versehen ist, die das Alter, und den Stand des Todten, und einen Spruch aus dem Koran enthält; den andern Marmorstein ziert eine Cypresse, oder eine Blumenvase, erhaben gearbeitet, auch zuweilen eine zweyte Inschrift; die Buchstaben sind immer erhaben, und entweder schwarz gemahlt, oder vergoldet. Die Gräber der Weiber sind daran kenntlich

daß eine von den Marmorplatten, anstatt mit einem Turban zu prangen, sich gewöhnlich in Gestalt eines Pilzes endigt. Die Gräber der Reichen sind an den Seiten ausgemauert: einige sind wie die Sarkophagen der Alten, ungefähr drey Fuß erhöht, und bestehen aus vier Marmorplatten, an deren beyden Enden, zwey, sieben bis acht Fuß hohe Säulen stehen, von welchen eine mit einer langen Inschrift versehen ist. Der obere Theil des Sarkophages ist ganz frey, und zeigt die Erde, welche den Leichnam deckt. Zuweilen umgiebt man einen kleinen Platz, mit einer Mauer oder Pallisade, welcher mehrere Gräber faßt. Gewöhnlich aber pflanzt man am Ende eines jeden Grabes eine Cypresse, wodurch die Begräbnißplätze der Türken mit der Zeit, dichte Wälder werden.

Die ersten Jahre nach der Beerdigung, kommen die Verwandten von Zeit zu Zeit, oder an bestimmten Tagen, und vergießen Thränen auf dem Grabe des Verstorbenen, und bringen den ganzen Tag in der Betrübniß zu. Einige, die ihren Verlust besonders tief empfinden, ziehen Blumen auf dem Grabe, pflegen des Cypressenbaums, und verrichten Gebete bey demselben.

Wir entfernten uns von diesen traurigen Gegenden, um angenehmere Gegenstände aufzusuchen. Eine Viertelmeile ostwärts von Scutari, liegt der Berg Burgurlu, von dem man ganz Constantinopel übersehen kann. Der Weg dahin ist ziemlich angenehm; wir gingen durch ein kleines Dorf, aus dem eine Menge Personen kamen, welche Pferde mit irdenen Flaschen beladen, führten. Man sagte uns, daß Sultan Selim und beynahe alle Großen der Hauptstadt, kein anderes Wasser als von der Quelle dieses Dorfes tränken, weil man es für das leichteste und gesündeste um ganz Constantinopel hält. Wir kosteten es, und fanden, daß es seinen Ruf zum Theil verdient. Der Hügel, auf dem

die

die Quelle entſpringt, zeichnet ſich durch nichts aus, als einen leichten Raſen, und einige Bäume, die ihn beſchatten: die Türken kommen oft unter denſelben zuſammen, um eine Taſſe Caffee zu trinken, eine Pfeife zu rauchen, und eine einfache Mahlzeit einzunehmen.

Wir genoſſen eine Zeitlang des bezaubernden Anblicks, der ſich uns darbot; ohne je müde zu werden, betrachteten wir abwechſelnd die Stadt und den Hafen, den gewundenen Canal des ſchwarzen Meeres, und die zahlreichen Dörfer, längs der Küſte zerſtreut, das Meer von Marmora mit Inſeln bedeckt, und die immer grünenden Felder von Aſien und Europa. Doch der Schauplatz mußte ſich umwandeln, es war Zeit den Ort zu beſuchen, wo wir den religiöſen Ceremonien der Derwiſche beywohnen ſollten, welche die Heulenden genannt werden.

In einem ziemlich engen, viereckigten, ſchlecht erleuchteten, und überhaupt übel ausſehenden Saal, fanden wir eine drey bis vier Fuß erhöhte Gallerie für die Männer, und über dieſe, ein Chor für die Weiber, mit dichten Gittern verſehen. Auf der einen Seite war ein Raum, etwa einen Fuß tiefer, als der Fußboden des Saales, und wo wir uns wie im Parterre befanden. Die Mitte des Saales nahmen etwa dreyßig geiſtliche Perſonen von verſchiednem Stande ein, nach ihren Turbans zu urtheilen. Einige erſchienen als Janitſcharen, andre als Tſchocodars, noch andere als Boſtangis; einige trugen die länglichten, beynahe Cylinderförmigen Filzmützen der Derwiſche. Der Superior des Ordens trug einen Turban, der denen der Rechtsgelehrten glich; und einige waren mit der grünen Binde der Emirs verſehen.

Die Ceremonie fieng mit einigen Gebeten an, nach welchen ſich die Geiſtlichen den Bruderkuß, oder Kuß der

Friedens gaben. Die Novizen, oder die, welche uns von geringerm Ansehen schienen, küßten nur die Hand des Superiors und der Oberhäupter des Ordens mit tiefer Ehrfurcht. Diese standen an der Mauer in einer etwas gekrümmten Linie; hinter ihnen hingen an der Wand verschiedene eiserne Werkzeuge, um sich besondere Theile des Körpers zu durchbohren, um glühende Kohlen aufzufassen, und sie auf die Zunge zu legen, einige waren bestimmt, im Feuer geglüht zu werden, um damit hernach verschiedene Theile des Leibes zu berühren. Vor den Oberhäuptern, in der Mitte des Saals, saßen in einer gekrümmten Linie, die Derwische in einer demüthigen Stellung, auf den Knien, oder auf den Ferse ruhend, nach morgenländischer Art. Nach einigen Minutenlangen Gebeten, gab man diesen letztern ein grosses Tamburin welches mit einigen Saiten, wie die dicksten, auf unsern Baßgeigen bezogen war. Nur eins von diesen Tamburinen, war mit fünf bis sechs feinen Drahtsaiten bespannt. Vor diesen Musikern stand ein brennendes Kohlenbecken, um von Zeit zu Zeit die Instrumente zu erhitzen, und der Haut die gehörige Spannung zu geben. Der Superior schlug den Takt, und leitete die Bewegung der Instrumente, mit Zymbeln: und zwey andere rührten zwey kleine Pauken. Diese Musik diente einigen Gesängen, zum Lobe Mahomets, zur Begleitung, welche alle Geistliche einstimmig mitsangen.

Während dieses eintönigen und langweiligen Concerts, wurde man zuweilen durch den Anblick eines Geistlichen erschüttert, der, als von der Allmacht Gottes ergriffen, sich dem Superior darstellte. Er fiel allmählig in Zuckungen: dann wurde sein Körper starr und steif, und bekam ein todtenähnliches Ansehen. Er fiel den dienenden Brüdern in die Arme, die ihn durch Berührung des Gesichts, der Brust, hauptsäch-

lich aber der Arme und Schenkel, zum Leben zurückzurufen suchten. Einige von diesen Personen, schienen in einer bloßen Verzuckung zu seyn, und die Rückkehr ins Leben geschah langsam und allmählig: Andere aber schienen vollkommen todt. Die dienenden Geistlichen legten sich auf die Erde, und versuchten vergeblich alle Mittel, um sie wieder ins Leben zu bringen; wenn nunmehr alle gewöhnlichen Wege fehlschlugen, nahte sich der Superior um seine Macht anzuwenden. Er streckte seine Hand über das Gesicht des Todten aus, der sogleich sich erholte, und mit Hülfe eines Layenbruders plötzlich aufstand. Dieses Schauspiel, welches während der ganzen Ceremonie fortdauerte, ward gegen das Ende häufiger aufgeführt, indem das Heulen dieser Fanatiker dabey fortdauerte.

Wir hatten schon eine halbe Stunde die ermüdende Musik, und die widrigen Zuckungen mit angesehen, als zwey, bis an den Gürtel entkleidete Männer, den Schauplatz einnahmen. Jeder war mit zwey eisernen, etwa einen Fuß langen Stäben bewaffnet, die an einem Ende zugespitzt, und an dem andern mit einer hölzernen Kugel, und ringsum mit kleinen Ketten versehen waren, von denen das letzte Glied die Gestalt eines spitzigen Nagels hatte. Diese Männer machten verschiedene Bewegungen vorwärts und rückwärts, mit großer Kraft und Schnelligkeit, und schienen sich die Spitzen der beyden Eisen in den Leib zu stoßen, doch trugen sie immer Sorge den Daumen unter die Spitze zu halten. Uebrigens hindert doch die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Bewegungen, und das Geklapper der Ketten ihre List deutlich zu bemerken. In der Folge gaben sie vor, sich die Merkzeuge in die Ohren, die Augen und die Stirne zu stoßen; hier war aber ihre Vorsorge sichtbarer, und ihre Bewegungen nicht so

rasch, und ein Derwisch hüllte sie schnell in seinen Mantel, und streckte sie auf der Erde aus, wo sie einige Minuten wie todt liegen blieben. Nachher standen sie auf und rieben sich das Gesicht und den Leib, und schienen dann von allen ihren Wunden geheilt.

Zuweilen sollen diese Ceremonien noch mannigfaltiger seyn, und diese Fanatiker legen sich, wie man uns sagte, glühende Kohlen auf die Zunge, und halten den Mund an heiße Eisen.

Als die Instrumente aufhörten, stellten sich beynahe alle Derwische in einen Kreis, und sprachen das Wort Allah anfänglich langsam, dann schneller aus, je nachdem zwey die in der Mitte saßen, den Ton angaben, und dazu Gesänge Mahomet und seinen Abkömmlingen zu Ehren, sangen. Die erstern schüttelten den Kopf, zuweilen vorwärts, nach der Seite, oder im Kreise herum, langsamer oder schneller, nach dem Takt des Gesanges. Zuweilen bewegten sie den Leib, rückwärts, vorwärts, rechts und links, bis sie von Müdigkeit ganz erschöpft, und im Schweiße gebadet waren. Sie holten dann einen Augenblick Athem, und fingen von neuem wieder an, entweder das Wort Allah auszusprechen, oder einen bloßen Laut, wie Heh oder Hui, auszustoßen, der tief aus der Brust hervorzukommen schien. Die kurzen Pausen zwischen diesem Gebrüll wurden durch den Gesang der beyden im Kreise sitzenden, ausgefüllt. Bey den Oberhäuptern bemerkten wir mehr Zurückhaltung, mehr Ruhe, weniger Ausgelassenheit, und Fanatismus; diejenigen unter ihnen, die sich von Zeit zu Zeit unter die Heulenden mischten, schonten ihre Kräfte und strengten ihren Leib weniger an.

Wir verließen den Saal mit Kopfschmerzen, und einem allgemeinen Mißbehagen, den Folgen des abscheu-

lichen Geschreys, und des widrigen Schauspiels. Wir empfanden die Nothwendigkeit, uns zu zerstreuen und frische Luft zu schöpfen; wir lenkten demnach unsere Schritte nach Kavac-Serai, welches an der Seeküste, eine halbe Meile südwärts von Scutari liegt. Dieser ist ein kaiserlicher Pallast, den Amurath der vierte erbaute, der aber jetzt verlassen ist, ob er gleich eine angenehme Lage, schöne Gärten, und die Aussicht über den Propontis, Constantinopel, und die Küste von Asien und Europa hat. Dem ungeachtet haben die letzten Fürsten ihrem Pallast am Canal den Vorzug gegeben, weil der Luftzug, welcher regelmäßig alle Tage vom schwarzen Meere kommt, ihnen eine Kühle verschafft, die man zu Kavac-Serai vermißt: übrigens möchte auch die Nähe der Begräbnißplätze von Scutari vielmehr zu ernsthaften Betrachtungen als zum Vergnügen stimmen.

Wir brachten den übrigen Theil des Tages bey einer Quelle in dem kühlen Schatten einiger Platanen zu. Dort hatte uns unsere Caique schon lange erwartet. Ein gewandter Grieche hatte für unsere Janitscharen und Bootsleute ein reichliches Pillau und einige Leckereyen bereitet; und für uns eine Mahlzeit, die durch regen Appetit, unsre Bemerkungen, und den Anblick der vortrefflichen Gegend gewürzt ward.

Wenn die Einwohner von Megära, als sie am südlichen Eingange des Bosphorus eine Stadt unter dem Nahmen Proceraftis erbaueten, die Absicht hatten, einen Handelsort zu gründen, so hat man mit gutem Grunde der Stadt den Spottnahmen Chalcedon, oder die Stadt der Blinden beygelegt, weil sich zehen Schritte davon ein weitläuftiger und sicherer Hafen zeigte; hatten sie aber ihr Augenmerk bloß auf den Ackerbau gerichtet, so besaß Chalcedon alle Vortheile eines weitläuftigen Gebiets, und einer angenehmen Lage: auf

einer Landspitze am Propontis, gegen die Nordwinde geschützt, in geringer Entfernung von den Prinzeninseln, vereinigt sie alle Vortheile, und es darf uns nicht befremden, daß sie mächtig wurde und sogar mit dem bald nachher gestifteten Byzanz um den Vorrang buhlte. Uebrigens hatte Chalcedon zwey kleine Häfen, deren Dämme man noch erkennt, und die ihren Bedürfnissen und dem Handel angemessen waren.

Mit unserm Tagewerke sehr zufrieden, begaben wir uns noch vor Sonnenuntergang in unser Fahrzeug, um in die Stadt zurückzukehren. Die ganze Küste, welche sich einige Klafter über die Oberfläche des Wassers erhob, war jetzt mit mehrern Gewächsen und verschiedenen blühenden Pflanzen bedeckt, welche die vortrefflichste Wirkung hervorbrachten, und das Gemählde, welches uns die Cypressen von Scutari und die ersten Hügel von Asien darboten, lieblich zierten. Das Meer ist hier nie in solcher Bewegung, um die Küste weit hinauf zu bespülen, und einen etwas beträchtlichen Strand zu bilden, und wenn der Boden es erlaubt, wachsen die Pflanzen bis an den Rand des Wassers.

Siebenter Abschnitt.

Beschreibung der Gegenden um Constantinopel. Spazierritte des Sultans. Gründung von Levens-Schiflik. Pulverfabrik von St. Stephano. Gebräuche der Morgenländer.

Als der Bürger Descorches zu Constantinopel ankam, war ihm, wie er sagte, unsere Sendung ganz unbekannt.

Er hat bey seiner Abreise keinen uns betreffenden Auftrag erhalten, auch keine Briefe oder Nachrichten über unsre Reise, vorgefunden. Es befremdete uns eben nicht, daß man uns bey der allgemeinen Gährung, in der sich damahls Frankreich befand, vergessen hatte. Ueberdem waren die Minister, welche uns nach der Levante geschickt hatten, nicht mehr am Ruder, oder auch nicht mehr am Leben.

Bey den durchaus veränderten Umständen, war der Zweck unsrer Reise nicht mehr der nehmliche geblieben, und es war uns unbekannt, ob die gegenwärtigen Gewalthaber unsre Reise noch für eben so nützlich, als die vorhergehenden halten, und uns die versprochene Unterstützung, welche wir nicht entbehren konnten, ferner gewähren würden. Wir beschlossen daher, entweder in unser Vaterland zurückzukehren, oder dem Rath des Bürgers Descorches gemäß, die Entscheidung unsers Schicksals, durch den Minister der auswärtigen Affairen in Constantinopel abzuwarten. Um aber auf alle Fälle den größten Vortheil von unsrer Reise zu ziehen, eilten wir, alle Kenntnisse zu sammeln, die ein Aufenthalt von einigen Monaten uns gestatten würde; wir durchstrichen sorgfältig die Stadt und ihre umliegenden Gegenden, und richteten unsere Schritte überall hin, wo wir hoffen konnten, eine interessante Entdeckung zu machen.

Obgleich der Boden in der Gegend um Constantinopel den Wein und Getreidebau, und allen Baumfrüchten unsers Himmelsstriches sehr angemessen ist, bemerkt man doch beynahe keine Cultur, außer in der Nähe des Canals. Westwärts von der Stadt ist der Boden ziemlich eben, und bildet eine weitläuftige Ebene, auf dem ein betriebsames, dem Ackerbau ergebenes Volk einen reichlichen und mannigfaltigen Unterhalt finden

würde; an der Nordseite ist der Boden ungleich und besteht aus Anhöhen und Thälern, von dem Hafen bis an das schwarze Meer. Beynahe dieser ganze Strich besteht aus Thonschiefer, aber die mehr oder minder tiefe Erdlage, welche ihn bedeckt, ist von fruchtbarer Beschaffenheit, hauptsächlich in den Thälern; es sey aber nun, daß der böse Genius des Despotismus alle Quellen der öffentlichen Wohlfahrt verstopft, oder daß die Türken dem Ackerbau abgeneigt sind, und wie ihre Vorfahren den Waffen, dem Rauben und Plündern, oder dem Handel den Vorzug geben, so ist es doch gewiß, daß überall die fruchtbarsten Länder unbenutzt liegen; und nur die Griechen, Armenier und Araber beschäftigen sich mit dem Ackerbau, wenn sie von den Agenten der Regierung nicht zu sehr gedrückt, oder nicht von räuberischen, verwüstenden Horden, welche die Paschas entweder absichtlich dulden, oder nicht unterdrücken können, geängstigt werden.

Wenn man die hohe Vorstadt Pera verläßt, kommt man in eine ungleiche, wenig angebaute Gegend: linker Hand liegt ein schmales, tiefes und sehr fruchtbares Thal, in dem man einige Küchengewächse baut. Jenseits dieses Thals erblickt man auf einem hohen Strich Landes das Dorf St. Dimitri, welches man noch als eine Vorstadt von Constantinopel betrachten kann. In der Nachbarschaft desselben sieht man einige Weinberge und Gärten. Ist man durch ein zweytes Thal gewandert, so kommt man auf eine weitläuftige wüste Ebene, welche Okmeidan heißt, und die der Sultan zuweilen im Sommer besucht, von seinen Hofbedienten und Pagen begleitet. Hier bringt er den Tag in einem schönen Kiosk oder einem prächtigen Zelte zu, und belustigt sich einige Pfeile abzudrücken.

Die Schmeicheley, welche sich in der Nähe der Großen immer geschäftig erweist, hat nicht ermangelt zu bemerken, daß alle Pfeile, die aus der Hand des Fürsten flogen, eine ungeheure Weite erreichten, und um das Andenken zu verewigen, ist jedesmal, daß der Sultan sich auf diese Art belustigte, eine marmorne Säule aufgerichtet, welcher eine lange Inschrift eingegraben ist.

Die Pagen die sich mit ihm üben, hüten sich sorgfältig ihre Kräfte und Geschicklichkeit aufzubiethen, sondern sind im voraus überzeugt, daß das Ziel, welches der Sultan erreicht, für ihre Bemühungen viel zu weit entfernt ist.

Nachher halten die Pagen zu Pferde Spiegelgefechte mit Lanzen, die im ganzen Orient sehr üblich sind; die Kunst besteht darin, daß man mit aufgehobnem Arm, im vollen Rennen, diese Waffen mit der größten Kraft fortwirft, und seinen Gegner, aus einer beträchtlichen Entfernung mit der Spitze erreicht. Nachher aber muß der Krieger, er mag seinen Feind getroffen oder verfehlt haben, um nicht unbewaffnet zu bleiben, im vollen Lauf, ohne abzusitzen, sein Gewehr wieder aufnehmen. In den Spiegelgefechten aber bedient man sich eines Stockes, welcher Djerid genannt wird, und aus leichtem Holze, Weiden oder Dattelholz, gedrechselt ist; ohne diese Vorsicht könnten sich leicht üble Zufälle ereignen, wenn der Djerid von härterem oder schwerem Holze wäre.

Wir sind mehrere Mahle Zeugen der Geschicklichkeit der Morgenländer in diesen Uebungen, in allen Theilen des türkischen Reichs gewesen, und haben bemerkt, mit welcher Gewandtheit sie, zuweilen bey dem ersten Versuch ihren Djerid wieder auffassen. Dieses Gefecht ist unter den Arabern häufiger als unter den

Türken und Perser, und kann nur unter einer kleinen Anzahl von Streitenden Statt finden.

Auf dem Wege nach den Dörfern Belgrad und Bujuk Déré kommt man nach einem anderthalbstündigen Marsche zu einer Art von Meyerey, welche Levens-Schiflik genannt wird, und mit reitzenden Gärten, und weitläuftigen und schönen Gebäuden geziert ist. Hassan, dem es der Sultan Abdul Hamid als Lehen verliehen hatte, bildete es zu einem Lustorte, und setzte eine Wache von Levens oder Seesoldaten hin, um die Räubereyen und Diebstähle zu vermindern, welche auf dieser Straße, bis unter den Mauern der Hauptstadt, verübt wurden.

Die meiste Aufmerksamkeit erregt gegenwärtig in Levens-Schiflik eine Fabrik von europäischen Schießgewehren und Bajonetten, die ein spanischer Ingenieur, zu Anfang der Regierung Selims, hier anlegte: sie wurde bald nach ihrer Errichtung vernachlässigt und beynahe aufgegeben, ist aber wieder in Gang gekommen, seitdem Selim, der Capudan-Pascha und einige Mitglieder des Staatsraths, die Ueberlegenheit unserer Gewehre, und die Vorzüge unserer Taktik eingesehen, und beschlossen haben, sie allmählig bey der türkischen Armee einzuführen.

Gegenwärtig wird ein Theil der Gebäude von einem Korps Infanterie, von zwölfhundert Bostangis, auf europäische Art exerzirt und besoldet, bewohnt. Viertausend Kanonier, Bombardierer und Feuerwerker nehmen einen anderen Theil ein, wie auch eine Kompagnie reitender Artillerie. Auch schien es, daß man die Absicht hatte, hier Kavallerie in Kasernen zu legen, nach dem Umfange der Ställe und der Beschaffenheit der Gebäude zu urtheilen, die man zu eben der Zeit errichtete, als der Sultan und die mehresten Mitglieder

des Divans daran arbeiteten, eine stehende Armee, nach Art der Europäischen zu organisiren.

Selim hätte ohne Zweifel, aller Hindernisse unerachtet, welche ihm der Empörungsgeist der Janitscharen, und die Abneigung der ganzen Nation gegen alle Neuerungen entgegenstellten, seine Plane durchgesetzt, wenn nicht Pasiwan Oglu, ein eben so unternehmender als außerordentlicher Mann, durch seinen Muth, und die Unterstützung derer, welche sich vor dem Gelingen der Projekte des Capudans fürchteten, Mittel gefunden hätte, die großen Absichten der Pforte zu entkräften, welche vielleicht einzig und allein die Herrschaft des Sultans zu befestigen, und den Umsturz dieses großen Reichs zu verzögern, im Stande waren.

Ich werde in der Folge diesen Mann, den geheime Triebfedern in Bewegung setzen, und dessen sich die Politik, jedesmahl wenn sie seiner bedarf, bedient, genauer beschreiben.

Nachdem man durch Levens-Schiflik gekommen ist, gelangt man auf verschiedenen Wegen nach Belgrad, Tarapia und Bujuk-Déré, Dörfer, wo sich die europäischen Gesandten gewöhnlich im Sommer aufhalten. Nordwärts und westwärts vom ersten findet man einige ehrwürdige Wälder, in denen sich wilde Schweine, Hirsche, Rehe, Schakals und Raubvögel aufhalten. Die grosse Sassaparille (Smilax excelsa) schlingt sich bis an den Gipfel der mehresten Bäume dieser Wälder, und hüllt sie mit ihren Zweigen und ihrem Laube ein.

Begiebt man sich nach der westlichen oder entgegengesetzten Seite der Stadt, wo der ebne und fruchtbare Boden den Bewohner ganz eigentlich zum Ackerbau aufzumuntern scheint, so erstaunt man nicht wenig über die fruchtbaren Wirkungen des Despotismus, die Stille, die überall herrscht, die theils ganz verlassenen, und

theils schlecht bestellten Felder, welche mehr unfruchtbare Grenzen, einer von Landstraßen, Häfen und volkreichen Städten entfernten Provinz, als die nahen Umgebungen einer großen Hauptstadt zu seyn scheinen.

Auf einem ungeheuren Strich Landes in der Gegend der Straße nach Adrianopel, Rodosto und St. Stephano, findet man nur drey bis vier Meyerhöfe, die theils Dienstlehen eines wichtigen Postens, theils ein unveräußerliches Eigenthum irgend einer kaiserlichen Moschee sind.

Wenn man den Weg zunächst am Meer verfolgt, gelangt man in zwey Stunden nach St. Stephano, einem griechischen Dorfe, wo der Sultan, vor einigen Jahren, unter der Aufsicht eines Italieners, eine Pulverfabrik angelegt hat. Die Unwissenheit der Türken in diesem Stück ist immer so groß gewesen, daß sie lange Zeit ihr Pulver von den Venetianern kauften, und noch jetzt nicht im Stande sind, das ihrige bis zu dem Grade von Vollkommenheit zu bringen, wie das europäische. *) Das türkische Pulver taugt gar nicht zur Jagd, und die Kapitains, welche nach der Levante handeln, treiben beynahe durchgängig einen vortheilhaften Nebenhandel mit europäischem Pulver, weil die Türken demselben wegen seines feinern Korns zu ihren Pistolen und Karabinern den Vorzug geben, und die Europäer, welche

*) Businello, der als venetianischer Gesandte in Constantinopel seine Nachrichten von der ottomanischen Monarchie sammelte, weiß von dieser Pulvereinfuhr nichts. Er lobt vielmehr das türkische Pulver, bemerkt jedoch dabey, daß, wenn dasselbe nicht die Kraft des europäischen hat, dieses daher rührt, weil zu wenig Salpeter dazu genommen wird.

ſich mit der Jagd beluſtigen, es gar nicht entbehren könnten.

Die Gegenden um St. Stephano ſind von der Mitte des Septembers bis zum Ende des Oktobers vortrefflich zur Wachtelſagd. Auch ſchießt man wilde Enten, während des Winters an den Ufern des Sees, der unter dem italieniſchen Namen Ponto piccolo (türkiſch Kutchuktchesmé) bekannt iſt. Dieſer See iſt ſehr fiſchreich; ich habe zu Conſtantinopel oft ungeheure Karpfen geſehen, die man in demſelben gefangen hatte, die 50 bis 80 Pfund wogen, und drey bis Fuß lang waren.

Der Weg nach St. Stephano, den wir zu Fuß zurücklegten, gieng durch Felder, die mit Diſteln, Gräſern und allerley Pflanzen bedeckt waren, die uns im Gehen ſehr läſtig fielen, und ſehr aufhielten. Wir hatten gehofft, denſelben Tag zu Waſſer zurückzukommen, um die Küſte zu beobachten, aber da es ſchon ſpät war, als wir die Fabrik verließen, konnten wir kein Fahrzeug bekommen, und mußten uns daher, unſerer Müdigkeit zu gefallen, entſchließen, bey einem griechiſchen Popen eine ſehr frugale Abendmahlzeit einzunehmen, und die Nacht auf einem Sofa zuzubringen, den Angriffen der Wanzen und Flöhe ausgeſetzt, die im ganzen Orient ſehr häufig ſind.

Die Morgenländer ſind in ihrem Amöblement weit einfacher, als wir, wiſſen alſo nichts von Betten; ſie haben bloß in ihren Häuſern eine gewiſſe Anzahl ſehr leichter Matratzen von Wolle oder Baumwolle, die man zur Zeit des Schlafengehens, auf der Erde oder auf dem Sofa ausbreitet, und auf denen ſie die Nacht zubringen. Die Weiber legen ihren Schmuck und Putz ab, und die Männer ziehen ihre Oberkleider aus, wechſeln den Turban, und legen ſich wie die Weiber, bekleidet zur Ruhe. Sie decken ſich mit durchgenäheten

Decken, an welche die Reichern ein baumwollen oder leinen Tuch befestigen, welches gewöhnlich nur alsdann gegen ein anderes vertauscht wird, wenn es sehr schmutzig oder zerrissen ist.

Den andern Morgen nimmt man die Matratzen und Decken weg, und hebt sie in Schränken auf, und das Schlafzimmer wird wieder zum Gesellschaftszimmer oder zum Speisesaal. Bey den Griechen, Armeniern und bey den armen Juden schläft die ganze Familie in einem Zimmer, aber bey den Türken ist das Zimmer der Männer immer abgesondert von dem der Weiber.

Da der Gebrauch der Tische und Stühle den Morgenländer ebenfalls unbekannt ist, sind ihre Sofas ihre vornehmsten und beynahe einzigen Möbel: gewöhnlich nehmen sie drey Seiten des Zimmers, unter den Fenstern und die Seiten darneben ein: sie liegen entweder unmittelbar auf dem Fußboden, oder einige Zoll, auch einen Fuß erhöht auf einer Estrade von Brettern. Man überzieht sie mit schönen Zitzen, seidnen Zeugen, Sammt oder Tuch, mit baumwollenen, seidenen, silbernen oder goldenen Frangen besetzt. Große Kissen von der Länge des Sofas dienen zu Rückenlehnen, und sind wie diese überzogen und besetzt; mitten in der Stube legt man Teppiche oder Matten. Gegen über der Eingangsthüre bleibt ein Theil des Fußbodens unbedeckt. Dieser ist fünf bis sechs Zoll niedriger, als das übrige Zimmer und dient zum Gange, um in die Seitengemächer zu kommen.

Der Sofa dient als Sitz bey Tage und als Bette bey Nacht: auf ihm bringen die Morgenländer einen großen Theil ihrer Lebens mit untergeschlagenen Beinen sitzend zu. Zuweilen um ihn zu schonen, sitzen sie auf dem Teppich, und des Nachts ziehen sie die Ueberzüge ab.

Man kann sich leicht vorstellen, daß bey dieser Art, auf dem Fußboden zu leben, auf Matten oder Teppichen, die man nicht abfegt, und eben so wenig ausklopft oder schüttelt, in hölzernen Häusern, unter einem heißen Himmelsstriche, bey einem Volke, dem der Gebrauch der Wäsche beynahe unbekannt ist, welches die Kleider des Nachts anbehält, und sie gewöhnlich nur wechselt wenn sie abgenutzt sind, Flöhe und Wanzen und allerley Ungeziefer im Ueberfluß seyn müssen: dieses war auf unsrer Reise auch unsre größte Plage, weil es unmöglich ist, sich ihrer zu erwehren, wo sie sich einmal eingenistet haben.

Die Wanzen und Flöhe aber hinderten uns nicht allein am Schlafen; es leuchtete uns noch eine Lampe, die vor dem Bilde der Jungfrau Maria brannte, wie solches Tag und Nacht in allen griechischen Häusern üblich ist. Wir wagten es nicht sie auszulöschen, weil wir den guten Geistlichen, der uns mit der größten Freundlichkeit aufgenommen hatte, dadurch zu sehr gekränkt haben würden.

Auf dem Wege nach St. Stephano hatten wir den doppelten Graben und die doppelte Mauer in Augenschein genommen, welche Constantinopel nach der Landseite zu schützt, und die unerachtet der mannigfaltigen Angriffe, welche diese Stadt erfahren hat, noch sehr gut erhalten ist. Auf dem Rückwege nahmen wir uns vor, die Mauer, welche sie ehedem von einem Ende bis zum andern an der Seeseite beschützte, und die sich längs dem Hafen bis in die Gegend von Ejup erstreckte, zu untersuchen. Wir schifften uns am andern Morgen auf einer Caique ein, und in anderthalb Stunden, befanden wir uns vor der kleinen runden Festung, welche unter dem Namen der sieben Thürme bekannt ist, und am südlichsten Ende der Stadt liegt. Gegenwärtig ist

es nur noch ein Staatsgefängniß, in welches man die Gesandten und Agenten fremder Mächte einsperrt, wenn die Pforte mit ihnen in Krieg verwickelt ist.

Die Mauern, welche man nachher sieht, sind zum Theil zerstört. Man bemerkt an derselben verschiedne Inschriften, welche den Zeitpunkt bestimmen, wo die griechischen Kaiser daran haben arbeiten lassen. Auch sieht man Trümmer von Säulen, deren sich die Türken bedient haben, um die Breschen auszufüllen, die während der Belagerung entstanden, ehe sie Meister von der Stadt wurden.

Hierauf erreichten wir das Thor von Daud-pacha neben welchem sich der alte Hafen des Theodosius oder der von Eleuthera befindet. Weiter hin verweilten wir bey Catirga-Cimani oder dem Galeeren-Hafen, den Julian anlegen und Mahomet der Zweyte wieder herstellen ließ: gegenwärtig aber ist er ausgefüllt, und größtentheils wie der andere in Gemüsegärten verwandelt.

Diese beyden Häfen, welche zwar für das Seewesen unbrauchbar sind, würde eine aufgeklärte Nation als die Türken, dennoch ausgraben und unterhalten, weil man dadurch den Transport der Lebensmittel und Waaren, nach allen Gegenden dieser großen Stadt erleichtern könnte, indem der ungleiche und bergigte Boden, auf dem sie steht, den Gebrauch der Wagen nicht begünstigt.

Wir fuhren mehr als eine Stunde längs den Mauern der Stadt, ehe wir nach dem Serail gelangten. Hier erhoben sich Cypressen, Fichten und Platanen über die äußere Mauer; weiterhin bemerkt man verschiedne irreguläre Gebäude, Kuppeln und Minarets, in dem ungeheuren Bezirk, welcher ehedem das alte Byzantium ausmachte: längs der See sind verschiedene Kiosks zu

ſehen, wo der Sultan zuweilen hinkommt, um ſich des Anblicks des Propontis zu erfreuen, und um die Kühlung einzuathmen, welche im Sommer täglich von dem ſchwarzen Meer herüber weht.

Endlich als wir die Spitze des Serails erreicht hatten, ließen wir den Hafen links, Scutari rechts, und landeten bey Top-hana, oſtwärts von Galata.

Achter Abſchnitt.

Beſchreibung des Boſphorus und der umliegenden Gegenden. Ankunft zu Bujuk-Déré. Von den Platanen daſelbſt. Spuren eines Vulkans an dem Einfluß des ſchwarzen Meeres.

Den 25ſten Prairial beſchloſſen wir uns zu Bujukdéré niederzulaſſen, einem Dorfe in Europa, fünf Meilen von Conſtantinopel, nach der Mündung des Canals zu: von hier aus hofften wir, mit mehr Bequemlichkeit, Streifzüge bis auf eine gewiſſe Entfernung von der Stadt, durch die Felder von Europa und Aſien, und nach den Küſten des ſchwarzen Meeres machen zu können, und die taugliche Jahreszeit zum Beobachten und Einſammeln naturhiſtoriſcher Gegenſtände vortheilhafter zu benutzen. Die Frühlingsgewächſe waren ſchon verblüht, und boten uns nur noch ihre Saamen dar, die Sommerpflanzen aber ſtanden in der Blüthe und verſprachen eine reichliche Erndte. Bey unſrer Zurückkunft aus Egypten im Auguſt und September des dritten Jahres der Republik haben wir einige ſpäte Gewächſe

und viele Saamen eingesammelt, und als wir im sechsten Jahre aus Persien kamen, verließen wir Constantinopel nicht, ohne die Frühlingspflanzen mitzunehmen.

Wir schifften uns wieder zu Top-hana auf einer Caique mit drey Paar Rudern ein: um dahin zu gelangen, mußten wir bey einer Menge böser, beißiger Hunde vorbey, welche die Europäer mit ihrem Klaffen ermüden, und vor denen man sich sehr hüten muß, weil sie sich zuweilen unversehens für die Stockschläge rächen, die ihnen die Matrosen austheilen. Der Ort, wo man einsteigt, ist groß, unregelmäßig, mit einigen schönen Platansbäumen bepflanzt, und mit einem Springbrunnen gezlert, den ein Capudan-Pacha vor einigen Jahren hier anlegen ließ. Ueber demselben ist ein großes Gebäude von Holz errichtet, mit Vergoldungen, Schnitzwerk und Inschriften überladen. Man erbaute damals eben in dem Artilleriepark, der an diesen Platz stößt, eine dreyfache Casernenreihe, die sich als ein Amphitheater darstellt, und eine gute Wirkung hervorbringt. Auf dem Platze selbst lagen Haufen von Getreide und Früchten aufgeschüttet, auf denen eine Menge Turteltauben und Sperlinge sich sehr gütlich thaten, ohne die Vorübergehenden oder den Eigenthümer zu scheuen.

Die Türken beweisen in diesem Stücke die größte Toleranz: sie erlauben sich weder die Vögel zu tödten, noch sie zu verscheuchen, und einige halten sich sogar für sehr glücklich für ihre Bedürfnisse sorgen zu können. „Müssen diese unschuldigen Geschöpfe, sagen sie, nicht ihren Unterhalt haben; wenn es Gott gefällt, werden wir übers Jahr eine reichere Erndte haben.“ Einige verfertigen an verschiednen Theilen ihrer Häuser zierliche Nester, und hüten sich sorgfältig, die Liebeshändel

dieſer Vögel zu ſtören, noch vielmehr ihre Jungen zu beſchädigen. Dieſe liebevollen Geſinnungen machen einen ſeltſamen Abſtich mit ihrem ungerechten und harten Betragen gegen die Chriſten die unter ihnen wohnen, die ſie ohne Barmherzigkeit ausplündern; welches auch beſſer mit ihrem habſüchtigen Charakter übereinſtimmt, von dem ich in der Folge mehr zu ſagen haben werde.

Wenn man ſich vom Ufer entfernt, ſieht man mit Vergnügen die Vorſtädte, und die vielen Dörfer liegen, die nur ein ununterbrochenes Ganze auszumachen ſcheinen, und wo man zuweilen ſehr ſchöne Häuſer, ganz von Holz erblickt, und mit bunten Farben angeſtrichen. Die türkiſchen Häuſer ſind weiß oder roth; die griechiſchen, jüdiſchen und armeniſchen aber ſchwarzbraun. Dieſen iſt nicht erlaubt ſich der Farben der Muſelmänner zu bedienen, denn in der Türkey muß alles, die Farbe des Kleides wie des Hauſes, den Herrn von dem Knecht unterſcheiden.

Der Boden beſteht, längs dem Canal, aus einer ſehr fruchtbaren Bergkette von Schiefer, die mit Cypreſſen, Eichen, Linden, Caſtanien, Erdbeerbäumen, (Arbouzier) Myrten, Eſparto und Weinſtöcken bedeckt ſind, und einen ſehr reitzenden Anblick bilden. Dieſe Hügel ſind durch einige äußerſt fruchtbare Thäler getrennt, welche das Gemälde noch mannigfaltiger und lockender machen. Mehr oder minder weitläuftige Gärten, mit Blumen und Kioſken geſchmückt, die ſo geſtellt ſind, daß ſie den Lufezug auffangen, und den Canal überſehen, machen die Wohnungen dieſer Gegend zu den lieblichſten Luſtörtern. Die mehreſten reichen Einwohner von Conſtantinopel bringen hier im Sommer den ganzen Tag zu; auf ihrem Sofa ruhend, mit der Pfeife im Munde, ſchlürfen ſie ihren Caffee, betrachten die Vorübergehenden, und laſſen einen Roſenkranz von

Seekorallen, Achat oder Edelsteinen, durch die Finger gleiten.

Nahe bey dem europäischen Kastell stiegen wir an's Land, um einige blühende Gewächse zu untersuchen, die uns aufgefallen waren; nachdem wir einige Stunden am Lande zugebracht hatten, schifften wir uns wieder ein, und kamen Rumili-hissar vorbey, welches auf einem abhängigen Boden liegt. Dieses feste Schloß, welches unter Constantin Paläologus, dem letzten morgenländischen Kaiser, von Mahomed dem zweyten erbaut wurde, als er die Eroberung von Constantinopel im Sinn hatte, ist gegenwärtig nicht im Stande ein einziges Kriegsschiff aufzuhalten. Eine einzige Fregatte wäre in der That hinreichend, um die Lavetten der Kanonen, die ganz unbedeckt am Ufer stehen, zu zerschmettern, und das Geschütz unbrauchbar zu machen, wie auch die Kanoniere zu verjagen, die gar keinen Schutz haben. Eben die Bewandtniß hat es mit dem asiatischen Fort, an der andern Seite des Canals, welches eben so wenig die Zugänge zur Hauptstadt beschützen kann.

Wir hielten uns an der europäischen Küste, weil die Gewässer, die aus dem schwarzen Meere kommen, in der Mitte des Canals und an der asiatischen Seite eine stärkere Strömung machen. Die Caiquen, welche hinauf fahren, nehmen alle diesen Weg, dahingegen pflegen die Schiffer, wenn sie nach Constantinopel zurückkehren, die Mitte des Canals zu wählen und sich sogar etwas seitwärts nach Asien zu halten, wodurch die Fahrt beschleunigt wird, zumahl wenn ein leichter Nordwind ihnen erlaubt die Segel aufzuspannen.

Wenn man überlegt, welch eine Menge Wasser das schwarze Meer aus der Donau, dem Dniester, dem Dnieper und Don, wie auch aus allen Flüssen und

Strömen empfängt, die von den Caukaſiſchen Gebirgen, Mingrelien, Georgien, Armenien und Natolien herabfließen, ſo ſieht man wohl ein, daß dieſe ganze Waſſermaſſe einen größeren Raum bedurfte, um gehörig auszudünſten, und ſich ins Gleichgewicht zu ſetzen, hätte ſie nicht durch den Boſphorus und den Canal der Dardanellen einen Ausfluß gefunden. Auf dieſem Wege ergießt ſich das Uebermaaß des Waſſers unabläſſig ins mittelländiſche Meer, und dieſes dient zugleich zur Erklärung, warum das Waſſer des ſchwarzen Meeres und des Meers von Marmora weniger ſalzigt iſt, als im mittelländiſchen und atlantiſchen Meere.

Die Strömung iſt ſo ſtark in dem Canal, daß er an einigen Stellen weit mehr einem Fluß als einem Arm des Meeres gleicht: und wenn der Südwind nur ſchwach geht, widerſetzt er ſich ordentlich der Fahrt der Schiffe. Die Richtung der Küſten zwingt das Waſſer ſich mehr nach Aſien hin zu ziehen, und an dieſer Seite eine ſchnellere Strömung zu veranlaſſen; demungeachtet muß man bey der Spitze von Arnaud-kevi ſich ziehen laſſen, weil das Waſſer hier eine ſolche Schnelligkeit hat, daß man ſich unmöglich der Ruder bedienen kann, ohne ſich vom Lande zu entfernen: ſobald aber dieſe Schwierigkeit überwunden iſt, bemerkt man die Strömung wenig mehr, und die Richtung der Vorgebirge und Landſpitzen macht zuweilen das Waſſer wie in den Flüſſen aufwärts ſteigen, welches den Lauf der Fahrzeuge ſehr erleichtert.

Wir hatten ſchon lange ganze Schaaren Vögel bemerkt, die unaufhörlich nach der Mitte des Canals hin- und herflogen, indem ſie mit der größten Schnelligkeit die Oberfläche des Waſſers ſtreiften. Die Europäer belegen ſie mit dem Nahmen verdammte Seelen, weil ſie in ihnen raſtloſe Weſen zu ſehen glauben, die unab-

lässig von dem Verlangen sich aus dem schwarzen Meer ins mittelländische, und aus dem mittelländischen ins schwarze, zu begeben, gemartert werden. Sobald wir das erste Fort vorbey geschifft waren, befahlen wir unsern Schiffern, die Küste zu verlassen und sich der Mitte des Canals zu nähern. Unsere Absicht war, auf diese Vögel zu schießen, um sie kennen zu lernen und einige aufzubewahren. Wir erreichten sie bald: sie kamen unserer Caique so nahe, daß wir bey jedem Schuß einige erlegten. Unsere Schiffer waren Türken, und ruderten anfänglich ohne Widerwillen auf die Vögel zu, die wir getroffen hatten; weil wir aber nicht zugeben wollten, daß sie ihnen den Kopf abschnitten, indem dadurch das Gefieder zu sehr gelitten hätte, konnte man sie nur mit der äußersten Mühe bewegen, nach denen hinzurudern, die ein zweyter Schuß getödtet hat. Wir theilten übrigens auch ihr Mitleiden und erstickten die Vögel, von denen wir nur vier nahmen, so geschwind als möglich, worauf wir sie in ein Tuch hüllten, um sie den Blicken unserer Schiffer zu entziehen und die Federn zu erhalten.

Die Muselmänner pflegen aus Weichherzigkeit oder Religiosität allen Thieren, die sie durch einen Schuß erlegen, den Kopf abzuschneiden, wenn sie auch schon todt sind. Dieser Gebrauch ist in allen Gegenden hier so allgemein, und wird so gewissenhaft beobachtet, daß wir selbst mit Geld nicht auswirken konnten, daß man den Vögeln, die man uns brachte, nicht den Kopf abschnitt; sogar wenn wir zugegen waren, hielt es äusserst schwer solches zu verhüten.

Der Vogel, den wir geschossen hatten, ist eine Abart des Petrells Procellaria puffinus und unterscheidet sich nur durch eine geringe Größe, und einen ganz schwarzen Schnabel. Er baut sein Nest an den

Küſten des ſchwarzen Meeres, und nährt ſich bloß von Fiſchen. Zum Eſſen taugt das Fleiſch nicht.

Wir erreichten Bujukdéré bey guter Zeit: es war eben ein Feyertag. Gegen Abend wünſchten wir noch einen Spaziergang nach der Wieſe zu machen, und den berühmten Platanus zu ſehen, von dem wir ſo viel gehört hatten, und von dem einige Reiſende eine Beſchreibung gegeben haben. Sieben bis acht Bäume von ungeheurer Größe, und an den Wurzeln zuſammenhängend, ſteigen in einem Kreiſe empor, und laſſen in der Mitte einen ziemlich großen, freyen Raum. Viele Griechen und Armenier ſaßen im Schatten der Bäume auf dem Raſen umher, und rauchten ihr Pfeifchen: verſchiedene Gruppen türkiſcher und armeniſcher Weiber, in Schleyer gehüllt, von ihren Kindern umgeben, ſaßen etwas abwärts, und einige reichgekleidete, mehr oder minder junge Griechinnen, zogen die Augen einiger Europäer auf ſich, welche der Zuſammenfluß von Menſchen herbeygelockt hatte. Einige Türken ſaßen im innern Raum der Bäume, rauchten Tabak und tranken Caffee, den man ihnen dicht dabey bereitet hatte.

Der Zeitpunkt war den Unterſuchungen, die wir anſtellen wollten, eben nicht günſtig; demungeachtet näherten wir uns dem Baum, und als wir uns dicht bey den Türken befanden, luden ſie uns ein, uns zu ihnen zu ſetzen: ſie boten uns Pfeifen und Caffee an, welches wir annahmen, und mit Hülfe eines franzöſiſchen Dollmetſchers, eine unbedeutende Unterredung mit ihnen führten. In der Folge haben wir Gelegenheit gehabt, zwey dieſer Türken in unſerm Gaſthofe bey uns zu ſehen, und ſie mit einem vortrefflichen Mittagseſſen, und dem beſten Wein von Conſtantinopel zu bewirthen.

Der Platanus hat oft an ſeinem Fuß einen beträchtlichen Umfang, der zwey bis dreymahl größer iſt, als

der obere Stamm, und zuweilen über dreyßig Fuß beträgt; daher geschieht es oft, wenn der Baum vor Alter abstirbt, daß er rings um den Stamm junge Schößlinge hervortreibt, die eben soviel neue Bäume werden; und dieses ist ohne Zweifel der Fall mit dem Platanus von Bujukdéré gewesen. Auch bemerkten wir in der That, daß die sieben bis acht Bäume, aus denen er besteht, einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, und an der Wurzel verbunden sind.

Der Platanus wächst wild im ganzen Orient: man findet ihn häufig an den Ufern der Bäche in Griechenland, in den Inseln des Archipelagus, auf der Küste von Klein-Asien, in Syrien und Persien. Das Holz desselben gibt keinem andern in Europa zu Tischlerarbeiten nach; es nimmt eine vortreffliche Politur an, und ist sehr schön geädert. Die Perser bedienen sich keines anderen Holzes zu ihren Geräthen, Thüren und Fenstern. Dieser Baum wäre es werth in Frankreich häufiger angepflanzt zu werden, sowohl in Absicht auf die Güte des Holzes, als wegen seines schönen Laubes und des kühlen Schattens, welchen er verbreitet. In einem guten etwas feuchten Boden gedeiht er zu einer Stärke, die kein Baum in Europa erreicht.

Es ist bekannt, daß die Römer diesen Baum nach Italien verpflanzten, und ihn in ihren Gärten und bey ihren Landsitzen dermaßen vervielfältigten, daß Plinius und Horaz über diesen Mißbrauch schon in ihren Zeiten klagten.

Bujuk-Déré oder das große Thal, ist ein Dorf an der breitesten Gegend des Kanals, an einer Art von Meerbusen, etwa sechs Meilen vom schwarzen Meer. Die Häuser liegen an der Seeküste, und nehmen einen Strich von einer Meile ein; die Häuser der meisten europäischen Gesandten, in dem Geschmack ihres

Landes gebaut, zeichnen sich durch ihre Zierlichkeit, und die Schönheit ihrer Gärten aus. Da dieses Dorf mehrentheils von Europäern, Griechen und Armeniern bewohnt ist, könnte der Aufenthalt daselbst äußerst angenehm seyn, wenn die Gesandten sich entschließen könnten, wenigstens auf dem Lande, der Rangsucht und dem Ceremoniel zu entsagen. Wer einen guten Tisch liebt, findet an ihren Tafeln eine Entschädigung für seine Gefälligkeit, daran Theil zu nehmen, und die Unhöflichkeiten, die er oft erdulden muß.

Die armenischen Weiber leben hier wie überall sehr eingezogen, und zeigen sich auf den Straßen nicht ohne Schleyer: die Griechinnen hingegen, schränken sich hier so wenig wie in der Hauptstadt ein, und erheitern noch das Einförmige der Gesellschaften. Doch wäre zu wünschen, daß sie mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit und ihrer hübschen Gestalt, einen mehr gebildeten Geist und ein gefühlvolleres Herz verbänden, und weniger Gierigkeit für das Geld, und geringern Geschmack an Kleinigkeiten zeigten.

Der Canal, welcher ehedem unter dem Namen des thracischen Bosphorus bekannt war, ist etwa zwanzig Meilen lang, von der Spitze des Serails von Constantinopel bis an die cyänischen Inseln. Seine größte Breite beträgt nicht zwey Meilen, und an einigen Stellen ist er so schmal, daß einige alte Schriftsteller behauptet haben, man könne die Vögel von einem Ufer zum andern singen hören, und zwey Menschen könnten sich ohne Mühe einander verständlich machen.

Den Tag nach unsrer Ankunft zu Bujuk-Déré eilten wir, da das Wetter sehr schön, und das Meer vollkommen ruhig war, in das schwarze Meer zu schiffen, um die Küste in einiger Entfernung von der Mündung des Canals zu durchstreifen. Wir stiegen oft an's Land,

theils um die Küste zu untersuchen, theils um die Gewächse und andern Naturprodukte zu beobachten.

Sobald wir bey dem Dorfe vorbey waren, fielen uns an beyden Ufern Merkmahle eines Vulkans auf, die wir einige Meilen weit verfolgten. Wir erblickten überall Felsen, die mehr oder weniger zerstückelt und verschoben waren; überall deutete die Unordnung und die auf einander gehäuften Massen auf die Wirkungen unterirdischer Feuer: man bemerkt Jaspisse von verschiedenen Farben, Carneole, Achate und Chalcedon in Schichten. Zwischen mehr oder minder zerstörten Porphyren; einen beynahe aufgelöseten, lockern Bruch, aus Trümmern von Trap mit Kalkspath verbunden; einen hübschen Porphyr mit einem Felsgrund von grünlichtem Trap, mit Kupfer gefärbt: endlich sieht man in einem ganzen Strich von einer halben Meile ein festes Gestein von grünblauem Trap, ebenfalls mit Kupfer gefärbt.

Ohne Zweifel hat dieses letztere die Alten veranlaßt, einigen kleinen Eylanden an der Mündung des Canals an der europäischen Küste, den Nahmen der Cyäneninseln beyzulegen. Gegenwärtig sind es nur noch sehr kleine Felsen, woraus sich schließen läßt, daß ihre Masse durch die beständige Wirkung des Wassers sich allmählig vermindert hat. Man nannte diese Felsen auch Simplegaden, weil sie, aus einem gewissen Gesichtspunkte gesehen, vereinigt schienen. Da sie, je nachdem der Nord- oder Südwind in dieser Gegend das Wasser steigen oder fallen macht, mehr oder minder sichtbar sind, so haben die Griechen, die immer Wohlgefallen am Wunderbaren hatten, vermuthet, diese Eylande wären schwimmend, und den Seefahrern unendlich gefährlich.

Die Römer errichteten auf einem dieser Felsen dem Apollo einen Altar, den man zu Constantinopel irriger-weise die Säule des Pompejus nennt. Verschiedene Reisende haben sich bemüht die lateinische Inschrift zu lesen, die Buchstaben sind aber so verloschen, daß es wohl unmöglich seyn möchte.

Wir haben nicht Zeit zu untersuchen, ob sich die Spuren des Vulkans weit nach Asien hin erstrecken, denn zwischen zehn und eilf Uhr fing der Wind an aus Norden zu wehen, und machte das Meer sehr unruhig, so daß es unvorsichtig gewesen wäre, auf einem schwachen Fahrzeuge von der Spitze von Europa, wo wir uns befanden, bis nach der von Asien hinüberzuschiffen. Wir begnügten uns demnach längs der Europäischen Küste hinzufahren, und uns zu versichern, daß die Vulkanischen Spuren sich hier mehr als eine Meile weit erstreckten.

Die Breite des Canals beträgt an seiner Mündung mehr als 1800 bis 1900 Klaftern. Den Eingang in denselben beschützen einige Festungswerke, die an jeder Seite von dem Baron Tott errichtet wurden, und einige Französische Ingenieurs seit kurzem vermehrt haben. Die Türken haben sich bisher immer aus Unwissenheit, aus Sparsamkeit, oder durch fremden Einfluß geleitet, der Ausführung aller Plane widersetzt, die ihnen die Ingenieurs vorlegten, obgleich es für sie so wichtig wäre, ihren natürlichen Feinden die Gelegenheit zu benehmen, sie bis in ihre Hauptstadt zu beunruhigen. In der That würde es für die Russen ein leichtes seyn, mit einem Nordwinde bis nach Constantinopel vorzudringen, weil die Batterien nur in geringer Anzahl und ganz unbedeckt sind, und leicht durch das Feuer eines Schiffes zum Schweigen gebracht werden könnten. Auch könnte ein Geschwader

mit einigen Kugeln davon kommen, selbst wenn die türkischen Kanoniere gewandter und thätiger wären als sie gegenwärtig sind.

In einiger Entfernung von diesen Festungswerken ist in Europa und in Asien ein Leuchtthurm, um die Schiffe zu führen, und ihnen die Mündung des Canals anzuzeigen. Demungeachtet sind die Schiffbrüche hier sehr häufig, wenn der Wind etwas stark weht. Denn da die Türken und Griechen ohne Compaß auf dem schwarzen Meer schiffen, und immer längs den Küsten hinfahren, bleiben sie ganz ohne Richtschnur, wenn sie das Land aus dem Gesicht verlieren, oder die Gegend nicht mehr erkennen. Es geschieht sogar oft, wenn der Himmel trübe ist, daß sie gerade nach dem entgegengesetzten Punkt ihrer Bestimmung segeln. So begegnete der Bürger Beauchamp, auf der Rückkehr von Trebisonde, einem türkischen Fahrzeuge, welches nach Osten segelte, und auf dem Wege nach Constantinopel zu seyn glaubte: es kostete ihm viele Mühe sie von ihrem Irrthum zu überführen, und zu bewegen mit ihm zurück zu segeln.

Neunter Abschnitt.

Irrthümer der Charten vom schwarzen Meere. Der Riesenberg. Erdbeben. Gegenden um Belgrad. Versteinertes Holz. Fischfang in den Gegenden um Constantinopel.

Der Fanatismus und die Unwissenheit der Türken haben von jeher der Schifffahrt der europäischen Mächte

auf dem schwarzen Meere, Hindernisse in den Weg gelegt, und daher sind auch alle bis auf diesen Tag herausgekommenen Charten jener Gegenden sehr mangelhaft. Der Bürger Beauchamp, den das Nationalinstitut aufgefordert hatte, die Lage der vornehmsten Landspitzen und Städte an jenem Meer genau zu bestimmen, konnte nie erlangen, daß die Pforte ihm die Hülfsmittel dazu gewährte, oder ihm erlaubte, dort seine Beobachtungen anzustellen. Selbst das Versprechen, ihr alle Resultate seiner Untersuchungen mitzutheilen, wirkte nichts, weder auf sie noch auf den Capudan-Pascha. Dieser gab dem Dollmetscher, der ihm den Antrag machte, die Antwort: wir befahren dieses Meer schon seit so langer Zeit, wir brauchen es nicht besser zu kennen, und alle eure Beobachtungen würden nur dazu dienen, es unsern Feinden genauer bekannt zu machen.

Endlich nach langen Bitten erhielt Beauchamp die Erlaubniß als Naturforscher zu reisen, und als solcher hat er die Küste bis Trebisonde aufgenommen. Das Resultat seiner Beobachtungen ist, daß sich die Küste an einigen Stellen ungefähr um einen Grad mehr nach Norden zieht, daß die Vorgebirge Kerenpé und Judjé beynahe im zwey und vierzigsten Grad liegen, daß der Meerbusen von Sannson weit weniger tief ist als auf den Charten angegeben wird, und daß Trebisonde vier bis fünf Seemeilen weiter westwärts liegt. Die östliche Küste zu sehen und die Fehler der Charten an dieser zu berichtigen, hat es ihm an Gelegenheit gefehlt.

Gegenüber Busuk-Déré bemerkt man in Asien einen mäßigen Berg, der etwas höher als die übrigen am Canal belegen ist: er ist unter dem Namen des Riesenbergs bekannt, der sich auf unzählige Fabeln und

auf die Vermuthung gründet, daß dort die Grabstätte eines Riesen sey. Dieser Berg ist schieferartig, und zeichnet sich durch nichts als die Fruchtbarkeit des Bodens aus. Das Gras wächst auf demselben im Ueberfluß, die Vegetation ist überhaupt kräftig, und die Menge seltener und schöner Pflanzen zieht die Aufmerksamkeit des Botanikers nach diesem Ort. Auf einem Theil des Berges hatte man Getreide gebaut, auf dem anderen weidete täglich eine zahlreiche Heerde Schafe.

Von dem Gipfel des Berges bewundert man die reizendsten und mannigfaltigsten Aussichten: auf einer Seite sieht man das schwarze Meer, auf der andern das Meer von Marmora: der Blick irrt mit Vergnügen auf dem fruchtbaren, wilden und gebirgigten Boden von Europa und Asien umher, und man verfolgt mit Entzücken die unzähligen Krümmungen des Canals.

Wir erstiegen nachher verschiedene Berge mit Pfriemenkraut, Erdbeerbäumen und Heidekraut bedeckt: wir fanden den berühmten Helleborus des Hippocrates, die Daphne pontica sehr häufig, eine schöne Gattung Bupleurum und einen Laser, welcher, indem wir ihn zum Aufbewahren bereiteten, ein harziges, sehr wohlriechendes Gummi, den Gummi ammoniacum sehr ähnlich, lieferte. Wir sahen auch eine Menge Griechen, welche beschäftigt waren, die Stämme des Erdbeerbaumes auszureißen, um Kohlen daraus zu brennen, wie man es in dem Vardepartement häufig mit den Stämmen des Heidekrauts macht.

Den 18ten Junius, um eilf Uhr Vormittags spürten wir einen leichten Stoß von Erdbeben: das Wetter war damahls vollkommen windstill, der Himmel ein wenig trübe, und die Hitze ziemlich groß. Es ist be-

kannt, daß diese Gegenden zu allen Zeiten gewaltsamen Erschütterungen unterworfen waren, Constantinopel hat deren mehrere erfahren: aber Bithynien, die ganze südliche Küste des schwarzen Meers, beynahe ganz Klein-Asien, und besonders Syrien sind ihnen noch mehr unterworfen. Smirna ist verschiedene Mahle bis auf den Grund zerstört worden. Pousa, Nicäa und Nicomedien haben das nehmliche Schicksal gehabt. Wir werden weiterhin noch mehr von dem Erdbeben in Syrien, bey Gelegenheit desjenigen sagen, welches während unsers Aufenthalts in Persien, einen großen Theil der Häuser von Latichia umstürzte.

Einige Tage nachher besuchten wir das Thal von Bujuk-Déré; wir gingen durch einen Wald von Kastanien und Eichen; nachher unter den ersten Wasserleitungen durch, und nach einem zweystündigen Marsch erreichten wir Belgrad, ein kleines Dorf, wo die Gesandten ehedem den Sommer zubrachten, welches sie aber nach und nach verlassen haben, weil die Luft dort ungesund geworden ist, seitdem man verabsäumt hat, einen kleinen See zu reinigen, der sich bey dem Dorfe befindet. Dieser See ist in einem Thal, vermittelst einer starken Mauer entstanden, die den Regen und die Gewässer einiger kleinen Bäche aufhält, welche sich in dieser Gegend ergießen. Der See liefert einen Theil des Wassers, welches man nach Constantinopel führt.

Wir haben in verschiedenen Theilen von Persien dergleichen Mauern gefunden, um das Land zu wässern. Dieses Mittel ist so einfach, daß es uns befremdete, wie man sich dessen in den Ländern, wo das Wasser mangelt, und wo die Produkte so unendlich beträchtlicher und kostbarer sind, wenn man während des Sommers den Boden gehörig tränken kann, nicht all-

gemein bedient. In allen gebirgigten Gegenden, in Schluchten, in allen Orten, wo sich eine Vertiefung befindet, könnte man ein Mauerwerk von Backsteinen aufführen, und es außerhalb mit aufgeworfner Erde befestigen. Im Winter und Frühling, den Jahreszeiten, wo es gewöhnlich am häufigsten regnet, würde sich hier nach Beschaffenheit des Bodens und der Benutzung desselben ein mehr oder minder beträchtlicher See bilden. Dieses Wasser könnte man in der Folge nach Belieben vertheilen, entweder um den Bedürfnissen einer Stadt abzuhelfen, oder um den Acker zu wässern wie in Persien.

In der Gegend um Belgrad bemerkt man in geringer Entfernung von einander mehrere kleine Dörfer, die beynahe alle von Griechen bewohnt sind. Die Felder sind hier auch einigermaßen angebaut, und man bemerkt Weinberge und Gemüsegärten. Ueberall sieht man hier vortreffliche Eichen mit traubenförmigen Früchten; (Quercus racemosa) das Holz derselben ist außerordentlich hart und sehr tauglich zum Schiffbau. Man bewundert hier auch verschiedene schöne Wasserleitungen, welche die griechischen Kaiser aufführen ließen, um Constantinopel mit Wasser zu versehen.

Die Gegenden um Belgrad sind vortrefflich zur Jagd: man findet dort Fasanen, Becassinen, rothe Rebhühner, verschiedene Gattungen Enten, Hasen, Rehe und bisweilen Hirsche. Wachteln sind daselbst im Herbst sehr häufig; es giebt auch Staare, Drosseln, Amseln, Turteltauben, Kuckucks und beynahe alle Vögel von Europa.

Seit einigen Tagen bemerkten wir gegen Abend und des Nachts kleine phosphorescirende Körper, die die Luft in allen Richtungen durchkreuzten. Wir erkann-

kannten bald, daß es die kleinen leuchtenden Würmchen von Italien (Lampyris italica) waren, von denen beydes Männchen und Weibchen mit Flügeln versehen sind und im Dunkeln leuchten.

Wir hatten schon seit langer Zeit gehört, daß es an der Küste des schwarzen Meeres eine Steinkohlengrube gäbe, wie auch eine andere in der Gegend von Rodosto; bisher aber hatten wir noch keinen Schritt gethan, um sie zu sehen. Einige Armenier, die seit kurzem von dem Capudan-Pacha die Erlaubniß erhalten hatten, die erstere für die Bedürfnisse des Arsenals zu bearbeiten, waren froh, sich mit uns über diesen Gegenstand unterreden zu können: ihre Absicht war von uns zu erfahren, wie man zu Werke gehen müsse, um diese Grube zu bearbeiten, weil sie bisher nur Kohlen von schlechter Beschaffenheit gewonnen hatten. Wir wünschten zur Stelle zu seyn, welches ihnen sehr willkommen war, und in der Mitte des August verließen wir Bujuk-Déré und machten uns auf den Weg. Der Boden war sehr ungleich, etwas gebirgigt, anfänglich vulkanisch, nachher schieferartig; dabey unangebaut und mit Cistus, Erdbeerbäumen und Spartum bedeckt; wir kamen bey drey oder vier kleinen Dörfern vorbey, und erreichten die Küste des schwarzen Meeres, nachdem wir eine halbe Stunde auf einem flachen sandigen Boden, auf dem eine niedliche Winde mit länglichten, wolligten Blättern (Convolvulus persica) häufig wuchs, gegangen waren.

Die Küste, die mehr als zwanzig Klaftern hoch, und in einem beträchtlichen Strich wie mit dem Beil abgehauen war, zeigte eine Mischung von Thon und graublauer Kalkerde, in der man hin und wieder mehr oder minder starke Schichten von vegetabilischer Materie bemerkte, hauptsächlich sehr kenntliche Stücken Holz,

die noch nicht ganz verkohlt wären. Das Wasser des Meeres tritt, wenn es von einem etwas starken Nord- oder Ostwind bewegt wird, bis an den Fuß der steilen Küste, bey stiller Witterung aber sieht man einen ziemlich breiten Strand, mit Kieseln bedeckt.

Die Armenier bearbeiteten diese kohlenartige Substanz bloß, indem sie den ganzen Strich mit der Hacke umgruben, welches ihnen sehr beträchtliche und ganz vergebliche Kosten machte, weil sie noch keine brauchbare Kohlen gewannen. Wir hatten Mühe ihnen begreiflich zu machen, daß sie Gänge oder Stollen anlegen und in das Bergwerk hinein arbeiten müßten. Da wir aber vermutheten, daß die Grube wenig taüge, oder daß die Kohlen tiefer lägen, riethen wir ihnen, den Boden bis zu jenen Schichten, die sie tiefer unten finden würden, aufzuräumen. Wir setzten hinzu: wenn eure ersten Versuche alsdann nicht bessere Kohlen liefern, so gebt das ganze Unternehmen auf.

Das Steinkohlenwerk welches sich in der Gegend von Rodosto am Propontis befindet, scheint von besserer Beschaffenheit zu seyn, um nach einigen Stücken zu urtheilen, die man auf der Oberfläche gefunden hat; denn obgleich sich dieses auch in geringer Entfernung von der Küste befindet, ist es doch nicht bearbeitet worden. Man hat uns versichert, die Miene erstreckte sich sehr weit, und man fände sie in der Gegend von Ereğli wieder.

Fische sind zu allen Jahreszeiten sehr häufig im Propontis, im Bosphorus und im schwarzen Meer; da aber die Türken diese Speise selten genießen, und man sie nur auf den Tafeln der Europäer, Griechen und reichen Armenier sieht, so wird im ganzen Orient wenig gefischt, und selbst in Constantinopel beschäftigen sich nur wenige mit diesem Gewerbe.

Es ist hier nicht die Rede von den gesalznen Fischen, die in großer Menge aus dem schwarzen Meer und aus einigen Gegenden von Griechenland kommen: diese sind sehr wohlfeil, und werden von den Griechen, Armeniern und den ärmern Juden in großer Menge gegessen.

Die gewöhnlichste Art zu fischen in der Gegend um die Hauptstadt herum, ist, daß man an den Orten, die am häufigsten von den Fischen besucht werden, ein Gerüste in Gestalt eines Andreas Kreuzes aufrichtet, auf dem sich oben ein Mensch stellt, um den Augenblick wahrzunehmen, wo das unten angebrachte Netz voll Fische ist: auf ein Zeichen, was er sodann macht, wird das Netz zugezogen, und die Fische sind gefangen.

Die Anchovies, die einige Naturforscher irrigerweise für junge Thunfische halten, sind hier sehr häufig, vorzüglich gegen Ende des Sommers und im Herbste. Rothfedern, Goldfische, höckerichte Steinbutten, Makrelen, Zungen und Schollen sind die häufigsten und beliebtesten Fische dieser Meere.

Außer diesen fängt man in der Gegend um Constantinopel mancherley mehr oder minder geschätzte Schaalenthiere. Austern sind häufig und von sehr gutem Geschmack vorhanden; die Muscheln sind von ungewöhnlicher Größe. Hummer und Seekrebse kann man in Menge haben, und letztere sind hier eben so gut wie im südlichen Frankreich.

Zehnter Abschnitt.

Reise nach den Prinzeninseln. Zeitvertreibe daselbst. Beschreibung dieser Inseln, ihrer Cultur und Producte. Vortheilhafte Lage zu Errichtung eines Lazareths.

Wir hatten die Prinzeninseln schon zweymahl besucht, einmahl im Julius, und das andremahl im August, und wir beschlossen jetzt gegen Ende des Septembers zum dritten Mahle hin zu reisen, um sie ganz zu durchstreifen, und alle ihre Produkte kennen zu lernen. Verschiedne unsrer Freunde begleiteten uns, theils um sich von ihren Geschäften zu erhohlen, theils um Wachteln zu schießen, die in dieser Jahreszeit dort sehr häufig sind. Ein Kaufmann war so gütig uns in sein Landhaus aufzunehmen, und die Rechnung über alle Ausgaben zu führen.

Wir nahmen zwey große Caiquen an, und in zwey Stunden waren wir mit Hülfe eines leichten Nordnordostwindes in dem Hafen von Prinkipos, der zwölf Meilen von Galata entlegen ist. Das Meer war so ruhig, daß niemand seekrank wurde, und wir ganz gemächlich die verschiedenen schönen Ansichten der Küste von Asien genießen konnten. Wir waren bald Chalcedon vorbey, wie auch den tiefen Meerbusen nebst der darauf folgenden, mit Cypressen bepflanzten Landspitze, auf welcher die Türken einen Leuchtthurm errichtet haben. In der Ferne, rechts, ließen wir Prota und Antigona liegen;

dann näherten wir uns Chalkis, und erreichten Prinkipos vor Sonnenuntergang.

Die Stadt liegt an dem östlichen Theil der Insel längs dem Meer: sie ist mehrentheils von Griechen bewohnt, die entweder Schifffahrt oder Ackerbau treiben. Die Volksmenge kann auf zwey bis drey tausend Einwohner steigen. Da die Küste von Asien nur zwey Seemeilen entfernt ist, können die Schiffe zu allen Jahrszeiten mit völliger Sicherheit an diesen Inseln ankern; die Caiquen legen längs dem Ufer an einer Art von Bollwerk an.

Die Schwierigkeit, bey schlechtem Wetter oder starkem Winde nach Constantinopel zu kommen, veranlaßt, daß die fremden Gesandten und Agenten dem Aufenthalt zu Belgrad, Tarapia und Bujuk-Déré den Vorzug einräumen, ungeachtet die Luft dort weniger gesund und rein ist, und die Pest sich dort häufiger zeigt, als auf diesen Inseln.

Wir kamen hier gerade in der günstigsten Jahreszeit an, in welcher der Zusammenfluß von Menschen am stärksten ist. Alle Abende hatten wir in einem Caffeehause, welches allen Liebhabern offen stand, ein bey den Türken sehr beliebtes Schauspiel, welches selbst die sittsamsten Weiber besuchten, obgleich es mehrentheils Scenen vorstellte, welche die schaamloseste Europäerin nicht würde angesehen haben. Zwar kamen die Weiber nicht in das Caffeehaus hinein, sondern blieben nur in der Straße, wo sie jedoch alles sehen konnten.

Dieses Schauspiel wird Karageuze genannt und ist eine Gattung chinesischer Schattenbilder, die in der Hauptstadt sehr beliebt sind. Die Scene, welche die Zuschauer am meisten belustigte, war die, wo ein Esel sich mit einem Juden erlustigte. Das erstemahl als wir diesem Schauspiel zusahen, wunderten wir uns nicht

wenig, daß die ernsthaften Türken in das ungezähmteste Gelächter, bey dem Anblick dieser Zoten, ausbrachen. Und noch jetzt muß man über den Widerspruch erstaunen, daß diese Nation, welche die Ausschweifungen mit solcher Strenge, sogar so barbarisch ahndet, welche keine Freudenmädchen dulden will, öffentlich solche Unanständigkeiten begünstigt.

Die Inseln, welche unter dem Namen der Prinzeninseln bekannt sind, bestehen aus vier großen und fünf kleinen. Die erste heißt Prota, die zweyte Antigona, die dritte Chalkis, die vierte Prinkipos; südwärts von dieser ist die kleine Caninchen-insel: westwärts sind noch zwey kleine Eilande, die unter dem Namen Oxya und Plata bekannt sind, die beyden letzten aber sind nur Felsen die keinen Namen haben.

Prinkipos ist die ansehnlichste und fruchtbarste von allen: uns schien sie ganz vulkanisch zu seyn, und aus aufgelöstem Quarz, Granit u. s. w. zu bestehen. Der Boden ist ungleich und bergigt, auf den Höhen ist er trocken und unfruchtbar, in den niedrigern Gegenden aber röthlich und ziemlich fruchtbar, vorzüglich südwärts von der Stadt. Die Produkte sind: die Fichte von Aleppo, die im mittäglichen Frankreich unter dem Namen der weißen Fichte bekannt ist; eine Art Wachholderstrauch; die Phillyrea mit großen Blättern; der Erdbeerbaum; die stachelichte Pimpernell; Lavendel mit blassen Blüthen; Genisste oder Pfriemenkraut; Spargel mit spitzen Blättern; der Cistus von Creta; der Terpentinbaum; eine Gattung von Saturey, die Altheenförmige Winde und andre mehr.

Auf allen Bergen findet man häufig wilde Olivenbäume. Eben so wie in den Inseln des Archipelagus, auf den Hügeln am Hellespont, und auf denen von Klein-Asien, in der Nähe des Meers. Sie sind klein

und verkrüpelt, wenn sie ohne alle Pflege bleiben, und von dem Vieh benagt werden. Ob sie überall, wo wir sie gesehen haben, wirklich wild wachsen, oder nur Ueberreste ehemaliger Cultur sind, wage ich nicht zu entscheiden.

Dieser Baum wächst nicht an den Ufern des Bosphorus, noch in der Gegend um Constantinopel, weil die Kälte dort, wegen der Nähe des schwarzen Meeres, empfindlicher ist, als auf den Prinzeninseln. Doch findet man ihn stark und kräftig in den mittäglichen Gegenden des Propontis, und an den Ufern des Hellesponts.

Die Feldfrüchte, die man um Prinkipos baut, sind Weizen, Gerste, Wicken, Bohnen und Vitsbohnen. Der Weinbau ist nicht häufig; man pflanzt hier den Weinstock und beschneidet ihn wie in Frankreich: er liefert zwey bis drey Sorten sehr guter Trauben, aus denen man selten Wein keltert. Man findet es einträglicher, die Trauben nach Constantinopel zu führen, und auf den dortigen Märkten zu verkaufen.

In der Nähe der Stadt sind einige Gärten, in denen man auf ziemlich ungeschickte Art Küchengewächse und Früchte zieht; unter diesen letztern zeichnet sich eine Art Feigen aus, die äußerlich grün und inwendig roth, und von vortrefflichem Geschmack sind.

Die Jagd verschaffte uns täglich eine Menge Wachteln, wir hatten vortreffliche Spürhunde, die sie in der Nähe auftrieben. Gewöhnlich nisten sie unter dem Cistus, der stachelichten Pimpernelle und dergleichen Sträuchern; und da es hier keine Bäume giebt, sind sie leicht zu treffen. Sie sind ausnehmend fett, und von sehr schönem Geschmack; im Frühlinge findet man sie seltner und von schlechterm Geschmack. Wir sahen hier noch verschiedene andere Zugvögel, als Turtel-

tauben, Droſſeln, und vornehmlich Falken und Sperber.

Haſen ſind auf Prinkipos ſehr ſelten, und Kaninchen giebt es gar nicht; in deſto größerer Menge aber findet man dieſe letzteren auf der kleinen unbewohnten Inſel, die davon den Nahmen führt. Wir machten uns zuweilen das Vergnügen, dorthin auf die Jagd zu gehen, und brachten immer Wildpret mit. Man muß aber ſehr früh Morgens ankommen, ehe ſie wieder in ihre Löcher gekrochen ſind.

Die Fiſcherey gab uns noch eine reichere Ausbeute als die Jagd: wir hatten alle Tage Auſtern, Muſcheln, Makrelen, Steinbutten, Sardellen und Rothfedern auf dem Tiſch. In dem Magen dieſer letzteren fanden wir häufig eine ganz kleine Gattung Meerigel, die wir aufbewahrt haben, und unter anderen Gegenſtänden der Naturgeſchichte bekannt machen werden.

Die Ueberfahrt von Prinkipos bis Chalkis beträgt beynahe eine Seemeile, und man findet immer Caiquen bereit liegen, um Paſſagiere einzunehmen. Wir hatten den Pater Superior des Dreyfaltigkeits-Kloſters auf jener Inſel benachrichtiget, wenn wir ſein Kloſter beſuchen, und uns bey ihm ein Mittagseſſen ausbitten würden, um ihn nicht unvorbereitet zu finden. Denn die griechiſchen Mönche ſind ſehr mäßig, und führen einen ſehr magern Tiſch, ſo daß man ſich glücklich ſchätzen muß, Honig, Eyer und Früchte vorzufinden. Um die Höflichkeiten, die ſie den Fremden erzeigen, zu vergelten, ermangeln dieſe nie, ſich die Kirche zeigen zu laſſen, und laſſen dort in einem Becken ein Geſchenke zurück.

Dieſes Kloſter, welches auf einem Hügel, beynahe in der Mitte der Inſel liegt, genießt einer äußerſt reizenden Ausſicht. Die Luft iſt daſelbſt ſehr rein, und

es ist nichts seltenes, dort eine zahlreiche Gesellschaft beysammen zu finden, indem viele Europäer, und selbst Griechen, oft dort einen Theil des Sommers zubringen, von dem Geräusch und der Zerstreuung der Hauptstadt entfernt. Wir verweilten eine geraume Zeit an der Thüre der Kirche, um Abbildungen der Hölle, des Fegefeuers und Paradieses zu betrachten, obgleich sie sehr schlecht gemahlt waren. Die Hölle war mit Türken, Bischöfen, Erzbischöfen und reichgekleideten Griechen angefüllt; das Fegefeuer aber und das Paradies bevölkerten nur Mönche, Popen oder Priester und einfach gekleidete Griechen. Wir befragten die Mönche, die uns begleiteten, ob ihnen nicht vor Händeln mit den Türken bange wäre, weil sie diese so ohne Umstände in die Hölle schickten. Sie erwiederten aber, es wäre ihnen nur einmahl begegnet, daß sie deßhalb Verdruß gehabt hätten, der ganze Handel aber durch Geld beygelegt worden. Sie setzten hinzu, ihr Gemählde hätte einen großen Werth für sie, und sie würden es zu erhalten suchen, so lange es ohne zu große Gefahr geschehen könnte.

Im südöstlichen Theil der Insel findet man noch ein Kloster, welches wegen verschiedener schönen Alleen von Cypressenbäumen, eines Fichtenwaldes, eines weitläuftigen Gebäudes und der Anzahl der Mönche, merkwürdig ist. Dieses hat zwar auch eine angenehme Lage, aber keine so schöne Aussicht als das erstere.

Zu Prinkipos sind ebenfalls zwey Klöster in den höchsten und einsamsten Gegenden der Insel. Die Mönche beschäftigen sich mit der Bearbeitung der Felder, die zu ihren Klöstern gehören, oder mit irgend einem für das Ganze nützlichen Geschäft. Ihre Bedürfnisse sind sehr eingeschränkt, weil sie dem Luxus den Zugang versperrt haben: wenige Arbeit, Ruhe der

Seele und Mäßigkeit erhalten ihnen ihre Gesundheit bis ins späteste Alter, und ihr größtes Glück ist, daß die Türken sich um sie nicht bekümmern, und sie ihre Ruhe ungestört genießen können.

Chalkis ist weniger beträchtlich als Prinkipos, und auch das Dorf ist von geringerem Umfange; die Produkte sind mehrentheils die nähmlichen, und der Boden zeigt überall Spuren von vulkanischer Beschaffenheit. Auf der Anhöhe zunächst am Dorfe findet man einen harten, brüchigen, eisenhaltigen Stein; und gegen das südöstliche Ende der Insel eine Kupferader, die man ehedem bearbeitet hat: wahrscheinlich rührt daher der Nahme Chalkis, von dem griechischen Worte, welches Kupfer bedeutet. Wir haben aber nichts bemerkt, was die Goldader andeutete, von der Aristoteles und Stephan von Byzanz sprechen.

Wenn die Türken im Stande wären einzusehen, daß sie sich vermittelst der Maaßregeln, die man in Europa nimmt, ebenfalls gegen die Pest schützen könnten, so wäre die Lage der Prinzeninseln zur Erreichung dieses Zwecks, und um die Hauptstadt zu bewahren, unschätzbar: man könnte auf Prota oder Antigona ein Lazareth anlegen, weil diese Inseln wenig bevölkert sind, und Schiffe dort in aller Sicherheit vor Anker liegen könnten. Man findet noch auf der ersteren dieser beyden Inseln, die Ruinen von einem Dorfe und von zwey Klöstern, welche beweisen, daß sie des Anbaues fähig ist.

Eilfter Abschnitt.

Besuch in einem Harem. Heirathen der Türken. Vielweiberey; Folgen derselben. Einfluß der Weiber in alle Geschäfte.

Zwey Tage nach unserer Zurückkunft von den Prinzeninseln, erhielten wir von einem Kapidgi-Bascha eine Einladung, uns an den Bosphorus, zu seiner seit geraumer Zeit kranken Mutter zu begeben, um ihrem griechischen Arzt unsern Rath zu ertheilen, und die Art, wie sie behandelt werden sollte, vorzuschreiben. Der Gesandte der Republik, bey dem wir uns eben befanden, setzte uns sehr ernstlich zu, einem Manne, der in großem Ansehen bey dem Sultan stand und daher den Franzosen in der Levante sehr nützlich seyn konnte, diesen Dienst zu erweisen. Wir willigten um so leichter ein, da wir außer dem Vortheil, uns einen mächtigen Mann zu verbinden, noch Gelegenheit hatten, unsere Neugierde zu befriedigen. In der That hatte ich schon seit langer Zeit gewünscht, das Innere einer türkischen Haushaltung zu sehen, und mit dem Blick eines Beobachters bis in die Harems zu dringen, um ihre Einrichtung kennen zu lernen, und die dort eingeführten Gebräuche zu bemerken. Die Arzneykunde hat mir während unserer Reise öfters diese Gelegenheiten verschafft, und mich in den Stand gesetzt, wahrzunehmen, daß die Weiber, trotz ihrer Riegel und Hüter, noch immer Mittel fanden, sich wegen der Tyranney der Männer zu röchen.

Die Zusammenkunft ward auf den folgenden Vormittag festgesetzt. Wir machten uns früh auf den Weg, von einem Dollmetscher und einem Janitscharen der Gesandtschaft begleitet, und langten bey dem Capidgi zu gleicher Zeit mit dem griechischen Arzt an. Man empfing uns in einem schönen Kiosk, einem an den Seiten offenen Saal, mit Mahlereyen, Vergoldungen und arabischen Sprüchen aus dem Koran gezierd. In der Mitte befand sich ein Springbrunnen, und ein Becken von weißem Marmor: auf der einen Seite hatte man die Aussicht auf den Bosphorus, und auf der andern nach einem schönen Garten, und einem Theil der Wohnung des Capidgi, die mit großer Zierlichkeit gebaut war.

Nach den gewöhnlichen Bewillkommungskomplimenten brachte man Pfeifen und Caffee: wir unterhielten uns eine Zeitlang von der Krankheit der Mutter, und erfuhren mit nicht geringem Erstaunen, daß es der Arzt leichter gefunden hatte, die Kranke zu überreden, sie sey bezaubert, als sie zu heilen. Der Capidgi sprach nachher von seinen eigenen Uebeln, und klagte bitterlich, daß er nicht mehr, wie ehedem im Stande sey, Freude und Vergnügen in seinem Harem zu verbreiten. Dieser Mann war nur einige vierzig Jahre alt, und übrigens stark gebaut und von gesunder Constitution: er hatte aber frühzeitig die Freuden im Uebermaße genossen, die er jetzt zurücksehnte, und sahe sich genöthigt, zu einem Opiat aus den hitzigsten und starkreitzendsten Ingredienzen seine Zuflucht zu nehmen, um seinen Ehestandspflichten in der Nacht vom Donnerstag auf den Freytag, nach der Vorschrift Mahomeds, ein Genüge zu leisten.

Nach einer Unterredung von einer Stunde, besuchten wir die Kranke: kein Domestike begleitete uns.

Der Capidgi führte uns durch verschiedene Zimmer, die er selbst öffnete und verschloß. Endlich kamen wir in einen ziemlich weitläuftigen Saal, von drey Seiten mit Sofa's umgeben, die mit schönen, karmoisinrothen Tuch, mit goldenen Frangen besetzt, überzogen waren. Den Fußboden bedeckte eine feine egyptische Matte, und einige kleine persische Teppiche. Die Kranke lag in der Mitte des Zimmers auf einer leichten Matratze, von grossen Kissen umgeben, auf welche sie sich stützte. Sie war nach Art der Morgenländerinnen gekleidet, die sich, wenn sie sich zum Schlafen niederlegen, nicht ausziehen. Sie war, als wir hineintraten, wahrscheinlich unsertwegen, mit einem Schleyer von weissem Musselin, bedeckt, den sie aber bald ablegte. Zwey junge Sklavinnen waren gegenwärtig, um sie zu bedienen.

Diese Frau, welche beynahe sechzig Jahre alt war, war übermäßig dick: sie litt an heftigen hysterischen Zufällen, und hatte einen flechtenartigen Ausschlag an verschiedenen Theilen des Körpers, befand sich aber übrigens ziemlich wohl und hatte ihren Appetit behalten. Sie erzählte uns seltsame Geschichten von ihrer Krankheit, die sie zum Theil einer boshaften Sklavin zuschrieb, welche sie bezaubert hätte, weil man sich geweigert, sie zu verheirathen.

Während dieser Unterredung hatte die Neugierde die Weiber des Capidgi an ein Gitter gelockt, welches das Zimmer, in dem wir uns befanden, von dem ihrigen trennte. Wir sahen sie von Zeit zu Zeit einen Vorhang, der sie verbarg, aufheben, und ihn wieder fallen lassen, wenn wir unsere Blicke dorthin richteten. Die beyden Sklavinnen, welche zugegen waren, ermangelten nicht, sich den Puls von uns befühlen zu lassen, und allerley Fragen an uns zu thun. Beyde waren jung und sehr hübsch, und die eine, welche dreister als die

andere war, konnte sich ungeachtet der Strenge der Patientin, die sie verschiedentlich zur Sittsamkeit ermahnte, nicht enthalten unsere Kleidung zu befühlen, die sie sehr sonderbar, vielleicht gar unanständig fand, indem alle Theile des Körpers dadurch genau bezeichnet werden, als sie bey den weiten Kleidern ihrer Männer zu sehen gewohnt sind.

Wir verordneten der Kranken ein beruhigendes Opiat und andere Arzneyen. Der Capidgi drang sehr in uns, sie noch einmahl zu besuchen, welches auch nach einigen Tagen geschah.

Als wir hinaus waren, erzählte uns der griechische Arzt, daß der Harem dieses Mannes aus einigen dreyßig Georgischen und Cirkassischen Sklavinnen bestände, die seiner Gemahlin, einer jungen Prinzessin, der er sein Ansehen und sein Vermögen verdankte, zur Aufwartung dienten. Seit dieser Heirath hatte ihm der Arzt jene reitzenden Mittel verordnet, und besuchte ihn ziemlich fleißig; um sich nach ihrem Erfolg zu erkundigen.

Er unterrichtete uns gleichfalls von den türkischen Gesetzen, die Ehe betreffend, und theilte uns verschiedene interessante Bemerkungen mit, die er als Arzt zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Wir haben in dem Verlauf unserer Reisen nicht minder mehrere Bemerkungen über die türkischen Weiber gemacht, und ihre Sitten bey den Griechinnen, und denen im Morgenlande gebohrnen Französinnen studirt. Vielleicht verdanken uns die Leser die Mühe, die wir uns deshalb gegeben haben.

Das Gesetz erlaubt in der Türkey den Männern auf dreyerley Art den Weibern beyzuwohnen. Tournefort hat ganz richtig bemerkt, daß man die ersten heirathet, die zweyten miethet, und die dritten kauft.

Die türkischen Weiber leben dergestalt sehr eingezogen, und zeigen sich nie öffentlich ohne einen Schleyer und eine Kleidung, welche ihre ganze Gestalt verhüllt: nur der Mann und die nächsten Blutsverwandten, als der Vater, die Brüder und Onkels haben den Zutritt in dem Harem, und sehen eine Mahomedanerin mit bloßem Gesicht. Ein Mann, der sich verheirathen will, kann die Reize der Gestalt und des Geistes seiner künftigen Gattin nur aus den Nachrichten irgend einer Verwandtin, Freundin oder bejahrten Unterhändlerin kennen. Gewöhnlicherweise meldet eine solche alle erforderlichen Umstände, bekämpft alle Schwierigkeiten, die sich erheben könnten, und leitet alles gehörig ein. Sind die Verwandten einig, so bestimmt man die Summe, welche der Mann seiner Gattin zum Geschenk geben soll, als den Preis ihres Bluts. Man verfertigt ein Inventarium alles dessen, was dieser letztern an Möbeln, Kleidern, Geld oder anderem Eigenthum zugehört, weil es ihr im Fall der Scheidung oder Verstoßung wieder zurück gegeben werden muß. Stirbt sie ohne Kinder, so behält der Mann einen Theil des Empfangenen, und liefert das andere wieder ihren Verwandten aus, nach der Bestimmung der Gesetze.

Wenn alle vorläufigen Einrichtungen getroffen sind, geht der künftige Ehemann, und der Vater, oder irgend ein naher Verwandter des jungen Frauenzimmers, nebst zwey Zeugen zu dem Cadi, um die Heirathsartikel unterzeichnen zu lassen, und eine schriftliche Erlaubniß zu erhalten.

Die Hochzeit kann nur an dem Abend vor dem Freytag Statt finden, welcher Tag bey ihnen dem Sonntag der Christen, und dem Sabbath der Juden entspricht. Ein Paar Tage zuvor wird das junge Frauen-

zimmer in das Bad geführt, und zum ersten Mahle der Haare auf dem ganzen Leibe entledigt. Am Hochzeittag schmückt sie sich mit den reichsten Stoffen, die zu haben sind, und bedeckt sich mit Perlen, Juwelen und Goldmünzen, welche die Anverwandten oft zu diesem Endzweck miethen. Man bemüht sich, die Gestalt der Braut zu verschönern, indem man sie roth, weiß und blau schminkt; man kämmt die Augenbraunen und Wimpern und färbt sie schwarz. In einigen Provinzen färbt man sogar die Hände und Arme schwarz, die Nägel gelb, und die Füße Pomeranzenfarbig: alsdann befestigt man mit Kunst auf dem Haarputz, oder zwischen den Flechten die hinten herab hängen, Blumen, Perlen, Edelsteine oder Goldstücke. In Egypten und Syrien sind diese Flechten sehr zahlreich und an jeder hängt eine oder mehrere Zechinen.

So aufgeschmückt wird sie auf einen Sitz höher als der Sofa gesetzt, wo sie mit ernsthafter Miene und mit niedergeschlagnen oder geschloßnen Augen bleiben muß, indeß daß eine Menge zum Feste eingeladener Frauen sich der Freude überlassen: man führt Tänze auf, man singt, man spielt auf allerley Instrumenten.

Wenn es Nacht wird, kommen die Anverwandtinnen des Bräutigams, und von ihnen dazu geladene Weiber, mit Fackeln und einer rauschenden Musik, zu dem Hause der Braut, um sie zu dem des neuen Gatten abzuholen. Sie geht von ihren Verwandtinnen und Freundinnen begleitet, hinaus: die Männer folgen ihr nicht, sondern bleiben zurück, um sich lustig zu machen.

Sobald sie in der neuen Wohnung ankommt, wird sie parfumirt, und muß auf einem erhabnen für sie eingerichteten Sitz Platz nehmen. Einen Augenblick

nach-

nachher begeben sich alle fremden Weiber hinweg, und es bleiben nur die Verwandten beyder Eheleute bey ihr.

Mittlerweile ist der Mann in einem andern Zimmer, wo seine Verwandten und die jungen Leute, die er eingeladen hat, ihn parfumiren, mit seinen schönsten Kleidern schmücken, und Lieder singen, welche auf das Fest Bezug haben.

Bald nachher begeben sich alle Männer von ihrer Musik begleitet nach der Moschee; hier beten sie sehr andächtig, und kehren dann bis an die Thür des Hauses zurück, wo aber nur der Bräutigam von seinen Verwandten begleitet hineingeht. Während der Bräutigam in der Moschee ist, führt man die Braut in das ihr bestimmte Zimmer. Nach der Zurückkunft aus der Moschee führt der Vater des jungen Mannes oder der älteste Verwandte ihn bey der Hand zu seiner Braut, stellt ihn ihr vor, und begiebt sich hinweg. Es bleibt nur die Wehmutter oder eine alte Verwandte zurück, die dem Manne das Abendessen reicht, indeß die junge Frau in einer demüthigen Stellung vor ihm steht. Nach dem Abendessen überreicht diese ihrem Manne eine Schüssel mit Wasser und ein Handtuch, um sich zu waschen und abzutrocknen: alsdann giebt sie ihm die Pfeife und den Caffee, worauf sie selbst zu Abend speiset. Die alte Frau geht fort, und die beyden Verlobten bleiben allein.

Den andern Morgen begiebt sich der Mann in ein anderes Zimmer, und sobald er hinaus ist, kommt eine von seinen Verwandtinnen und breitet auf der Thür des Zimmers die Unterkleider der jungen Frau aus, die sie des Nachts anbehalten hat.

Alle Weiber des gestrigen Tages kommen reicher gekleidet, um ihren Glückwunsch abzustatten, und sich

Bayerische Staatsbibliothek München

der Freude zu überlassen. Sie müssen die Zeichen der Jungfrauschaft der jungen Frau sehen, die Wehmutter muß ihnen die mit Blut befleckten Unterkleider zeigen, worauf sie solche zusammenlegt, sorgfältig aufbewahrt, und dann der Mutter oder der nächsten Verwandtin übergiebt.

Die junge Frau muß diesen Tag über in einer sittsamen Stellung bleiben: ganz still schweigen, die Augen niederschlagen, und ruhig auf dem Sofa sitzen bleiben, indeß alle Weiber um sie her ausgelassen fröhlich sind.

Die zweyte Art sich mit einer oder mehrern Weibern zu verbinden, die man Capin nennt, besteht darin, daß man sich bey dem Cadi meldet, und sich verbindlich macht, bis zu einer gewissen Zeit, eine Person die man ihm bezeichnet, und deren Einwilligung man erhalten haben muß, zu ernähren und zu unterhalten; welches sein Vater oder sein nächster Anverwandter, nebst zwey Zeugen bestätigen müssen: er verpflichtet sich die Kinder, die sie gebären könnte, zu versorgen, und ihr außerdem bey der Verstoßung oder nach Verlauf der genannten Zeit, eine Summe Geldes oder Kleider, Effekten oder irgend ein Eigenthum, welches festgesetzt wird, zu übergeben.

Die Kinder, die aus diesen Heirathen entstehen, genießen eben die Rechte, wie die andern, und der Vater muß sie behalten, wenn er auch die Frau verstößt.

Die Mahomedaner verheirathen sich nur selten auf diese Art, weil keine Weiber von einem gewissen Stande sich gefallen lassen würden, sich einem Manne unter solchen Bedingungen zu ergeben, und weil diese letztern sich lieber Sklavinnen kaufen, als sich mit den Töchtern armer Türken auf jene Art verbinden.

Der Sklavenhandel ist den Juden und Christen ausdrücklich verboten, und nur den rechtgläubigen Muselmännern erlaubt. Das Gesetz berechtigt diese, so viel Sklavinnen zu halten als ihnen beliebt, und unterwirft sie keiner einzigen Formalität. Die Kinder, welche diese zur Welt bringen, sind frey, und nehmen Theil nach ihrem Tode an der Erbschaft.

Das Gesetz verbietet den Muselmännern nicht, eine Person von einer andern Religion zu heirathen, wenn sich nur beyde Ehegatten verbinden, die Kinder in dem Glauben des Vaters auferziehen zu lassen. Es verbietet den Weibern eine solche Heirath ausdrücklich, wenn der Mann nicht vorher zur mahomedanischen Religion übergetreten ist. Es bestraft mit dem Tode einen Juden oder Christen, der mit einer Mahomedanerin auf eine Art, oder an einem Ort überfallen wird, der auf einen vertrauten Umgang schließen läßt. Er kann nur sein Leben retten, wenn er die mahomedanische Religion annimmt, und diese Person heirathet, wenn sich nämlich diese dazu versteht, und beyde unverheirathet sind. Im entgegengesetzten Fall wird der Mann zum Tode geführt, und die Frau kann sich nur von einer minder harten Strafe befreyen, wenn sie erklärt: sie wäre gezwungen oder überrascht worden, oder leugnet, daß etwas Unschickliches zwischen ihnen vorgefallen sey.

Ist die Frau verheirathet, so hängt ihr Schicksal vom Manne ab, der seine Rache bis zum Tode treiben kann. Doch hält ihn zuweilen die Furcht vor ihren Verwandten von solchen Ausbrüchen der Eifersucht zurück, und er begnügt sich sie zu verstoßen.

Die Vielweiberey hat so unzählige und so auffallende Nachtheile, daß man erstaunt, daß Gesetzgeber sie je geduldet haben. Die wesentlichsten sind, daß sie

der Bevölkerung schadet, daß sie unnatürliche Ausschweifungen begünstigt, und daß Eifersucht, Haß und Zänkereyen allen Frieden, und jede wahre häusliche Glückseligkeit aus den Harems verbannen.

Auf den ersten Blick scheint es zwar, als ob die Vielweiberey die Bevölkerung begünstigte, da aber die Anzahl der Weiber und Männer ziemlich gleich ist, so kann der eine vielleicht vier Weiber haben, indem drey andere keine erlangen; und man kann leicht abnehmen, daß vier in einem Harem eingeschloßne Weiber, die vielleicht einen schwachen und alten Mann haben, nicht so viel Kinder gebären können, als wenn jede ihren Mann für sich allein hätte.

Die Harems sind zwar mehrentheils mit Georgischen, Cirkassischen und Ethiopischen Sklavinnen angefüllt, die jährlich durch den Handel ins Land kommen; auf eben diesem Wege kommen aber auch eben so viel männliche Sklaven hinein; woraus sich schließen läßt, daß die Zahl der Männer in der Türkey wenigstens eben so groß ist als die der Weiber. Den besten Beweis für die Schädlichkeit der Vielweiberey aber kann man aus dem Umstande ziehen, daß das türkische Reich, ungeachtet der vielen Sklaven, die alle Jahr aus Europa, Asien und Afrika dort hin kommen, sich dennoch zusehens entvölkert, obgleich man kein Beyspiel von Auswanderungen von Seiten der Türken hat, und die Kriege seit vielen Jahren selten, und wenig verderblich sind. Die Griechen, Juden und Armenier hingegen erhalten sich immer gleich zahlreich, ungeachtet ihrer Auswanderungen und der Tyranney der Türken. Aber diese haben durchgängig nur eine Frau, und es ist ihnen ausdrücklich verbothen, sich Sklavinnen zu halten; daher heirathen sie gemeiniglich früh, und wenige bleiben ehelos.

Das Unvermögen, in welchem sich ein Mann befindet, den Begierden einer großen Anzahl Weiber Genüge zu leisten, hat die Riegel, die Harems und jene Unglücklichen eingeführt, die unfähig sind ihr Geschlecht fortzupflanzen. Die oft ausschweifende Eifersucht hat den Ehebruch mit dem Tode belegt; und das strenge Auge der Regierung hat geglaubt, den Ausschweifungen Einhalt zu thun, indem es die Geschlechter trennte, und die Liebeshändel der Weiber und Mädchen nachdrücklich ahndete. Aber diese Strenge in Absicht auf die Sitten, diese Trennung der Geschlechter und hauptsächlich der Umstand, daß eine Menge Männer der Weiber gänzlich entbehren müssen, hat im Morgenlande den Gebrauch der Knaben eingeführt; den der Philosoph verdammt, der Gesetzgeber verabscheut, und der weit unmoralischer ist, als der gesetzwidrige Umgang beyder Geschlechter, und woraus übrigens kein Vortheil für die Gesellschaft erwächst.

Durch einen auffallenden Widerspruch, duldet das Gesetz, welches das Vergehen eines Mannes, der der Stimme der Natur folgt, und eine gebieterische Foderung befriedigt, mit dem Tode bestraft, dagegen ein Laster, welches die gänzliche Verderbniß der Sitten ankündigt. Die Muselmänner, die übrigens sehr strenge sind, überlassen sich hier ohne Scheu der Neigung, welche sie fortreißt, und zu der sie die Gewohnheit schon in der frühen Jugend angenommen haben. Weit entfernt, sich dieses Lasters zu schämen, prahlen sie damit, und zeigen mit Stolz den Gegenstand ihrer Zuneigung. Diese Leidenschaft ist bey ihnen so stark geworden, daß sie diese auf alle Art zu befriedigen suchen, und dabey sogar Gewalt brauchen. So hat man in Smirna erlebt, daß drey Janitscharen einen mehr als sechzigjährigen, europäischen Matrosen

tödteten und mißbrauchten, ohne daß man deshalb ihre gerechte Bestrafung erlangen konnte.

Die öffentlichen Mädchen werden nicht geduldet: die Regierung verfährt zuweilen gegen diejenigen, welche Mahomedanerinnen sind, mit außerordentlicher Strenge. Es ist nichts Seltenes, daß man einige in der Nacht auffängt, und sie, nachdem man sie in einen Sack mit Steinen gesteckt hat, von der Spitze des Serails lebendig ins Meer wirft. Und dennoch sieht man auf den Straßen von Constantinopel junge Griechinnen auf eine weibische Art gekleidet, die durch ihr Betragen andeuten, daß sie bereit sind, sich jedem Preis zu geben, der sie bezahlen kann.

Wider die Sitte des Landes behalten diese jungen Leute ihre Haare, und wenden die größte Sorgfalt auf ihre Frisur; sie waschen es alle Tage, reiben es mit Muskus, Ambra oder Roseneſſenz ein, und schmücken es mit den Blumen der Jahreszeit. Ein künstliches Roth färbt ihre Wangen; ihre Augenbraunen und Wimpern sind von der Schwärze des Ebenholzes, um ihren Augen Glanz zu geben, und die blendende Weiße ihrer Haut zu erhöhen. Mit allen natürlichen Reizen des Körpers vereinigen sie gewöhnlich die Annehmlichkeiten des Geistes, und oft besitzen sie noch die bezaubernden Künste der Musik und des Tanzes.

Obgleich das Gesetz den Mahomedanern vier Weiber erlaubt, so haben doch wenige mehr als eine, weil es eine kostbare Sache ist, und weil diese Weiber in einem Harem zusammen gesperrt, den Mann mit ihren Klagen beunruhigen oder mit ihren Forderungen belästigen. Uebrigens machen die meisten Frauen bey der Heirathsstiftung es dem Manne zur Bedingung, daß er bey ihren Lebzeiten, oder so lange er sie nicht verstoßen hat, keine andere Frau nehmen will. Sie

können aber nicht verhindern, daß er so viele weiße und schwarze Sklavinnen kauft, als ihm beliebt; und wenn er nur nach dem Gesetz, welches Mahomed jedem jungen und rüstigen Muselmann auferlegt, alle Wochen eine Nacht bey seiner Frau zubringt, und ihr so viel giebt, daß sie sich ihrem Stande gemäß kleiden und nähren, und nach dem Bade gehen kann, so oft sie sich verunreinigt hat, kann sie nicht auf die Scheidung dringen. Auch darf sie nicht darüber klagen, wenn er ihr seine Gunstbezeigungen nur kärglich zumißt, um sie an irgend eine junge Georgierin oder Cirkassierin zu verschwenden.

Sollte er aber von seiner Frau dieselben Gefälligkeiten fordern, die er gewohnt wäre von seinen männlichen Sklaven zu erhalten, so ist sie berechtigt, sich vor dem Cadi zu stellen, um die Bestrafung des Mannes und selbst die Scheidung zu fordern; diese gewährt auch der Richter, wenn ihre Verwandten sie bey ihrer Klage unterstützen, und wenn übrigens der Ruf des Mannes so beschaffen ist, daß die Klage dadurch bestättigt wird: um auch der Frau die Beschämung zu ersparen, vor einem Gerichte ihre Beschwerden in Worte einzukleiden, kann sie zu einem conventionellen Zeichem ihre Zuflucht nehmen, und bloß ihre Pantoffeln umkehren.

Der Mann kann in keinem Fall Forderungen an die Sklavinnen machen, die seiner Frau zugehören: seine Rechte erstrecken sich nur auf diejenigen, die er selbst gekauft hat. Es ist selten, daß ein Mann gegen dieses Gesetz verstößt, und die Frau würde alsdann nicht ermangeln zu klagen, und seine Bestrafung auszuwirken.

Wünscht der Mann, daß Friede und Glückseligkeit in seinem Harem herrschen möge, so schränkt er sich lediglich auf seine Frau ein; oder wenn er sich einige

Freyheiten in Absicht auf die Sklavinnen erlaubt, die er zu ihrem Dienst gekauft hat, so empfiehlt er diesen in Absicht auf die Frau, die größte Ehrfurcht und den unbedingtesten Gehorsam. Er sucht sie zu überreden, daß seine Neigung für sie, ihr ein Geheimniß ist, und die Frau ihrer Seits um den Frieden zu erhalten, stellt sich unwissend, in Absicht auf seine Untreue, und läßt sich dieselbe um so eher gefallen, da sie doch die Herrschaft über ihre Sklavinnen uneingeschränkt ausübt.

Hat aber ein Türke mehrere Weiber, welche alle die nähmlichen Rechte und Ansprüche haben, so entstehen beynahe unausbleiblich Zänkereyen. So gerecht er auch immer in Vertheilung seiner Gunstbezeigungen unter sie seyn mag, so entgeht er doch nie dem Vorwurf der Partheylichkeit, jede glaubt, ihre Nebenbuhlerin sey glücklicher als sie, und der Mann gebe sich mehr Mühe ihr zu gefallen.

Noch weit schlimmer ist es, wenn der Ueberdruß ihn von seinen Frauen entfernt, und ihn ganz zu den Sklavinnen hinzieht; und wenn diese im Vertrauen auf die Schwachheit ihres Herrn übermüthig werden, und die Achtung gegen die Frauen aus den Augen setzen; alsdann kann nur die Entfernung dieser unbesonnenen Sklavinnen, und die aufrichtige Wiederkehr des Mannes zu seinen Frauen, die Ruhe wieder herstellen.

Aus der Einrichtung der türkischen Haushaltungen sieht man, daß die Frau die Sklavinnen bewacht, weil es ihr lieb seyn würde, sie auf unrechten Wegen zu ertappen, um den Mann gegen sie einzunehmen; und die Sklavin wiederum, die die Gunst des Herrn besitzt, ist der gefährlichste Argus für die Frau: diese geht nie

aus, ohne von jener begleitet zu werden, und dieſes macht die Untreue der Weiber ziemlich ſelten.

Einige Weiber aus den geringern Ständen, überlaſſen ſich aber doch, trotz der Strenge der Regierung, mit ziemlicher Leichtigkeit den Männern. Unter den Angeſehenern kennt man, wie in Europa, die verliebten Intriguen: aber freylich verſteht ſich, daß ſie in einem Lande, wo die Frau ſelten ausgeht, wo ſie von den Verwandten des Mannes und Sklavinnen umgeben iſt, die ein eignes Intereſſe zu Aufpaſſerinnen macht, ſeltner, und mit mehr Schwierigkeiten verbunden ſind. Beynahe jedesmahl thut die Frau die erſten Schritte; wenn ſie einen wohlgeſtalteten Mann erblickt, der ihr gefällt, ſo ſchickt ſie eine dienſtfertige Matrone aus, die ſich nach allem was ſie intereſſirt, erkundigen muß. Iſt ſie nun ſicher, daß der Mann ihrer Liebe begegnet, ſo wird eine Zuſammenkunft veranſtaltet; ſie geht mit ihrer gewöhnlichen Begleitung aus, und begiebt ſich zu einer Verwandtin, Freundin oder freygelaßnen und verheiratheten Sklavin: von dort begiebt ſie ſich unter irgend einem Vorwande zu einer andern Sklavin oder Jüdin, oder auch noch zu einer dritten Perſon, entweder allein oder von einer Vertrauten begleitet. Hier iſt der Liebhaber mittlerweile eingeführt worden, zuweilen aber als Weib verkleidet. Die Zuſammenkünfte werden um ſo öfter wiederholt, als die Umſtände es erlauben, ohne ſich zu großer Gefahr auszuſetzen. Man benutzt eine Abweſenheit des Mannes, oder den Augenblick des Gebets in der Moſchee. Wenn ſich die Frau auf ihre Sklavinnen verlaſſen kann, welches aber ſelten der Fall iſt, ſo wird der Günſtling auch wohl in den Harem eingeführt; doch wehe ihnen, wenn er entdeckt würde, der Tod iſt beynahe unfehlbar ihr Loos!

Das Bad ist auch ein Ort, wo ein Rendez-vous Statt haben kann, wenn man sich der Leute mit Geld versichern kann, welche die Aufsicht darüber haben.

In Constantinopel und den großen Städten giebt es Jüdinnen und Armenierinnen, welche reiche Zeuge, Juwelen, Parfums, Tändeleyen und Bonbons zum Verkauf in die Harems bringen. Diese sind gewöhnlich sehr gewandte Matronen, und durch ihre Hände gehen die meisten Liebeshändel. Man weiß wie erfinderisch der Zwang die Liebe macht; da man nun in der Türkey selten Zusammenkünfte haben kann, ohne Verdacht zu erregen, und die Weiber selten schreiben können, so unterhalten diese Matronen die Correspondenzen durch die Anordnung der Blumen eines Bouquets, die Wahl der Farben und andere verabredete Zeichen.

Vorzüglich in Syrien und Egypten ist die Kunst, sich durch Blumen verständlich zu machen, zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß zwey Liebende das thätigste Einverständniß mit einander haben können, ohne die Aufmerksamkeit eines eifersüchtigen Gatten zu reizen, oder sich den spähenden Blicken ihrer Wächter zu verrathen.

Die türkischen Weiber haben einen weit beträchtlichern Einfluß in die öffentlichen Geschäfte, in die Ernennung der Regierungsbeamten, und die Ertheilung der Strafen und Gnadenbezeigungen, als man aus ihrer eingezognen Art zu leben, schließen sollte. Die Harems sind den Männern unzugängliche Versammlungsorte, wo der Reihe nach alle interessante Stadt- und Land-Anekdoten verhandelt werden, alle Neuigkeiten cirkuliren, und alle Ränke und Plane ausgesonnen werden. Dorthin kommen Weiber von jedem Alter und Stande, um Gnadenbezeigungen für ihre

Männer und Verwandten auszumitteln: oder sie gehen auch hin, um sich Schutz gegen einen eifersüchtigen oder zu strengen Ehemann, oder irgend eine mächtige Person zu verschaffen. Eine Sache geht zuweilen durch den Canal mehrerer Weiber, ehe sie zu ihrer Bestimmung gelangt, und eine freygelaßne Sklavin, eine Person aus den niedrigsten Volksklassen erhält durch ihre Patronie einen solchen Einfluß, daß man sich von allen Seiten um ihre Protektion bewirbt.

Die Mahomedanerinnen unterstützen sich treulich unter einander, und sind immer bereit, gemeinschaftliche Sache zu machen. Sie sind unversöhnlich in ihrem Haß, und versäumen beynahe nie, sich für jede etwas bedeutende Beleidigung nachdrücklich zu rächen. Ihr Einfluß wird durch die Gewalt noch verstärkt, welche gewöhnlich eine Lieblingssklavin oder die Sultanin Validé über den Sultan ausübt.

Zwölfter Abschnitt.

Von den Georgierinnen und Cirkassierinnen. Von dem Sklavenstande. Besuch des weiblichen Sklavenmarktes. Gebräuche der Weiber bey dem Säugen und der Unfruchtbarkeit. Von den Harems und Bädern.

Man rühmt im ganzen Morgenlande die Schönheit der Weiber aus Cirkassien und Georgien, die in der frühsten Jugend nach Constantinopel gebracht, verkauft, und von dort in alle Theile des Reichs zerstreut werden, um in den Harems zu dienen, oder ihren Herren Kinder

zu gebären. Diese Weiber haben nach den Berichten der Christinnen, die mit ihnen umgehen, und nach den wenigen, deren Anblick uns die Arzneykunde verschaffte, zu urtheilen, eine ganz europäische Gesichtsbildung. Beynahe alle haben schwarzes Haar und Augen bey einer weißen Haut, einige wenige sind blond oder braun; alle sind in der Jugend schön geformt, aber durch das viele Sitzen, durch das Wohlleben und den häufigen Gebrauch der Bäder bekommen sie gewöhnlich eine Fleischigkeit, die höchst reizend für die Türken ist, obgleich sie bey weitem das Maaß der schönen Verhältnisse überschreitet.

Die Türken haben beynahe die nämlichen Begriffe von weiblicher Schönheit, als die Europäer, nur daß sie im Ganzen die Schwarzhaarigten den Blonden und Braunen; und die übermäßige Fettigkeit der Magerkeit vorziehen.

Man darf sich nicht wundern, daß diese Weiber mehrentheils schön gebaut sind, da die Auswahl alles Schönen von den Eltern selbst, an die türkischen Kaufleute abgeliefert wird. Aber nie kann man genug erstaunen, daß der Geldgeiz alle religiösen Vorurtheile überwindet; daß ein Vater und eine Mutter bey dem Anblick des Goldes ihr Herz den stärksten Regungen der Natur verschließen, daß sie ohne Gewissensbisse ihre Kinder hingeben, um in einer fremden Religion erzogen zu werden, und zu den Vergnügungen eines jeden der sie kaufen will, zu dienen.

Der Preis dieser Sklavinnen auf den Märkten von Konstantinopel ist verschieden, wie einer jeden andern Waare, und hängt von ihrer Anzahl und der jedesmahligen Käufer ab. Gewöhnlich gelten sie 500 bis 1000 Piaster, welches 1000 bis 2000 Franken beträgt. Aber eine Sklavin von außerordentlicher Schönheit

ſteigt zu einem ungeheuern Preiſe, ohne daß man nöthig hätte ſie zum Verkauf auszuſtellen, weil die meiſten Reichen immer bereit ſind, ſie um jeden Preis zu erlangen. Die Ehrgeizigen und Staatsbeamten wetteifern, wer ſie kaufen ſoll, um damit entweder dem Sultan oder irgend einem mächtigen Beſchützer zu huldigen, und ſich eine Fürſprecherin auszumitteln, die für ihr Intereſſe ſorgt.

Auf jeden Fall wird eine Sklavin demjenigen der ſie kaufen will, nie nackend gezeigt: dieſes ſtreitet mit der Anſtändigkeit und den morgenländiſchen Sitten, aber wenn ſie mannbar iſt, ſchickt der Käufer oft eine Matrone ab, welche unterſuchen muß, ob ſie noch Jungfrau iſt.

Man würde ſich einen ſehr unrichtigen Begriff von dem Sklavenſtande in der Türkey und in Perſien machen, wenn man ihn nach dem beurtheilen wollte, wie die Europäer ihn in ihren Colonien eingeführt haben: oder nach den Erzählungen der unglücklichen Gefangenen auf der Küſte der Barbarey, die auf tauſendfache Art gemartert werden, um die mahomedaniſche Religion anzunehmen. In der Türkey und in Perſien werden die Sklaven beyderley Geſchlechts, die man gewöhnlich vor oder um die Zeit der Mannbarkeit kauft, im mahomedaniſchen Glauben erzogen, und beynahe mit eben der Güte und Sorgfalt als die Kinder des Hauſes gehalten. Selten verkauft ein Türke einen Sklaven, mit dem er unzufrieden iſt; er begnügt ſich damit, ihn zu bedrohen, oder auch ihn zu beſtrafen, wie er einen Sohn ſtrafen würde. Nach einer kürzern oder längern Dienſtbarkeit, je nachdem ein Türke ein mehr oder minder ſtrenger Beobachter der Vorſchriften Mahomeds iſt, der die Sklaverey auf neun Jahre feſtſetzt, ſpricht er ihn frey und verheirathet ihn. Beynahe immer

werden bey seinem Tode seine Sklaven frey, dies hat er entweder in seinem Testament bestimmt, oder die Erben machen es sich zur Pflicht, seinen Willen zu erfüllen.

Wenn ein Patron mächtig ist, und zu einigen seiner Sklaven eine Zuneigung faßt, verabsäumt er nichts an ihrer Erziehung und ihr Fortkommen zu befördern. Er wendet dazu seinen Einfluß und sein Vermögen an, wie er es für seinen eignen Sohn thun würde; und man muß gestehen, daß im Allgemeinen die Sklaven ihren Herren mehr anhängen, und ihnen treuer dienen, es sey im Hause oder im Gefecht, als bloße Domestiken thun würden.

Jedermann weiß in der Türkey, daß die Kunst seinem Herrn zu gefallen, Klugheit, Muth und hauptsächlich Geld zu allem führen, und schnell zu den ersten Aemtern gelangen lassen. Die mehrsten Paschas und Großen des Reichs, die durch Glück und Cabale von dem Stande des Sklaven oder des bloßen Privatmannes zu ihrem nachmaligen Range gelangten, sind für jeden Türken ein thätiger Sporn, der sie aufmuntert und antreibt. In allen Civil- und Militairstellen rechnet man Talente für nichts; sie sind beynahe immer unnütz, und zuweilen sogar gefährlich.

Da im Morgenlande die europäischen Vorurtheile, in Absicht auf Geburt, ganz fremd sind, heirathen die meisten Türken ohne Bedenken ihre Sklavinnen, oder lassen ihre Söhne sie heirathen. Eben so geben sie ohne Widerwillen ihre Töchter den männlichen Sklaven, mit denen sie zufrieden sind, zu Gattinnen; sie lassen sie frey, verschaffen ihnen Bedienungen, oder geben ihnen Geld, einen Handel oder sonst ein Gewerbe damit anzufangen.

Die Gefangenen, welche im Kriege den Türken in die Hände fallen, und nicht sogleich nach der Schlacht ausgewechselt, welches aber selten geschieht, oder niedergehauen werden, welches sich häufiger ereignet, sind Sklaven, und gehören demjenigen zu, der sie gefangen genommen hat. Diese werden zuweilen weggeführt und weit vom Schauplatz des Krieges verkauft, damit sie nicht entfliehen oder ausgewechselt werden mögen. Diese Sklaven, welche oft schon über die erste Jugendzeit hinaus sind, weigern sich häufig, ihrer Religion zu entsagen; und alsdann genießen sie nicht die Annehmlichkeiten, die den mahomedanischen Sklaven zu Theil werden, man behandelt sie auch mit weniger Schonung. Man gebraucht sie zu den härtesten, niedrigsten Arbeiten, und sie haben keine Hoffnung, ihre Freyheit zu erlangen, wenn sie sich nicht loskaufen können; welches ihnen beynahe immer unmöglich ist, da sie selten Mittel haben, ihren Verwandten Nachricht von ihrer Lage zu geben. Wären sie auch arbeitsam genug, um etwas Geld zu erwerben, und sparsam genug um es zusammen zu halten, so würden sie doch unfehlbar von ihrem Herrn oder ihren Mitsklaven ausgeplündert werden, weil ein Türke sich allemahl für berechtiget hält, gegen einen Christen oder Juden die Gesetze der Gerechtigkeit und Redlichkeit bey Seite zu setzen, die er gegen einen Glaubensgenossen zu verletzen, erröthen würde.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß Juden und Christen in der Türkey der Handel mit Sklaven untersagt ist. Man erlaubt nur denjenigen Mahomedanern, welche zum Kaufen hinkommen, den Zutritt zu dem Basar, wo die Weiber zum Kauf ausgestellt werden. Die Europäer können nur durch einen ausdrücklichen Firman des Sultans dort eingelassen werden, und diesen fertigt man nur für die Gesandten und Agenten

der fremden Mächte aus, wenn sie im Begriff sind, die Türkey zu verlassen. Wir benutzten mit Freuden, wenige Tage vor unserer Abreise, einen Firman zu Gunsten des Bürgers Carra, Saint Cyr ꝛc., um unsere Neugierde in diesem Stück zu befriedigen. Wir besahen in seiner Gesellschaft, die Monumente, welche der Barbarey, der Zeit und den Feuersbrünsten entgangen sind, die vornehmsten Moscheen, das Irrenhaus, die Menagerie und den weiblichen Sklavenmarkt. Aber entweder hatten die Kaufleute unsere Ankunft erfahren, und die Sklavinnen fortgeschickt, oder es war nicht die Jahreszeit, wo sie am häufigsten sind, denn wir fanden nur wenige in dem Basar, und unter diesen waren die meisten verschleyert und in ihren Kammern verschlossen, so daß wir sie nur einen Augenblick durch ein Fenster neben der Thür sehen konnten.

Wir blieben stehen, um vorzüglich drey zu betrachten, die uns durch ihre Schönheit, und die Thränen, die sie vergossen, besonders auffielen. Sie waren alle groß, wohlgebaut und kaum funfzehn Jahr alt; eine von ihnen, welche sich mit dem Kopf und dem linken Arm an die Wand lehnte, stieß Seufzer aus, die uns das Herz zerrissen: nichts konnte ihren tiefen Schmerz zerstreuen. Die beyden anderen hielten sich bey der Hand, indem wir sie betrachteten; sie warfen Blicke auf uns, die ohne Zweifel den Kummer über ihre verlorne Freyheit und über die Trennung von ihren Eltern und Geliebten ausdrückten, denen das Schicksal sie auf ewig entrissen hatte.

Die Kaufleute fürchten aus einem lächerlichen Vorurtheil, den bösen Einfluß der Blicke eines Christen oder Europäers; ein Weib kann nicht von ihnen gesehen werden, ohne von ihrem Werth zu verlieren, ohne Gefahr zu laufen, unter ihrem bösartigen Einfluß zu lei-

den.

den. Uebrigens besorgen sie, daß diese Sklavinnen, die noch Christinnen sind, sich plötzlich in einen ihrer Glaubensgenossen verlieben und entfliehen möchten, oder daß die übermäßige Betrübniß, die durch den Anblick eines Menschen erregt wird, der sie an ihre ehemaligen, theuern Verhältnisse erinnert, eine Krankheit veranlassen möchte, die ihrer Schönheit nachtheilig seyn könnte.

Das Gebäude hat nichts auszeichnendes, und kommt an Schönheit den Caravanserais nicht gleich, denen es übrigens an Gestalt und Bauart gleicht. Auch übertreffen es die anderen Basars bey weitem. Man findet hier eine Reihe von kleinen, kahlen Zimmern, die das Licht durch die Thür, und durch ein kleines, mit Gittern versehenes Fenster neben derselben empfängt. In jeder von diesen Kammern sind die Weiber, die einem Kaufmann angehören, zusammengedrängt; dort erwartet jede ihr Schicksal, welches sie in die Hände eines alten oder jungen Mannes führen kann, eines gesunden oder schwachen, sanften oder rohen, guten oder bösen, um seine Gattin, Beyschläferin oder Aufwärterin in seinem Harem zu seyn.

Die Negressen, welche der Handel jährlich aus Ethiopien oder Nubien einführt, werden eben wie die weißen Sklavinnen in der mahomedanischen Religion erzogen, und mit eben der Güte wie die andern behandelt; da sie aber eigentlich zum Dienst des Harems bestimmt sind, gelangen sie selten zur Ehre das Lager des Herrn zu theilen. Nach einigen Jahren der Dienstbarkeit, werden sie gewöhnlich an weiße Sklaven verheirathet. Beyde werden freygelassen, und man giebt dem Manne eine Summe, um einen Handel, oder sonst ein Gewerbe anzufangen. Zuweilen behält man sie auch im Hause ohne sie freyzulassen; die Frau dient im Nothfall den Kindern ihrer Frau als Amme, und behält ihre

Geschäfte im Harem bey: der Mann bleibt bey seinem Herrn und verrichtet die nähmlichen Dienste als zuvor; er begleitet ihn auf seinen Handels-Reisen oder anderen Zügen.

Was die Neger anbetrifft, so sind diese vielleicht noch unglücklicher, als in den amerikanischen Kolonieen; frühzeitig werden sie verstümmelt, und werden beynahe alle gebraucht, die Weiber des Sultans oder die Harems der Großen zu bewachen. Zuweilen gelangen einige zu einem ausgezeichneten Ansehen und großen Reichthümern, aber kann sie dieses für alles, was sie entbehren müssen, schadlos halten? *)

Die Weiber im Morgenlande haben glücklicherweise noch nicht gelernt, daß, sich ihren heiligsten Pflichten zu entziehen, und die kostbaren Pfänder ihrer ehelichen Liebe lohnsüchtigen Miethlingen anzuvertrauen, ein Mittel wäre, ihre Reitze länger zu erhalten, und die zauberischen Vergnügungen der Geselligkeit ungestört zu genießen. Sie finden das Lächeln eines Kindes, welches sie mit ihrer Milch tränken, weit süßer, weit belohnender, als den Beyfall einer verderbten und treulosen Welt. Wenn daher auch ihre Lebensweise einfacher und weniger tumultuarisch ist, wenn auch ihre Vergnügungen weniger lebhaft, weniger reitzend sind, so werden sie dafür doch reichlich durch die Ruhe der Sinne, den Frieden der Seele, und die dauerhafte Gesundheit entschädigt, die sie selbst genießen, und ihren Kindern mittheilen. Im Morgenlande sind alle jene Krankheiten, die aus zurückgetriebener Milch und

*) Businello versichert, S. 73. den Verschnittenen wäre die Ehe erlaubt, und zu seiner Zeit hätten einige mehrere Weiber gehabt.

Milchversetzungen entstehen, und so viele Europäerinnen in der Blüthe des Lebens wegraffen, beynahe unbekannt.

Wenn durch irgend eine ungewöhnliche Veranlassung eine Frau ihre Milch verliert, und sich genöthigt sieht, eine fremde Amme anzunehmen, so nimmt sie diese in ihr Haus, und läßt sie mit eben der Achtung und Aufmerksamkeit behandeln, die man ihr selbst erzeigt. Sie sey Mahomedanerin oder Christin, so hängt es von dieser zweyten Mutter ab, von nun an immer bey ihrem Säugling zu bleiben, ihre mütterliche Sorgfalt für ihn fortzusetzen, und zeitlebens von ihm und seinen Verwandten die lebhaftesten Beweise der Dankbarkeit zu empfangen.

Durch einen für die Aermeren vortheilhaften Luxus, aus dem übrigens keine üblen Folgen entstehen, halten die meisten reichen Mütter, um nicht ihre wohlbeleibte Gestalt zu verlieren, und des Nachts ruhiger zu schlafen, und ihren Kindern eine reichlichere Nahrung zu verschaffen, ihm noch eine zweyte Amme, welche das mühsamere Geschäft übernehmen muß, sie des Nachts zu säugen, und bey Tage zu belustigen und zu zerstreuen: nichtsdestoweniger sorgt auch die Mutter für die Gesundheit ihres Kindes, säugt es mit ihrer Milch, hilft allen seinen kleinen Bedürfnissen ab, und trägt alle Sorgfalt für dasselbe, welche sein zartes Alter nothwendig macht.

Die Unfruchtbarkeit der Weiber wird im ganzen Morgenlande, als eines der größten Uebel betrachtet, welches sie treffen kann: denn ungerechnet, daß eine unfruchtbare Frau nicht das Ansehen genießt, welches ihr als Familien-Mutter zukommen würde, wird sie gewöhnlich von ihrem Manne vernachlässigt; sie sieht ihn in die Arme einer andern Frau übergehen, sie ist genöthigt,

die Scheidung, die er verlangt, zu unterschreiben, und um ihr Unglück zu vollenden, erlangt sie in diesem Fall höchst selten einen zweyten Gemahl. Auch betrachtet man die Unfruchtbarkeit als die Folge einer fehlerhaften Organisation, welche für solche sehr demüthigend ist, die sich in diesem Fall befinden.

Sobald die Symptomen der Schwangerschaft sich nicht einige Monate nach der Hochzeit einstellen, ermangelt die Frau in ihrer Ungeduld nie, sich an alte Weiber und Aerzte zu wenden, um von ihnen irgend einen Trank, oder eine andere Arzeney zu erhalten, die den Augenblick der Empfängniß beschleunigt und erleichtert. Diese bereiten ihr Mutterzäpfchen (des Pessaires), in welche sie die hitzigsten und reitzendsten Ingredienzien, als Muskus, Ambra, Bezoar, Aloe, Cardamum, Ingwer, Pfeffer, Zimmt, Nelken und dergleichen mischen. Auch müssen die meisten diese Dinge, als Opiate oder mit den Speisen einnehmen, und erregen dadurch nicht selten irgend ein inflammatorisches oder anderes Uebel.

Wenn die Frau noch jung ist, und nach einem oder mehreren Wochenbetten nicht sogleich wieder schwanger wird, so bedient sie sich sobald als möglich der nähmlichen Mittel, es sey denn daß der Mann schon viele Kinder hätte, oder sein Vermögen in sehr zerrütteten Umständen wäre. Die Griechinnen, die weniger fromm, aber abergläubischer als die Mahomedanerinnen sind, bringen außerdem der heiligen Jungfrau Opfer, schicken Kerzen in die Kirche, lassen Messen lesen, und flehen alle Heiligen des Paradieses um Beystand an.

Die Häuser der Türken sind dergestalt angelegt, daß die Wohnung der Weiber allemahl von der männlichen abgesondert ist: die erstere heißt Harem, oder der heilige Ort, und die zweyte Selamlik oder die Wohnung der Männer. Bey den Vornehmen sind dieses zwey

Hauptgebäude, die durch Zwischen-Zimmer, von denen der Herr allein den Schlüssel hat, zusammen hängen. Der Zutritt zu dem Harem ist den Mannspersonen streng verboten; die Domestiken und die männlichen Sklaven kommen nie hinein, und selbst die Verwandten dürfen sich dort nicht sehen lassen, es sey denn an den beyden großen jährlichen Festen, und bey Gelegenheit einer Hochzeit, eines Wochenbettes, und bey der Beschneidung.

Gemeinhin haben die Harems keine Fenster nach der Straße zu, oder wenn es dergleichen giebt, so sind sie so hoch angebracht, und so mit Gittern versehen, daß man von außen nichts sehen kann, was inwendig vorgeht. In denjenigen Ländern, wo jedes Haus seine eigne Terrasse hat, sind diese mit sehr hohen Mauern umgeben, die alle Verbindung nach außen zu unmöglich machen.

Wir haben auf unsern Reisen oft Verdrießlichkeiten gehabt, wenn wir hohe Orte ersteigen wollten, um von dort die Lage einer Stadt und ihren Umfang zu übersehen, weil man besorgte, wir hätten die Absicht, die Weiber zu belauschen, die in ihren Gärten spatzieren gingen, oder auf ihren Terrassen frische Luft schöpften. Bey diesen Gelegenheiten soll es sich oft ereignet haben, daß die Türken nach den Europäern schossen, deren Absichten ihnen verdächtig schienen.

Eine junge Mahomedanerin von einem gewissen Stande geht selten aus ihrem Hause, weil es nicht zum guten Ton gehört, sich, wenn gleich in ihren Schleyer verhüllt, auf den Straßen sehen zu lassen; das Gesetz befreyet sie von der Verbindlichkeit, die Moschee zu besuchen, sie hat Bäder in ihrem eignen Hause, deren sie sich nach Belieben bedient, und wird von Sklavinnen, die sie bewachen, und von Verwandtinnen, die sie ein-

schränken, umringt. Ihrem Manne gefallen, ihn, so viel seine Geschäfte es erlauben, in dem Harem festhalten, für ihre Kinder sorgen, sich sehr viel mit ihrem Putz und so wenig als möglich mit der Wirthschaft beschäftigen, zu den vorgeschriebnen Stunden ihre Gebete verrichten, einen Theil des Tages mit Nichtsthun zubringen, und einen andern Theil mit Rauchen, Caffeetrinken, und Besuche annehmen, von ihren Freundinnen, Verwandtinnen und Clientinnen, dieß sind die einzigen Pflichten und Vergnügungen einer Mahomedanerin. Sehr selten kann sie lesen, und schreiben beynahe niemals; sie hat nur Nähen und Sticken gelernt, Confituren und Leckereyen bereiten, und einen Sorbet zusammen zu setzen; aber angenehmer als alles dieses findet sie das Nichtsthun ruhig auf ihrem Sofa zu sitzen, und einen Rosenkranz von Korallen oder Agat durch die Finger schlüpfen zu lassen. Sie hält es für den reizendsten Genuß, von Zeit zu Zeit eine Tasse Caffee in der einen Hand, und eine Pfeife Tabak in der andern zu halten, und bald den wohlriechenden Dampf des einen einzuziehen bald das feine Oel des andern hinein zu schlürfen: außer diesem ist es ihre höchste Freude, vor den Augen der Frauen, die sie besuchen, ihre kostbaren Juwelen und reichen Gewänder schimmern zu lassen.

Ein Türke muß sehr dürftig seyn, wenn er nicht wenigstens einige Sklaven für seine Frau halten kann, und diese muß wenig Geschicklichkeit besitzen, wenn sie nicht in kurzer Zeit den größten Theil des Vermögens ihres Mannes in Kleider und Juwelen verwandelt. Dieses seltsame, und für eine Familien-Mutter so unschickliche Betragen, scheint mir in den Gesetzen und Gebräuchen der Türken gegründet zu seyn. Es ist bekannt, daß der Monarch das Recht hat, zum Vortheil

des kaiserlichen Schatzes, den Nachlaß seiner Officianten zu confisciren, und daß in diesem Fall das Eigenthum der Frau allemahl verschont bleibt. Ferner wenn eine Scheidung Statt findet, behält die Frau ihre Juwelen, ihre Garderobe, außer denen im Heirathskontrakt festgesetzten Effekten.

Die Frau hält ihre Mahlzeiten entweder allein oder mit der Mutter und den weiblichen Verwandten ihres Mannes, die sie im Harem vorfindet. Der Mann hingegen speißt mit seinem Vater oder den Verwandten, die bey ihm wohnen; aber auch wenn er allein ist, und sich im Harem bedienen läßt, ißt die Frau nicht mit ihm; sie bedient ihn entweder selbst, oder sorgt dafür, daß die Sklavinnen ihm aufmerksam aufwarten. Wenn die Mahlzeit vorbey ist, und Hände und Mund gewaschen sind, reicht sie ihm selbst Pfeife und Caffee.

Hat ein Mann mehrere Frauen, so hat jede ihre Wirthschaft, ihren Tisch, ihre Zimmer und ihre Sklavinnen, obgleich in dem nämlichen Gebäude. Nur sehr selten hat eine zweyte Frau oder Concubine ein anderes Haus: dieß ist nur bey den Oberhäuptern der Caravanen der Fall, welche die Hälfte des Jahres in einer Stadt, und die andere Hälfte in einer andern zubringen und in jeder eine Frau haben wollen.

Unter keiner Religion, und unter keinem Volke, wird irgend eine Religionsvorschrift so gewissenhaft beobachtet, als bey den Türken das vorgeschriebene Waschen und Reinigen. Der Muselmann muß sich vor den fünf täglichen Gebeten, vor und nach den Mahlzeiten, nach jeder Ausleerung, jedesmahl, daß er einen unreinen Körper berührt hat, zum Theil waschen; und ganz und gar, wenn er bey einer Frau geschlafen oder sonst eine Befleckung erfahren hat: die Frau ist außer diesem

auch nach jedem Wochenbett und nach jener periodischen Unpäßlichkeit dazu verpflichtet. Daher entstehen diese beynahe unaufhörlichen Bäder, denen sich jedermann unterzieht, die für alle zum Bedürfniß geworden sind, und in denen beyde Geschlechter einen so angenehmen Genuß finden.

Der vornehmste Grund, warum die Weiber die Bäder so leidenschaftlich lieben, ist, weil sie sich dort für den Zwang entschädigen, den ihnen die Gesetze und die Sitten auferlegen. In den Bädern treffen sie ihre Bekannten, oder verabreden Zusammenkünfte mit ihnen; dort unterhalten sie sich ohne alle Zurückhaltung, und überlassen sich ganz der süßesten Wollust. Dort können die Reichen mit dem ausgesuchtesten Putz, dem glänzendsten Schmuck prahlen. Sie lassen sich mit reinem Moka-Caffee bedienen, laben sich an den köstlichsten Herzstärkungen, verschwenden wohlriechende Wasser und Salben; und das Fest wird oft mit Musik, Tänzerinnen, und den sogenannten chinesischen Schattenbildern beschlossen: alsdenn aber bleibt das Bad dem übrigen Publikum den ganzen Tag über verschlossen.

Die Armen finden hier auch, beynahe ohne alle Kosten, Vergnügungen, die zwar weniger rauschend sind, aber vielleicht eben so lebhaft empfunden werden. Gewöhnlicher Caffee und Sorbet, Tabak anstatt alles Parfums, Leckereyen, die sie selbst mitbringen, und einige Früchte der Jahreszeit, reichen hin, den Leib zu erquicken, und die Sinne zu vergnügen. Dabey wird ihre Eitelkeit befriedigt, wenn sie ein feines Hemde, saubere Unterkleider, anständige Gewänder, Halsbänder, Ketten und dergleichen von Zechinen, zeigen können. Endlich bleibt ihnen nichts zu wünschen übrig, wenn sie am ganzen Leibe von allen Haaren befreyt, die Haupthaare aber gut geordnet, und in

Zöpfe geflochten, die Augenbraunen und Wimpern schwarz gemahlt, und die Nägel an Händen und Füßen Orange mit Henna gefärbt, sind.

Dreyzehnter Abschnitt.

Spaziergang an den süßen Gewässern. Revüe einer türkischen Armee. Ursprung von Paswan Oglu's Empörung. Historischer Ueberblick der Ereignisse derselben bis auf diesen Tag.

Zwey Meilen von Constantinopel, wenn man längs dem kleinen Fluß hinauf geht, der sich am obern Ende des Hafens in denselben ergießt, findet man einen angenehmen und einsamen Spazierort, den einzigen, den die Kunst hier einigermaßen verschönert hat. Dorthin begiebt sich zuweilen der Sultan, um mit einem zahlreichen Gefolge den Tag zuzubringen: auch machen oft Europäer kleine Lustparthien dahin, wobey sie doch die Vorsicht beobachten, alles was sie brauchen, mitzunehmen, weil die Türken, welche weder gewohnt sind zu spazieren, noch diesen Ort zu besuchen, nicht einmahl ein Caffeehaus dort angelegt haben.

Wenn man sich vom Hafen entfernt, läßt man Constantinopel hinter sich zurück: links erblickt man das Dorf Eyub, wo die Sultanin Mutter eben eine Moschee und eine Todtenkapelle, in der sie nach ihrem Tode ruhen will, hat errichten lassen: rechts sieht man ein türkisches Caffeehaus, vor welchem ein mit schönen Bäumen beschatteter Platz ist, unter welchen zuweilen türkische und armenische Weiber Caffee trinken und Tabak

rauchen. Man kommt von hier in ein fruchtbares Thal, welches zwey kahle öde Schieferberge einschließen; der Fluß, der in der Mitte desselben fließt, ist an seiner Mündung breit, tief und still; weiterhin verengt er sich allmählig. Das ganze Thal besteht aus natürlichen Wiesen, in denen das ganze Jahr hindurch zahlreiche Heerden von Rindern weiden.

Bald befindet man sich vor dem Kiosk des Großstallmeisters Buyuk-Imbrohor, welches an der linken Seite des Flusses liegt: man geht unter einer hölzernen Brücke weg, welche hier wegen der Communikation angebracht ist, und man gelangt zum Pallast des Großsultans. Jenseits desselben, welcher zierlich genug gebaut ist, nimmt ein großer Canal den Fluß auf, und aus diesem stürzt er in einen Wasserfall über weiß marmorne Stufen, bildet mehrere schöne Flächen, und ergießt sich dann wieder in sein Bette. Schöne Bäume, werth in den herrlichsten europäischen Gärten zu prangen, beschatten diese Gegend. Man bedauert nur, daß die beyden Hügel, die das Thal einschließen, nicht angebaut, und mit Landhäusern, Weingärten und Obstbäumen geziert sind, deren Anblick diesen lieblichen Ort noch mehr verschönern würde.

Den 10ten April im Jahre 6. gingen wir mit der französischen Legation und verschiedenen Bürgern hinaus, um in diesem Thal den Rest der Armee vorbey marschiren zu sehen, die Sultan Selim gegen Paswan Oglu von Widdin, aussandte, der seit langer Zeit sich gegen die Pforte aufgelehnt hatte.

Schon waren funfzehn bis zwanzig tausend Mann asiatischer Truppen nach Adrianopel, dem Sammelplatz der Armee, gezogen. Jetzt sollten noch fünf bis sechs tausend Mann, die zu Ok-Meidan kampirten, die Musterung vor dem Sultan passiren. Der Capudan-Pa-

cha, der zum Seraskier oder General der Armee ernannt war, sollte die Gnade haben, seinem Herrn die Füße zu küssen, und von ihm den Ehrenpelz empfangen. Diese Ceremonie mit anzusehen, und zu gleicher Zeit die Ordnung und Einrichtung einer türkischen Armee kennen zu lernen, waren wir sehr neugierig.

Um acht Uhr des Morgens schifften wir uns zu Tophana ein, und brachten beynahe eine Stunde zu, ehe wir bis an das Ende des Hafens gelangten, wo sich der Fluß in denselben ergießt. Wir verließen unsere Fahrzeuge vor dem Kiosk des Großstallmeisters. Die Hügel waren schon mit Zuschauern besetzt, ein Theil des Hofstaats schon angekommen, und die Pagen übten sich auf der Wiese, den Djerid zu werfen. Die Armee war bis an den Abhang des Hügels vorgerückt und erwartete nur die Ordre zum Aufbruch. Alle Fahnen flogen, und die kriegerische Musik erschallte von Zeit zu Zeit.

Um zehn Uhr kam Sultan Selim in einer prächtigen Caique an, und nahm seinen Platz in Kiosk seines Stallmeisters: wir befanden uns zwanzig Schritte von ihm, unter dem Schatten einer Esche, am andern Ufer des Flusses. Einen Augenblick darauf ward die Ordre gegeben, und die Truppen zogen vorbey. Sie zogen von dem Hügel an der linken Seite des Flusses hinunter, gingen über die hölzerne Brücke, in der Nähe des Kiosks, nahmen einen Weg, der unten am Fuße des Hügels hinführte, und campirten drey Tage lang, zwey Meilen davon, in der Gegend einer Meyerey, die den Nahmen Daut-pacha führt.

Wir sahen allmählig Cavallerie vorbeyziehen, die aus Delis, Zaïms, Timariots, Seliktars und Spahis bestand, mit einer Flinte, Pistolen und einem Säbel bewaffnet. Nach diesen kamen Reiter mit Lanzen: diese

hatten, wie die vorhergehenden, Pistolen und Säbel. Vor jeder Schwadron zogen eine oder zwey Fahnen her, und eine große Anzahl Sacas oder Wasserträger folgten. Jeder dieser Sacas hatte auf seinem Pferde zwey große Schläuche von Rindshäuten mit Wasser angefüllt.

Eine üble Wirkung machte es für das Auge, daß unter diesem erlesenen Corps die Flinten von so verschiedenem Caliber, und die Reiter nicht übereinstimmend gekleidet waren: viele waren sogar zerlumpt und schlecht beritten, indeß daß andere besser gekleidet, besser beritten und bewaffnet waren. Die Hauptleute zeichneten sich durch ihr reiches Sattelzeug, ihre schönen Pferde, und die Bedienten aus, welche zu Fuß vor ihnen her gingen.

Weit militärischer erschien die leichte Artillerie, gleichförmig gekleidet, gut beritten, und von vierzig Stück Kanonen begleitet: sie bestand aus jungen und robusten Leuten, und ihr Ansehen und ihre Bewegungen gereichten den französischen Offizieren zur Ehre, die sie gebildet hatten.

Nach diesem sahen wir noch einige Haufen Reiter vorbey ziehen, und darauf vierzig Fahnen von verschiedenen Farben. Es war noch die ganze Haushaltung des Generals, zwey europäische Equipagen und zwey Sänften zurück, als wir den Hussein-Pacha zu Pferde, von zwey Bostangis und einem Tchocadar zu Fuß begleitet, ankommen sahen: er ritt über die Wiese hin und stieg in einiger Entfernung von dem Kiosk ab; bald umringten ihn hier die Pagen des Sultans, und führten ihn nach dem Audienzsaal; hier näherte er sich dem Sultan, küßte den Saum seines Kleides, und setzte sich ein wenig davon auf den Ferſen hockend nieder, die Hände auf den Lenden ruhend, die von den

großen Aermeln seines Kleides bedeckt waren. Die Pagen verließen hierauf sämmtlich das Zimmer, und es blieben nur drey Stumme zur Bedienung. Die Unterredung dauerte eine halbe Stunde, da Hussein von Neuem dem Sultan den Rock küßte, und nun von einigen Pagen die zu diesem Ende herein traten, mit einem prächtigen Pelz bekleidet wurde. Hussein verließ nunmehr den Kiosk, stieg wieder zu Pferde, kam nochmahls, nachdem er in einem halben Kreise herumgeritten war, zurück, und präsentirte sich dem Sultan, verbeugte sich bis auf den Steigbügel des rechten Fusses, und ritt sodann in Begleitung der drey Personen, die mit ihm gekommen waren, davon.

Die Truppen hatten während der Conferenz Halt gemacht, die Musik aber, die aus Trompeten, Zymbeln, Pauken und Trommeln (die von den europäischen verschieden waren) bestand, ertönte die ganze Zeit über.

Die Haushaltung des Pacha zog in schönster Ordnung vorbey: sie zeichnete sich durch Schönheit der Pferde, Pracht der Geschirre, und den Schmuck der Reiter aus: wir sahen hierauf seine Tchiaussen, seine Tchocadars, seine Secretaire und Schreiber, eine Truppe von Galiondgis, und seine Equipagen und Sänften vorbeypassiren: drey Cavaliere trugen auf einer Art Piken, unter den Fahnen die drey Roßschweife, welche seinen Rang bezeichneten.

Bey allen verschiedenen Truppen bemerkten wir einige Leute, die ziemlich wohl beritten waren, und Mützen von komischer Form, mit Blech und Schellen geziert, trugen. Diese hatten, wie man uns sagte, das Amt, in den Reihen herumzureiten, die Linien zu formiren, die Soldaten zum Kampf aufzumuntern, und die Flüchtlinge anzuhalten.

Es haben sich in Europa über Paswan Oglu so viel verschiedene Gerüchte verbreitet, und der Ursprung seiner Empörung ist so wenig bekannt, daß man hier nicht ungern lesen wird, was wir zur Stelle von dieser Sache erfahren haben.

Oglu bedeutet auf türkisch, Sohn, Paswan Oglu heißt demnach, Sohn des Paswan. Der Vater war Ayam, Notable oder einer der Vornehmsten von Widdin; er war reich, und unter seinen Mitbürgern in großem Ansehen. In dem letzten Kriege der Türken gegen die Deutschen und Russen, kommandirte er eine Anzahl Freywilliger. Man glaubt, sein Ansehen, und vorzüglich seine Reichthümer hätten den damahligen Großvezier gereizt, ihn festzusetzen, und ihm den Kopf abschlagen zu lassen.

Paswan Oglu wurde mit seinem Vater eingezogen, und blieb einige Zeit in der Haft, in der Folge aber erhielt er seine Freyheit, und einen unbedeutenden Theil seines ehemahligen Vermögens wieder. Er zog sich nach Widdin zurück, und brütete über den Plan, sowohl den Tod seines Vaters, als die gegen ihn begangene Ungerechtigkeit auf eine auffallende Art zu rächen. Die Gelegenheit fand sich bald dazu, und mit eben soviel Geschicklichkeit als Eifer hat er die Unruhen im türkischen Reiche zu seinem Vortheil zu benutzen gewußt.

Unter den Regierungen Mustapho des Dritten und Abdul Hamets hatte man zu Constantinopel einige Compagnien Kanonier und Bombardier formirt: einige Batterien am Eingange des Hellesponts und des Bosphorus errichtet, und bey dem Arsenal eine Schifffahrtsschule angelegt; man beschäftigte sich mit den Verbesserungen der Seetruppen, und war überhaupt darauf bedacht, den Verlust zu ersetzen, den man durch die wiederholten Niederlagen im russisch-österreichischen

Kriege erlitten hatte, aber man war noch weit entfernt, diese Absicht erreicht zu haben, als Selim der Dritte den Thron bestieg. Tief gerührt über den Verlust der Krimm, der Kornkammer von Constantinopel; und ergrimmt, sich im Schoos seiner Hauptstadt selbst bedroht zu sehen, war Selims erstes Bestreben, allen jenen Anlagen neues Leben mitzutheilen. Seine ersten Blicke waren auf die Seemacht gerichtet, und seine feurigsten Wünsche giengen auf die Organisirung einer stehenden Armee, dergleichen seine ihm furchtbar gewordenen Nachbarn längst auf den Beinen hatten. Weniger eifersüchtig auf seine Alleinherrschaft, und mehr auf das Wohl des Staats bedacht, als seine Vorgänger, errichtete er einen Rath von zwölf Personen, die seine wohlthätigen Absichten mit ihm befördern sollten.

Einige Türken, welche angeborne Fähigkeit und erlangte Kenntnisse über die gemeinen Vorurtheile erhoben hatten, waren von dem Vorzug der europäischen Waffen und dem unschätzbaren Vortheil, den die Taktik gewährt, auf das lebhafteste überzeugt; wie viel gehörte aber dazu, um das Geschrey aller derer zu stillen, die bey dieser beabsichtigten Veränderung verloren; ein unwissendes Volk zu beruhigen, welches alle Neuerungen, die von den sogenannten Ungläubigen herrühren, für verderblich hielt, und mehr als alles, um den schädlichen Wirkungen des fremden Goldes, auf die ersten Personen im Staate, zu widerstehen.

Die Janitscharen hatten viel von jener ursprünglichen Kraft verloren, welche sie so lange furchtbar gemacht hatte: man sahe unter ihnen nicht mehr diese Bostangis die gegen alle Witterungen und Beschwerden abgehärtet waren; diese Sklaven, diese Fremdlinge, die weder Vaterland noch Eltern kannten, und mit

Enthusiasmus und Feuereifer einer Religion dienten, die sie angenommen hatten, und einem Fürsten, der sie besoldete. Jetzt aber waren sie aufrührisch und zügellos geworden, hatten Kraft und Muth verloren, und zeigten sich mehr der Autorität des Fürsten, als den Feinden des Staates furchtbar. Der Gewinn also, wenn es möglich war, eine stehende Armee statt ihrer zusammen zu bringen, war nicht zu berechnen.

Aber so groß auch der Verfall der Janitscharen war, mußte man sie doch in der Hauptstadt einigermaßen schonen. Die Klugheit erforderte, sie beyzubehalten und zu bezahlen, bis die neuen Truppen organisirt wären. In den Provinzen, wo sie in den Städten und auf dem Lande zerstreut waren, durfte man von ihnen nur einen geringen Widerstand besorgen; demungeachtet beschloß man nun, weder diese noch jene zu reizen, anfänglich nur die Yamags anzugreifen; so nannte man die neuen Ankömmlinge, oder die neuerrichteten Truppen, welche als Garnisonen in den Städten an der Grenze von Ungarn, und als Besatzung in den Festungen der neueroberten Länder lagen.

Belgrad war diesem Plan zu Folge die erste Stadt, wo man das furchtbare Corps der Janitscharen aufzuheben versuchte; aber die Yamags empörten sich, griffen zu den Waffen und bedrohten das Leben des Pacha. Dieser fand Mittel ihre Oberhäupter zu gewinnen, und es gelang ihm, ein schlecht organisirtes Corps zu zerstreuen. Diesem Beyspiel folgte man allmählig in allen Städten der deutschen Grenze: überall fand man Widerstand, aber überall siegte die Regierung. Zu Widdin waren die Yamags glücklicher; Paswan Oglu, der seit kurzem die Würde eines Ayam bekleidete, marschirte an ihrer Spitze gegen den Pacha, schlug ihn, und nöthigte ihn die Stadt zu verlassen. Dieser erst-

glück-

glückliche Versuch erregte einen großen Begriff von seinen militärischen Talenten, und man betrachtete ihn als einen Mann, der dem Volk gänzlich ergeben war. Es kostete ihm wenig Mühe, alle Einwohner von Widdin in sein Interesse zu ziehen, und viele Mißvergnügte an sich zu locken, indem er ihnen mit der Hoffnung schmeichelte, nicht allein die Reformen der Pforte zu hintertreiben, sondern sich auch der Hebung der neuen Auflage auf die Lebensmittel, die Wolle, Baumwolle u. s. w. zu widersetzen, deren Ertrag Selim zur Errichtung der neuen Corps von Artilleristen und anderer Truppen bestimmt hatte.

Nothwendig mußte das Volk aufgebracht werden, daß der Pacha selbst Muhassil oder Pächter der neuen Steuer für seine Provinz geworden war, und sich anheischig gemacht hatte, jährlich eine beträchtliche Summe nach Constantinopel zu schicken, da vor Einführung dieser Steuer, Widdin nicht allein nichts bezahlte, sondern man noch von Constantinopel aus die nöthigen Gelder zur Besoldung der Yamags und Unterhaltung der Festung schicken mußte.

Da die Einkünfte von Widdin zur Besoldung der Armee, die sich täglich verstärkte, nicht mehr hinreichten, schickte Paswan Detaschementer in die benachbarten Provinzen, bemächtigte sich der Gelder des Fiskus, hob die Steuern und forderte die Fürsten von der Moldau und Wallachey auf, ihm Lebensmittel, Munition und eine beträchtliche Summe Geldes zu übermachen, wenn er nicht in ihre Länder einfallen sollte. Diese wandten sich an die Pforte, die nach ihrer beliebten Gewohnheit zu temporisiren, und die Umstände abzuwarten, ihnen unter der Hand rieth, fürs erste der Gewalt zu weichen.

Der größte Theil der Volksmenge in der europäischen Türkey besteht aus Griechen: diese in sein Interesse zu ziehen, und sich ihre Achtung und ihr Vertrauen zu erwerben, war für Paswan sehr wichtig. Er machte zu dem Ende die Verordnungen Solimans des Ersten geltend, welche seine Nachfolger abgeändert oder eingeschränkt hatten; er versprach ihnen eine Erleichterung ihres Schicksals, die freye Ausübung ihres Gottesdienstes und die Aufhebung der beschimpfenden Auszeichnung des Rayas: zugleich wählte er zur Devise die Worte: Freyheit und Gerechtigkeit; magische Töne, welche im Stande sind, die stumpfesten Menschen zu elektrisiren, und ein Volk, welches unter der grausamsten Tyranney seufzet, zur heldenmüthigsten Hingebung und zum Enthusiasmus zu begeistern.

Paswans Verfahren wirkte, wie er erwartet hatte. Im ganzen Reiche sahen die Janitscharen in ihm einen Mann, dem die Vertheidigung ihrer Rechte und das Bestreben sich den Unternehmungen des Sultans und seines Conseils zu widersetzen, die Waffen in die Hand gegeben hatte: die Griechen betrachteten ihn als ihren künftigen Befreyer, und alle thaten die feurigsten Wünsche für das Glück seiner Waffen. Dennoch zögerte die Pforte noch in der Wahl der Hülfsmittel. Der Divan versammelte sich mehrere Mahle, ohne einen Entschluß fassen zu können: einige Mitglieder, und unter diesen der Capudan-Pacha, riethen, Paswan eine ansehnliche Macht entgegen zu senden, und ein Beyspiel der Strenge auszuüben, welches andere Ehrgeizige von ähnlichen Versuchen abschrecken könnte; die größte Zahl aber drang darauf, Paswan seine Begnadigung und den Ersatz der confiszirten Güter seines Vaters anzubieten, wenn er die Waffen niederlegen und seine Armee verabschieden wolle.

Sobald eine Regierung sich entschließt, mit einem aufrührischen Unterthan in Unterhandlung zu treten, zeigt sie selbst ihre grössere oder geringere Schwäche und Hülflosigkeit an. Die Vorschläge des Divans mußten Paswans Verwegenheit noch erhöhen; er war aber zu klug, um die Pforte durch eine abschlägige Antwort aufzubringen, und das Schicksal seiner Armee durch einen übereilten Schritt aufs Spiel zu setzen: überdem mußte er Zeit und Geld gewinnen, um das Gelingen seiner Projekte zu sichern, indem er vielleicht nicht hinlänglich auf die günstige Stimmung aller Janitscharen im Reiche rechnete. Er begnügte sich fürs erste mit der Forderung, daß alles in Widdin auf den alten Fuß bleiben sollte, daß die neuen Steuern dort nicht gehoben, und die Janitscharen bey ihren Rechten geschützt werden sollten. Sultan Selim fügte sich allen diesen schimpflichen Bedingungen, und schickte einen Pacha, der mit einem Firman dieses Inhalts versehen war, nach Widdin. Der neue Pacha ward aufgenommen, und mit allen üblichen Feyerlichkeiten eingeführt, da er aber zu schwach war, den Kampf mit einem Manne zu wagen, der eine Armee zu seinem Befehle hatte, konnte er zu keinem Ansehen gelangen: Paswan behauptete ferner seinen Einfluß und seine Gewalt, und regierte im Nahmen des Pachas, Stadt und Provinz.

Indessen kannte Paswan die ränkevolle Politik des türkischen Hofes zu genau, um vollkommen ruhig zu seyn: er wußte, daß der Divan über kurz oder lang seine Zuflucht zu den gewöhnlichen Hilfsmitteln, Gift oder Schwerdt nehmen würde, um sich eines Mannes zu entledigen, der es gewagt hatte, seine Maaßregeln zu entkräften, und noch immer eine gesetzwidrige Gewalt in Widdin ausübte. Er verabsäumte nichts, um sich Gönner und Freunde unter den Großen des Hofes zu ma-

chen: er fuhr fort, dem Volke mit der Erwartung nützlicher und ernstlich gewünschter Reformen zu schmeicheln, und um unter den jetzigen Umständen eine rechtskräftige Macht zu erlangen, hielt er um das Gouvernement von Widdin und die Würde eines Pacha mit drey Roßschweifen an.

Ungeachtet der Schwäche, mit welcher die Pforte einen rebellischen Unterthan begnadigt, und seinen Forderungen Genüge geleistet hatte, konnte sie sich doch nie entschließen, ihm die verlangte Würde zu bewilligen. Sie suchte vielmehr Zeit zu gewinnen, um Umstände abzuwarten, die sie von einem strafbaren und gefährlichen Manne befreyen könnten, und hielt ihn mittlerweile durch Versprechungen hin, die sie nie zu erfüllen gesinnt war.

Sobald sich Paswan überzeugt hatte, daß ihm nichts von der Pforte zu erwarten übrig bliebe, steckte er von neuem das Panier der Empörung auf: vertrieb den Pacha und machte Einfälle in die benachbarten Provinzen.

Seine Generale, die bessere Krieger als Politiker waren, suchten ihn zu bereden, sich in den Besitz der Moldau und Wallachey zu setzen, die vornehmsten Städte an der Donau zu befestigen, und von dort aus allen Bemühungen der ottomannischen Macht zu trotzen. Paswan aber kannte die Höfe von Wien und Petersburg besser: er war überzeugt, daß sie seine Unternehmungen insgeheim begünstigen und selbst unterstützen würden, im Gegentheil aber würden sie alles anwenden, um zu verhüten, daß er sich jenseits der Donau festsetzte, und aus jenen beyden Fürstenthümern einen unabhängigen Staat bildete.

Ein weiteres Feld des Ruhms eröffnete sich vor Paswans Blicken: dieß war, gerade nach Constan-

tinopel zu marschieren, eine kühne Hand nach dem Throne auszustrecken, seine Feinde dem Schatten seines Vaters und seiner eigenen Sicherheit zu opfern; unter gleichen Gesetzen Völker zu vereinigen, die der Fanatismus getrennt hatte; dem Handel, dem Ackerbau, der Industrie neues Leben einzuhauchen, eine ansehnliche Seemacht zu gründen, und der Regierung diese Einheit und den festen Zusammenhang zu geben, die ihr mangelten.

Hätte Paswan eben so viel Entschlossenheit als Klugheit besessen, wären seine Talente zum Angriff so groß, als zur Vertheidigung gewesen, so wäre ohne Zweifel der Scepter Selims Händen entwunden worden. Schon weigerten sich die Janitscharen zu marschieren, die ungeheure Volksmenge von Constantinopel streckte gegen ihm die Arme als seinem künftigen Befreyer aus. Die meisten Großen waren seinem Interesse ergeben, aber immer noch wankte Paswan, welche Parthey er nehmen sollte, endlich aber beschloß er, den Feind in Widdin zu erwarten, fest überzeugt, daß die Truppen entweder zu ihm übergehen, oder in den Sümpfen, welche die Stadt umgeben, umkommen müßten.

Mittlerweile aber gab die Pforte, welche endlich die Gefahr einsehen lernte, mehreren Pachas in der europäischen Türkey Befehl, ihre Truppen zusammenzuziehen, den Rebellen bis in seinen letzten Schutzort zu verfolgen, sich seiner Person zu bemächtigen, und seinen Kopf nach Constantinopel zu liefern. Auch Allo Pacha oder Begler-Bey von Cutayed, ein berühmter Kriegsheld, erhielt Befehl, mit allen Truppen seiner Provinz, gegen Paswan zu marschieren. Die Grenzstädte wurden mit Lebensmitteln versehen, und Pa-

chas von geprüfter Treue und bekanntem Muth anvertraut.

Diese verschiedenen Heere, welche zusammen vierzig bis funfzigtausend Mann ausmachten, rückten in die Provinzen, welche Paswans Generale besetzt hielten; anfänglich hatten sie über diese einige Vortheile, unter andern umringten sie eine Division, welche Sereck-Chologln kommandirte, hieben sie in Stücken, und schickten die Köpfe des Befehlshabers und seiner Offiziere nach Constantinopel.

Diese unbedeutenden Vortheile wurden bald durch die Siege der andern Generale Paswans über die vereinigten Pachas in Vergessenheit gebracht. Belgrad, das Bollwerk des Reichs, wurde bedroht; Orsova, Silistrie, Kersova und beynahe alle Städte an der Donau waren bald in Paswans Händen, welcher von Widdin aus, das er beynahe nie verließ, die Märsche aller seiner Generale anordnete, und den Sieg beynahe ununterbrochen an seine Fahnen zu fesseln wußte.

Vorzüglich kam ihm zu statten, daß seine Armee nie durch die vielen gelieferten Schlachten geschwächt wurde; die Anzahl der Soldaten nahm immer im Verhältniß mit dem erlittenen Abgang zu, dahingegen die Truppen der Pachas eben so viel Mannschaft durch Desertion als durch das Schwerdt des Feindes verloren. Die Janitscharen, wie schon oben gesagt worden, betrachteten Paswans Sache als ihre eigene, und seine besser genährte und regelmässiger besoldete Armee, die der Sieg überall begleitete, lockte täglich eine Anzahl Malkontenten herbey.

Der Fürst von der Wallachey, welcher gezwungen war, Paswan eine starke Contribution an Gelde, nebst Lebensmitteln und Munition für die Armee zu liefern, fiel in Selims Ungnade. Er ward abgesetzt und nach

Constantinopel zurück berufen; seine Stelle erhielt Khangerli, Dollmetscher des Capudan-Pacha, ein ränkevoller, schlauer, ehrsüchtiger Kopf, der in dem Verdacht war, heimlich die natürlichen Feinde des türkischen Reichs zu begünstigen, und für Gold eine stets offene Hand zu haben.

Die Pforte, welche sich nie vorgestellt hatte, daß Paswan im Stande seyn würde, den vereinigten Pachas die Spitze zu bieten, erstaunte nicht wenig über seine Fortschritte, und zitterte wegen Belgrad, welches er einzunehmen drohete. Eben so sehr besorgte man, er möchte den Berg Hämus übersteigen, und sich zu Adrianopel festsetzen, um von dort aus die Hauptstadt zu ängstigen. Daher beschloß man, eine ansehnliche Macht gegen ihn zu versammeln, und einen lästigen Krieg schnell zu endigen, der den Umsturz des Reichs drohte. Im Monat Januar, im sechsten Jahre der französischen Republik, berief man die Offiziere der Janitscharen von Constantinopel (man zählt deren an funfzigtausend) zusammen, um sie über den Plan dieses Corps gegen Paswan marschieren zu lassen, auszuforschen. Diese schienen gar nicht geneigt, die Absichten des Sultans zu unterstützen; sie stellten vor, daß die Soldaten sich laut äußerten, sie würden nie gegen einen Mann zu Felde ziehen, der keine andere Absichten hätte, als ihre Rechte zu schützen, und zu verhüten, daß die Gebräuche der Ungläubigen, der Feinde ihres Gottes und ihres Propheten nicht unter den ächten Gläubigen eingeführt würden.

Man glaubte anfänglich, der Janitscharen-Aga würde mit seinem Kopfe für den Ungehorsam seiner Soldaten büßen müssen; Selim begnügte sich aber ihn auf einige Tage von der Hauptstadt zu entfernen, und nach Gallipoli zu verbannen. Nachdem man sich aber über-

zeugt hatte, daß seine Entfernung keine Veränderung in den Gesinnungen der Janitscharen hervorbrachte, ward er wieder in Thätigkeit gesetzt.

Zu gleicher Zeit ward ein Befehl an die Pachas und Gouverneurs der Provinzen des ganzen Reichs ausgefertigt, verschiedene Corps Truppen aufzubringen, und auf die erste Ordre zum Marsch in Bereitschaft zu halten. Der Großvezier, dem das Commando der Armee zukam, war alt und schwach. Selim ernannte daher an seiner Stelle den Capudan-Pacha, als ob der Diensteifer und der gute Wille seines Großadmirals in diesem Fall den Mangel an Kenntniß und Erfahrung ersetzen könnten. Hussein hatte nie Krieg geführt, wie konnte er daher mit Vortheil gegen einen Mann auftreten, der mit dem Muth und den kriegerischen Talenten der alten Generale, die man ihm entgegengestellt hatte, sein Spiel trieb?

Man sagt, die Feinde des Capudan-Pacha hätten seine Ernennung zum Seraskier bewirkt, theils um ihr von der Hauptstadt zu entfernen, theils um ihm durch das Mißlingen eines wichtigen Unternehmens Verdruß zu erregen.

Hussein konnte das Commando der Armee nicht ablehnen, ohne den Unwillen des Sultans zu reitzen, und der Bosheit des Publikums freyen Spielraum zu lassen. Er war aber eben so klug, als seine Feinde hämisch waren. Er warf sich dem Sultan zu Füssen, und versprach ihm einen willigen Gehorsam, selbst mit Aufopferung seines Lebens; dabey aber stellte er ihm alle Schwierigkeiten des Unternehmens vor, und ließ ihn einsehen, daß man nur von einer sehr anßhnlichen Macht, einer beynahe uneingeschränkten Autorität und der freyen Disposition großer Summen zur Unterhaltung der Armeen, das Gelingen erwarten könnte.

Selim bewilligte alle Forderungen Hussein's, und gab Befehl, daß alle Truppen, die man zusammenbringen könnte, im Anfange des Frühlings in Bereitschaft wären.

Man arbeitete von dem Augenblick an, mit großem Eifer an Verfertigung und Ausrüstung von funfzehn Kanonierschaluppen, die vorne einen vier und zwanzig oder achtzehn Pfünder, und ein Paar kleinere Kanonen an jeder Seite führten: diese sollten die Donau hinaufsegeln, um den Angriff, den man zu Lande auf Widdin beabsichtete, zu Wasser zu unterstützen. Auch rüstete man mehrere Transportschiffe aus, theils zum Fortbringen des Geschützes, theils zu den Mundvorräthen.

Adrianopel war der allgemeine Sammelplatz aller Truppen der südlichen europäischen Türkey, und derer von Asien. Ein Theil derselben zog Constantinopel vorbey, und ein anderer bey Gallipoli. Man schätzte die vereinigte Armee auf hunderttausend Mann.

Hussein der Oberbefehlshaber hatte ein Corps von zehen bis zwölf tausend Asiaten, und ein anderes von sieben bis acht tausend Mann Topchis, Galiondgis und Freywilligen, in Constantinopel und in der benachbarten Gegend zusammen gebracht.

Allo Pacha von Cutaye war an der Spitze von dreyßig tausend Asiaten, Delis, Saphis, Janitscharen und Freywilligen.

Ali Pacha von Janina in Albanien befehligte zehen bis zwölf tausend Albanier und fünf bis sechs tausend Janitscharen.

Mustapha, Pacha von Bosnien, hatte ein Corps von fünf bis sechs tausend Mann, theils Infanterie, theils Cavallerie.

Ismael, Bey von Sérés in Ober-Macedonien führte fünf bis sechs tausend Spahis.

Auch ließ man einige Detaschementer marschieren, die man in Salonich, Philipopolis, Sophia und einigen anderen Städten der europäischen Türkey angeworben hatte.

Mit diesen Truppen, die hingereicht hätten, ein mächtiges Reich zu unterjochen, setzte sich Hussein im Marsch, um einen Rebellen zu bekriegen, und eine empörte Stadt zu belagern.

Man erwartete nunmehr ganz natürlich, daß Paswan nichts verabsäumen würde, um seine Armee zu verstärken, und sie auf einen gleichen furchtbaren Fuß zu setzen; eben so glaubte man, er würde dem Capudan-Pacha, bis an die engen Pässe des Berges Hämus entgegeneilen, und ihm den Durchzug durch dieselben versperren. Man hatte sich aber durchaus geirrt: er beurlaubte den größten Theil seiner Truppen, verließ die Städte, in deren Besitz er sich gesetzt hatte, und schloß sich mit zwölf tausend Mann auserlesener Truppen in Widdin ein. Er hatte hinlängliche Zeit gehabt, sich mit Mund- und Kriegsvorrath in solcher Menge zu versehen, daß er allenfalls eine zwey Jahre lange Belagerung, ohne den Einwohnern sehr wehe zu thun, aushalten konnte. Uebrigens war er im Besitz einer kleinen Flotte, die den Lauf der Donau beherrschte, und im Nothfall die Stadt mit Lebensmitteln versehen konnte. Einige polnische Ingenieure hatten die Aufsicht über seine Artillerie und machten den Vertheidigungsplan.

Die türkische Armee gelangte ohne Hinderniß vor dem Ende des Junius in der Gegend von Widdin an: die kleine Flotte und die Kanonier-Schaluppen trafen zu gleicher Zeit ein; alle Vorräthe waren im Ueberfluß vorhanden; es fehlte dem Capudan-Pacha nur an

Männern, die eine Belagerung anzuordnen verstanden, und an Soldaten, die geneigter waren die Sache zu unterstützen, für welche sie kämpfen sollten.

Nachdem Hussein die umliegenden Gegenden rekognoscirt und seinen Generalen ihre Posten angewiesen hatte, ließ er Paswan auffordern, die Waffen niederzulegen, und versprach ihm Leben, Freyheit und Ehre, wenn er das Blut der Rechtgläubigen schonen wollte: zugleich machte er ihn auf seine hundert tausend Mann aufmerksam, denen im erforderlichen Fall, eben so viele nachfolgen könnten. Paswan empfieng den Abgeordneten des Hussein auf der höchsten Terrasse seines Hauses, von der er mit einem Fernrohr die Bewegungen des Feindes beobachtete, und ertheilte ihm die stolze Antwort: gehe und sage deinem Herrn, daß es nur von mir abhieng, ihm hunderttausend Mann entgegen zu stellen, ich bin aber zufrieden, mit zehen tausenden zu siegen.

Hussein nahm sich nunmehr vor, die Stadt auf das nachdrücklichste anzugreifen; er ließ einen allgemeinen Angriff machen, und versuchte, eine Insel in der Donau, Widdin gegenüber, wegzunehmen; er ward aber von allen Seiten mit Verlust zurückgeschlagen, und sein Versuch auf die wohlbefestigte Insel mißlang ebenfalls. Paswans Flotte trieb auch die seinige zurück, von den Batterien der Stadt und der Insel kräftig unterstützt. Seine Schalupen, die sich unvorsichtigerweise zu weit gewagt hatten, wurden beträchtlich beschädigt, einige giengen zu Grunde, und die übrigen waren nicht mehr im Stande wirksam zu seyn.

Die Stadt ist beynahe von allen Seiten mit Sümpfen umgeben, die den Angriff sehr erschweren; die nöthigen Arbeiten bey der Belagerung wurden schlecht ausgeführt, und waren noch schlechter entworfen.

Glückliche Ausfälle zerstörten die schon angelegten Werke, und hinderten die Entwürfe zu neuen Batterien. Schon waren zwey allgemeine Angriffe mißlungen: viele Menschen hatten in denselben ihr Leben eingebüßt; Krankheiten und Desertion rissen noch eine größere Anzahl weg. Die Jahreszeit verstrich, die Belagerung zog sich in die Länge, und der Capudan-Pacha beschloß, noch einmahl in einem neuen Versuch alle Kräfte anzustrengen.

Die Armee ward in drey Corps getheilt. Ali übernahm des Commando des einen, Ali des zweyten, und das Dritte behielt sich Hussein selbst vor. Die beyden erstern erhielten Befehl sich des Nachts auf verschiedenen Wegen nach dem zum Angriff bestimmten Orte zu begeben; aber durch ein unverantwortliches Versehen, gab die eine Abtheilung mit Tagesanbruch auf die andere Feuer, weil sie solche für ein feindliches Corps hielt; man ward den Irrthum zwar bald gewahr, aber der General, den man so übel empfangen hatte, war darüber in solche Wuth gerathen, daß er auf das andere Corps schießen ließ, als wären es Feinde gewesen. Die Soldaten ergrimmten nicht weniger als ihr Anführer, und der Kampf hörte nur auf, als die dritte Division anlangte, und mit dem Säbel in der Faust die Streitenden auseinander brachte. Hiedurch ward die Unzufriedenheit so groß, die Uneinigkeit so allgemein, und die Desertion so unaufhaltsam, daß Hussein genöthigt war, die Belagerung aufzuheben, und sich zurückzuziehen, um von Zeit und Umständen zu erwarten, was seine Waffen nicht hatten ausrichten können.

Sobald sich der Capudan-Pacha zurückgezogen hatte, berief Paswan seine beurlaubten Truppen zurück; er besetzte von neuem alle Plätze und bedrohte nochmahls

die nördliche Seite des Reichs. Nach wiederhohlten Berathschlagungen des Divans, beschloß endlich die Pforte, einem Rebellen, den sie nicht unterdrücken konnte, seine Begnadigung, das Gouvernement von Widdin und die Würde eines Pacha von drey Roßschweifen anzubieten: und da unter diesen Umständen der Despotismus wenigstens ein Opfer heischte, so ward der Hospodar der Wallachey Hussein's Unwillen preisgegeben und man brachte seinen Kopf nach Constantinopel.

Vierzehnter Abschnitt.

Lage und Witterung von Constantinopel. Einrichtung der Häuser. Gebrauch des Tandur und der Pelze. Feuersbrünste. Hunde und Geyer.

Die natürliche Lage von Constantinopel, ist so vortrefflich, als man sich nur vorstellen kann. Bey der Fruchtbarkeit und Abwechselung des umherliegenden Landes, den Umfang, der Bequemlichkeit und Sicherheit des Hafens, der Leichtigkeit, Lebensmittel zu erlangen, genießt diese Stadt noch die Vortheile einer milden Temperatur der Luft, eines heitern Himmels und eines gesunden Klima. Da Constantinopel 41° 1′ nördlicher Breite belegen ist, so mäßigt der nordnordöstliche Wind, der des Tages regelmäßig vom schwarzen Meer her wehet, die Hitze des Sommers, auch zugleich die Winter-Kälte, wenn sie nicht allzu heftig ist, weil er auf seinem Zuge über das schwarze Meer, das er

seiner ganzen Länge nach durchstreicht, sehr vieles von seiner Rauhigkeit verliert.

Im Winter sind die Winde sehr veränderlich und wehen von allen Ecken des Kompasses her, aber gemeinhin dreht sich der Nordwind nach Nordosten, oder der Südwind nach Südwesten. Im Winter fällt häufiger Regen und der Himmel ist trübe und neblicht, hingegen führen die aus dem Meer vom Marmora und dem Archipelagus kommenden Winde heiteres Wetter herbey. Indessen regnet es häufig. Bey beyden Winden, weil der auf dem schwarzen Meere herrschende Nordwind die Wolken aufhält und condensirt. Dennoch hat man im Winter bey einem leichten Südwind zuweilen vierzehn Tage lang einen klaren Himmel und milde Witterung.

Der Nordwestwind wehet gewöhnlich nach einem starken Regen. So bald er regiert, ist die Luft heiter und die Kälte mäßig. Er hält aber nicht lange an, ist gewöhnlich der Vorläufer vom Südwind, drehet sich aber häufig nach Norden und Nordosten.

Bey Tage friert es in Constantinopel selten und des Nachts fällt das Thermometer nie über zwey bis drey Grad unter dem Gefrierpunkt. Es giebt zuweilen Jahre, wo viel Schnee fällt, aber gewöhnlich schmilzt er schon während des Herabfallens, und in der Nachbarschaft dieser Hauptstadt bleibt er selten einige Tage liegen, ohne zu schmelzen oder ganz zu verschwinden. Doch hat man uns erzählt, daß die Kälte zuweilen so heftig wird, so daß der Hafen zufriert, der Schnee einen Fuß hoch sich anhäuft, und etliche Tage liegen bleibt. In ältern Zeiten fror einmahl während der Regierung des Kaisers Constantin Copronymus die Meerenge von Constantinopel ganz zu, so daß man zu Fuße darüber gehen konnte, und früher unter dem Kaiser Arcadius war das schwarze

Meer zwanzig Tage lang zugefroren, und wie das Eis aufthauete, sah man dasselbe in ungeheuren Massen darbey schwimmen.

Auch im Frühling sind die Winde veränderlich, aber die Kälte ist gering. Oft entfalten sich die Knospen der Bäume schon mit Ende Hornungs.

Selten weht der Wind in den Sommermonathen von Süden, im Gegentheile meist von Norden. Der Himmel ist in dieser Jahreszeit rein und der Regen selten. Mit Ende Julius kömmt der Wind aus Süden, und die Hitze nimmt zu. Nachdem sie einen ausserordentlichen Grad erstiegen hat, folgt ein sehr heiterer Herbst, der erst im Januar durch Kälte verdrängt wird.

Im Winter ist das schwarze Meer sehr stürmisch. Die Morgenländer, welche ohne Compaß segeln, wagen es nicht, die Küste aus den Augen zu verlieren, und werden daher, wenn sie sich ja zuweilen in dieser Jahreszeit unterfangen, in See zu gehen, eine Beute der Klippen.

Ungeachtet der Leichtigkeit, sich in Constantinopel mit allen Materialien zur Aufführung von Steingebäuden zu versehen, sind doch alle Häuser von Holz, und zwar meist von eichenem, dessen Zwischenräume mit Erde ausgefüllt werden, die mit Stroh oder gehacktem Hanf durchknetet ist. Die Wände werden mit ziemlich schlecht zusammengefügten angestrichenen Brettern bekleidet. Nur die öffentlichen Gebäude, die Bäder, Caravanserais und Beseftem sind von Mauersteinen aufgeführt.

Die Moscheen sind mehrentheils nach griechischer Kirchenart erbaut, und durch ziemlich geschmackvoll angebrachte Säulen geziert, und die Minarets machen für das Auge eine sehr angenehme Wirkung.

Die Dächer sind vornehmlich in den Provinzen flach. Nur in einigen Kaufmanns- dann Gesandtenhäusern findet man Schornsteine. Gewöhnlich erwärmt man sich durch den Mangal, der neben die Sofas gestellt wird. Bey Griechen und Armeniern aber bringt man dieses kupferne oder irdene Feuerbecken unter einem mit mehreren Teppichen und mit Zitz bedeckten Tisch an, welcher Tandur genannt, und von einer gepolsterten Bank umgeben wird. Hier hat die Konversazion Statt; Gespenstergeschichten und die Heldenthaten eines rebellischen Pacha werden der aufmerksamen Gesellschaft hier erzählt, indeß die galante Hausfrau oder Tochter durch die wohlverborgenen Fußspitzen sich mit ihrem Liebling unterhält.

Bauart und Beheitzung machen in den rauhen Monathen warme Kleidung unentbehrlich. Daher ist der Gebrauch der Pelze allgemein, er ist sogar zu einer Verzierung der Kleidung geworden, die selbst im Sommer unentbehrlich ist. Der Hermelin ist dasjenige Pelzwerk, welches in der heissen Jahreszeit getragen wird.

Die Beschaffenheit der Mangals, die vielen Teppiche und hölzernen Häuser machen es natürlich, daß hier die Unvorsichtigkeit leichter als anderswo die schrecklichsten Feuersbrünste zur Folge hat. Zwey ungeheure Trommeln, auf eben so vielen Thürmen, verkünden den Ausbruch des Feuers, bey dem, wenn es nicht binnen einer Stunde unterdrückt wird, der Sultan erscheinen muß. Hat aber die Flamme zu sehr um sich gegriffen, so werden die benachbarten Häuser niedergerissen, damit das Feuer nicht weiter um sich greifen könne.

Doch, die Nachtheile der Feuersbrunst sind bald ersetzt; wenige Tage nachher erheben sich die Häuser eben so wie sie waren, und alle Mängel der schmalen krum-

krummen Gassen werden sorgfältig beybehalten. Oft wird daher ein Feuer nur deßhalb angelegt, um Unzufriedenheit mit Theuerung, Mißbräuchen, Ungerechtigkeiten und Neuerungen an den Tag zu legen.

Zahlreicher als bey uns, Niemandem angehörend, laufen hier die Hunde ausgemergelt in den Strassen umher. Man duldet ihre beträchtliche Vermehrung, obgleich man sie als unreine Thiere weder besitzen noch berühren will, denn man hält ihren Koth zur Bereitung und zum Färben des Safflans für unumgänglich nöthig. Daher wirft man ihnen allerley Ueberreste von Brod und Speisen vor. Diese Thiere, welche sehr merkwürdiger Weise in der so heissen Türkey von keiner Hundswuth befallen werden, vertheilen sich für bestimmte Gegenden der Stadt in mehr oder minder zahlreiche Schaaren, je nachdem sie darin Nahrung zu erhalten hoffen; wagt sich aber ein Hund aus einem anderen Viertel in ein anderes Gebiet, so fallen alle über ihn her, und jagen ihn fort. Es bleibt also einem Hunde der ohne Gnade von seiner Viertelsgesellschaft ausgestossen wird, nichts übrig, als sich aufs Land zu begeben.

Die Katzen sind selten, und die Wegschaffung der Mäuse und Ratten wird dem Habichten, Eulen und anderen Raubvögeln überlassen, so wie die Wegräumung des Unrathes einzig dem Regen überlassen bleibt, dessen Geschäft indeß durch den abschüssigen Lauf der Strassen erleichtert wird.

Fünfzehnter Abschnitt.

Von der Pest und den Heilmitteln derselben.

Zweifelsohne ist Constantinopel an sich sehr gesund, und Fremde haben vom Einflusse des veränderten Klimas keine Nachtheile zu befahren. Aber die Pest würde Constantinopel schon vorlängst gänzlich entvölkert haben, wenn nicht immer aus allen Theilen des türkischen Reiches eine neue Menschenmasse zuströmte, um die Bevölkerung einigermassen zu erhalten. Vielleicht wird man einst auf das Resultat kommen, daß dieser Virus dem der Krätze, der Pocken, der Hundswuth und all' jenen Krankheiten analog ist, wo die Ansteckung sich durch unmittelbare Berührung mittheilt.

Aus Constantinopel und aus Smyrna verbreitet sich die Pest hauptsächlich, und zwar durch Waaren, vorzüglich durch Pelzwerk, welches die pestfangendste Materie und unglücklicherweise so beliebt ist, daß sie aus der Hauptstadt nach allen Theilen des Reiches mit Begierde gebracht wird.

Ohne lange bey der Auseinandersetzung dieses oft besprochenen Gegenstandes zu verweilen, halte ich nur für nöthig, folgende erprobte Maßregeln gegen dieses fürchterliche Uebel anzuempfehlen.

Bey der kleinsten Spur der Pest ist es nöthig fast Jedermann den Zutritt in sein Haus zu versagen, und Personen, die man unvermeidlich sprechen muß, in einem völlig ausgeräumten Zimmer vor sich zu lassen, in

welchem man überdieß eine Scheidewand errichten kann, die der Fremde nicht überschreiten darf. Papiere, die man von ihm zu übernehmen hat, läßt man von ihm, innerhalb der Scheidewand, in ein Gefäß legen, wo sie in einem heissen, starkriechenden Dampf gereinigt werden können.

Alle Nahrung läßt man sich durch einen Bekannten täglich bringen, und in ein mit Wasser gefülltes Faß werfen. Es ist fehlerhaft, wenn man das kalte Brod von dieser Reinigung ausnehmen will.

Bediente hat man zu entfernen, so viel man ihrer entbehren kann, den Rest aber im Hause zu behalten, und zu hindern, daß sie bey dem Verbreiten der Krankheit keine Fremden in das Haus lassen.

Mit Baumöhl, Butter am Leibe und in den Händen bestrichen seyn, ist ein vortheilhaftes Mittel gegen das Eindringen des Ansteckungsstoffes, im Besorgnißfalle einer Ansteckung ist das Baden wo möglich, im fliessenden Wasser vortheilhaft. Auch sollen Leute, welche gezwungen waren eben Merkurialkuren zu gebrauchen, von der Pest verschont geblieben seyn.

Hat aber das Pestübel die körperliche Maschine schon ergriffen; dann ist dermahl die Heilung nur möglich:

Wenn die Mattigkeit noch nicht sehr groß;

Wenn das Erbrechen noch nicht von den empfindlichsten Magenschmerzen begleitet ist;

Wenn der Puls weniger gepreßt, das Fieber merklicher ist;

Wenn das Phantasiren noch gar nicht oder nur in Zwischenräumen sich einfand.

In diesen Fällen zeigt sich die Pestbeule am ersten oder zweyten Tag. Ihre Eiterung zuwege zu bringen muß die angelegentlichste Sorge seyn. Dieses wird

beſſer durch ein ätzendes Mittel oder durch ein Brenneiſen als durch das Zugpflaſter bewirkt, weil der Erfolg ſchneller iſt, und nicht durch ſpaniſche Fliegen die Hitze des Kranken vermehrt wird.

Ferner muß das Brechen befördert werden, wozu mir der aufgelöſte Brechweinſtein (Tartre stibiè en lavage) am deutlichſten zu ſeyn ſcheint.

Das Aderlaſſen muß ganz unterbleiben, dagegen kann man am Tag nach angewandten Brechmitteln einen Aufguß von Kamillen alle zwey bis drey Stunden nehmen, und zu jedem halben Glaſe zwey Tropfen alcali volatile fluor oder Ammoniacüm hinzufügen, dann auf den Abend ein halbes Quentchen Diascordium und eben ſo viel Theriak. Statt des alcali können auch alle ſechs Stunden 20 Gran Schwefelblumen in einem Glaſe von obigem Aufguß genommen werden. Dieſe Doſis muß den zweyten oder dritten Tag um ein Anſehnliches verſtärkt werden, worauf bey Erbrechen und häufigem Schweiße die Peſtbeule eitert und der Kranke geneſet.

Wenn der Pazient nur langſam ſich beſſert; ſo iſt von Zeit zu Zeit ein Abführungsmittel anzuwenden, wobey nährende Fleiſchbrühen und zuweilen andere nahrhafte und leichte Speiſen zu genießen ſind. In den erſten Tagen aber darf nur Schleim von Reis, Gerſte oder Hafergrütze genoſſen werden, oder eine Ptiſane von Gerſtenſchleim und Süßholz, der etwas Salpeter beygegeben werden kann. —

Man hat in der Levante mehreremahle die Peſt, Hausthiere werden minder von der Peſt angegriffen als die Menſchen, ſie bringen häufiger als dieſe das Leben davon, nachdem ſie ebenfalls eiternde Peſtbeulen hatten.

Sechzehnter Abschnitt.

Die Ulemas. Unterschied zwischen den eigentlichen türkischen Geistlichen und dieser Gesellschaft. Justizhöfe. Erbschaften.

Die Diener der Religion genießen vielleicht in der Türkey die meiste Ehrfurcht. Sie vereinen mit der geistlichen auch die richterliche Gewalt. Bey ihrem Leben darf weder ein Pacha noch der Fiskus nach ihrem Tode sich an ihrem Vermögen vergreifen.

Der Mufti oder Scheik-Islam ist ihr und der mahomedanischen Kirche Oberhaupt. Ohne ein Fetfa desselben, so werden seine Aussprüche genannt, nimmt der Sultan keine grosse Maßregel. Er ist es, der den thronbesteigenden Sultan mit dem kaiserlichen Säbel gürtet, und ihm die Vertheidigung, die Ausbreitung der Religion des Propheten ans Herz legt.

Dieses wichtige Haupt im Staate hat seinen Aufenthalt in Constantinopel. Nach Businello bezieht er vom Sultan täglich 200 Asper, deren 120 einen Piaster ausmachen. Allein die Besetzung vieler Stellen an den Moscheen, der Umstand, daß alle Beförderungen der Gesetzverständigen durch seine Hand gehen, erhöht seine Einkünfte auf ungefähr 200,000 Piaster jährlich. Der Kadileskire von Natolien ist es gewöhnlich, der in diese Stelle einrückt, deren Dauerzeit vom Belieben des Sultans abhängt. In Absetzungsfällen muß diese vom Volke äusserst geehrte Per-

son meistens das feste Land von Europa verlassen, damit nicht Gährungen entstehen.

Jährlich hat der Mufti dem Kaiser eine Liste über die Besetzung der wichtigsten geistlichen Würden im Reiche vorzulegen, welche denn meistens nach der Anciennität besetzt werden.

Der Kadileskiere sind zwey, der wichtigere ist jener von Romelien, welcher gewöhnlich dieselbe Würde in Natolien bekleidet haben muß. Er allein hat einen Gerichtshof, ernennt aber gemeinschaftlich alle Kadis oder Richter im Reiche, welches, da diese Stellen verkäuflich sind, ein sehr einträgliches Geschäft ist. Doch zur deutlicheren Einsicht, wie diese hohen religiösen Personen mit der Justiz sich befassen, muß man nicht übersehen, daß der Koran oder das heilige Buch der Mahomedaner zugleich ihr bürgerliches und peinliches Gesetzbuch ist.

Der Stambol-Effendi, Molla oder Richter der Hauptstadt, mit besonderen Gerichtshöfen in den verschiedenen Quartieren Constantinopels, deren jedes unter einem Naib oder Stellvertreter des Molla steht, folgt nach den Kadileskiers. Auch über die Zufuhr der Lebensmittel führt der Molla die Aufsicht; seine Verwaltung dauert ein Jahr, und erheischt, daß er sich persönlich vom Verfahren der Verkäufer von Viktualien überzeuge.

Bey den Moscheen in Constantinopel befinden sich Madresses oder religiös-juridische Schulen. Die ausgezeichnetsten Lehrlinge erhalten den Titel Muderis oder Professoren, welche nach vollendeter Laufbahne Mollas, oder wenn sie eher unterkommen wollen, Kadi's werden.

Gerichtshöfe der Mollas sind in Constantinopel, Aleppo, Jerusalem, Smirna, Larissa, Solonichi,

Scutari, Galata, Erzub, Mecca, und Medina, Bruſſa, Damask, Adrianopel und Cairo.

Um ihr Vermögen gegen den Fiskus zu ſichern, laſſen viele Groſſe ihre Söhne im Hauſe unterrichten, worauf ſie Muderis und endlich Mollas werden. Dadurch giebt es viele unwiſſende Perſonen, in dem überhaupt nicht mehr ſo geehrten Corps der Ulemas.

In einigen Provinzialſtädten findet man Mufti von geringerem Grade, als die Mollas. Sie werden auf Lebenszeit ernannt.

Die eigentlichen türkiſchen Geiſtlichen gehören an ſich nicht zu den Ulemas, und können nur nach gemachten Prüfungen unter ſelbe aufgenommen werden.

Den erſten Grad der türkiſchen Geiſtlichkeit behaupten die Scheiks oder Prediger, welche hauptſächlich an Freytagen nach dem Mittagsgebet ihr Amt ausüben.

Die Khatibs haben an eben dieſem Tag das öffentliche Gebet zu verrichten; ſie werden vom Sultan ernannt, und beten für ſeine Wohlfahrt.

Die Iman's haben in der Moſchee fünfmahl des Tags zum Gebet zu rufen, bey Beſchneidungen und Begräbniſſen zugegen zu ſeyn.

Der Muehzim hat fünfmahl des Tags vom Minaret oder dem Thurme der Moſchee herab zum Gebet zu rufen, und an Feyertagen Hymnen zu ſingen. Seine Stimme muß ſtark, rein und wohlklingend ſeyn.

Der Caymi hat die Moſchee auszukehren, die Teppiche auszubreiten, und die Lampen anzuzünden.

Die kleinen Moſcheen heiſſen Mesjids, ſie bedürfen keines Khatibs.

Ein Mehkemeh oder Gerichtshof beſteht aus einem Richter, der Molla, Kadi oder Naib iſt, nebſt einem oder mehrern Schreibern. Die ſtreitenten Par-

theyen haben selbst zu erscheinen, man entscheidet blos nach Zeugenaussagen und fordert zehn vom hundert des Werthes der streitigen Sache als Gebühre; bey Beleidigungen muß der verlierende Theil dem Gewinnenden eine Summe bezahlen, der sodann die Gerichtskosten zu bestreiten hat.

Die Gesetze sind gering an der Zahl und einfach, die Prozesse kurz, aber die falschen Zeugen sehr häufig. Juden und Christen haben als Zeugen gar keine, oder eine so unbedeutende Stimme, daß zehn Juden noch lang nicht so glaubwürdig befunden werden, als ein Mahomedaner.

Blos fremde Europäer können in einer 4000 Asper übersteigenden Summe appelliren; sonst entscheiden alle Richter in letzter Instanz.

Bey den türkischen Gerichten wird folgendermassen verfahren: Einer der Schreiber übergiebt dem Kadi eine schriftliche Spezies facti, welcher nach deren Durchlesung die Anwendung des Gesetzes darunter schreibt. Diese Sentenz heißt Ilam, der Befehl eine Geldstrafe zu erlegen, oder ins Gefängniß zu wandern, heißt aber Murasseleh. — Nur in Religionssachen giebt der Mufti bey Gerichtssitzungen Stimme. Wendet man sich in wichtigeren Fällen an den Divan des Großveziers oder an jenen der hohen Pforte selbst, so entscheidet der Kadilesker von Romelien. Vor dem Großvezier scheuen sich falsche Zeugen zu erscheinen, weil er ihnen beym geringsten Verdacht sogar die Hände kann abhacken lassen, während sich andere Gerichtshöfe keine Mißhandlungen der Zeugen erlauben dürfen.

In Sterbefällen läßt jeder Richter den Nachlaß des in seinem Bezirk Verstorbenen versiegeln, ein Inventarium aufnehmen, und die Verlassenschaft nach dem Testament, oder wo dieses fehlt, nach dem Gesetze ver-

theilen. Die Erbschaft der Pachas und anderer Reichsbeamten aber fällt dem Großherrn heim, weil man annimmt, daß sie von den Staatseinkünften oder durch Expressungen ihr Vermögen erworben haben. Die Söhne der Staatsdiener, welche Ulemas, Kodis oder Mollas sind, dürfen vom Vermögen des Vaters nichts verlieren; wenn sie aber austreten um Minister zu werden, dann fällt das Vermögen dem kaiserlichen Schatze anheim.

Uebrigens können nur Glaubensverwandte, nur Einheimische, nur Freye und nur solche erben, welchen nicht zur Last gelegt wird, daß sie den Erblasser gemordet haben.

Siebenzehnter Abschnitt.

Von den Pachas, Woiwoden und Mutselims. Von den Begler-Beys, Sangiak-Beys und Mutselims. Janitscharen, Spahis und andere Kriegsleute. Grenzen der Gewalt des Sultans und der übrigen Pachas.

Da die richterliche und religiöse Gewalt sich in den Händen der Ulemas befindet, so ist den Pachas die ausübende und militärische Gewalt übertragen, sie sind Befehlshaber der Provinzen und Commandanten in den Festungen, und durch einen dem Volk vorzüglich schädlichen Mißbrauch haben sie meistens die Pacht der Abgaben mit ihrer Würde vereinigt. Der Pacha von drey Roßschweifen besitzt eine große Macht. Er kann, wie der Sultan, dessen Stellvertreter er ist, alle die unter

ihm stehen, ohne alle Formalitäten hinrichten lassen, und er darf nur dem Sultan die Ursachen anzeigen, die ihn zu dieser Strenge oder Gerechtigkeitspflege bewogen haben. Er unterhält mehr oder weniger Soldaten, nach der Lage und den Einkünften der ihm anvertrauten Provinz, und ist der Anführer seines Contingents, wenn der Großherr dasselbe aufbietet, oder die Grenzen vom Feinde bedrohet werden. Er besorgt die Repartition der Abgaben und die Unterhaltung der öffentlichen Gebäude der Festungen.

Der Pacha von zwey Roßschweifen hat eine geringere Gewalt, regiert auch eine kleinere Provinz. Er kann Niemanden, ohne rechtliche Entscheidung, mit dem Tode bestrafen, befehligt zwar die Truppen seines Gebiets, muß aber sich im Kriege an das Heer des höhern Pacha anschließen und dessen Befehlen folgen.

Der Woiwode ist über einen kleinen District, oder auch über eine Stadt bestellt, welche nicht zu einem Paschalik gehört, und deren Einkünfte einer Sultanin, dem Großvezier, Kapudan-Pacha oder einem andern Minister, ein für allemahl angewiesen sind. Er hat zwar einen geringern Rang, aber alle Gewalt eines Pacha von drey Roßschweifen. Wird er, nebst seiner unterhabenden Mannschaft aufgeboten, so begiebt er sich zu den Fahnen des Pacha von drey Roßschweifen. Er muß, wie die vorhergenannten Befehlshaber, in seinem District, die gerichtlichen Entscheidungen zur Ausführung bringen.

Die Griechen oder Türken, welche auf den griechischen Inseln die Polizey verwalten und die Abgaben eintreiben, führen auch den Titel der Woiwoden.

Ehedem ertheilte man den Befehlshabern ganzer Provinzen ohne Unterschied den Titel Bacha (Pacha,

Paſcha, Baſſa bedeutet ebendaſſelbe,) oder Begler-Bey. Der letzte wird gegenwärtig nur den Pachas von Manaſtir und Cutaye beygelegt.*) Beyde haben den Vorrang vor den übrigen Pachas, und führen den Oberbefehl über ihre Provinzialtruppen. Der Begler-Bey von Manaſtir befehligt auch alle europäiſchen, und der von Cutaye, die aſiatiſchen Truppen. Uebernimmt aber der Großvezier das Commando der ganzen Armee, ſo ſind ſie deſſen Befehlen unterworfen.

In militäriſcher Rückſicht wird jede große Provinz oder Paſchalik in beſondere Diſtrikte vertheilt, welche Sangiaks oder Standarten genannt werden **). Die Janitſcharen, Spahis, Zaims und Timarioten eines jeden Diſtrikts, müſſen ſich bey Ausbrechung eines Krieges bey den Fahnen eines Befehlshabers einfinden, der Sangiak-Bey genannt wird, und den Befehl des Pacha erwarten, wenn ſie gegen den Feind ausziehen, einen Rebellen beſtrafen, oder eine aufrühriſche Provinz zu paaren treiben ſollen.

So bald die Griechen allmählig von den Türken aus Klein-Aſien oder Europa vertrieben wurden, und

*) Cutaye, Kiutaja, (Cotiaeum) iſt die Hauptſtadt von Natolien, zu welcher ein beſonderer Diſtrikt gehört, über welchen ein Begler-Bey geſetzt iſt. Monaſtir (Manaſtir) war ſonſt ein berühmtes griechiſches Kloſter, in der alten Stadt Pruſa (Bruſſa), in welchem Orchan der zweyte türkiſche Sultan begraben liegt. Er eroberte dieſe Stadt, die er durch mancherley Gebäude verſchönerte, und verlegte dorthin den Sitz ſeines Reichs.

**) Nach andern beſteht das türkiſche Reich aus 281 Sangiaks. Ihre Zahl iſt aber nach den Provinzen ſehr verſchieden. So enthält das Paſchalik Trebiſonde vier, Chozim eben ſo viel Sangiaks. Natolien hingegen beſteht aus vierzehn, Diarbekir aus neunzehn, und Damaſkus aus zehen.

die Sieger ſich auf ihren Eroberungen behaupteten, ſo führten ſie eine Art von Lehnsſyſtem ein, das für die Einwohner nicht minder drückend, als in andern europäiſchen Reichen war. Herren des Vermögens, der Freyheit und des Lebens der unterjochten Einwohner, ſchalteten die Sultane nach Willkühr mit den eroberten Ländern, und überließen, frey von allen Abgaben, beſondere Diſtrikte in der Nachbarſchaft einer Stadt, oder in der Nähe derſelben, Officieren ſowohl als Soldaten, um ihre Tapferkeit zu belohnen. Andere Ländereyen wurden den Geiſtlichen angewieſen, andere beſtimmte man ſtatt des Gehalts für hohe und niedere Reichsbeamten, und wieder andere wurden nur auf Lebenszeit unter der Benennung Zaim und Timar dem Militär zur Belohnung und Aufmunterung verliehen.

Faſt alle reiche Griechen wurden aus ihren Beſitzungen verjagt, todtgeſchlagen, und ihre Güter confiſcirt. Von dieſen eingezogenen Ländereyen, wurden kleinere Abtheilungen an Türken ſowohl als Griechen vergeben, die ſie vertauſchen, verkaufen oder auf ihre Kinder vererben konnten. Sie mußten davon aber eine jährliche Abgabe erlegen, welche man bey den Ungläubigen auf den zehnten Theil des Ertrages, bey den Türken aber auf den dritten Theil beſtimmte.

Die Beſitzer eines Timar oder Zaim führen den Ehrentitel Aga, müſſen perſönliche Kriegsdienſte leiſten und eine dem Umfange und den Einkünften ihres Lehns angemeſſene Zahl Reiter oder Infanteriſten ſtellen, dieſe heißen Gebellis, und werden auf Koſten des Zaimit bewaffnet. Die Timarioten haben geringere Einkünfte, ſtellen auch weniger Soldaten, als die erſtern*).

*) Die Timarioten ſind von zweyerley Klaſſen. Die erſte erhält vom Sultan offene Briefe über das ihnen anver-

In der europäischen Türkey zählt man 914 Zaims und acht tausend und dreyhundert und sechs und funfzig Timars. Ungefähr eben so viel sind in Asien **) Alle zusammen stellen, die Gebelis mit gerechnet, ein Heer von wenigstens 60,000 Mann, welche aber geübter und kriegerischer, als die Janitscharen und Spahis sind. Diese Lehnsmiliz war bisher der Kern des osmannischen Heeres, ihr haben auch die ersten Sultane vorzüglich das erstaunende Waffenglück und die schnellen Fortschritte ihrer asiatischen, europäischen und afrikanischen Eroberungen zu verdanken.

Stirbt ein Zaimil oder Timariote, so zieht der Sultan ein ganzes Jahr die Einkünfte von seinem Lehn, muß es aber hernach dem Sohn eines Aga, eines Spahis oder andern türkischen Kriegers wieder ertheilen, oder irgend jemanden, der sich in einer Schlacht durch

---

traute Lehn, und haben von 6000 bis 19,999 Asper Einkünfte. Die andern erhalten ihn Lehnbriefe nur von den Statthaltern der Provinzen und ziehen aus ihren Ländereyen wenigstens 3000 Asper des Jahres, höchstens aber 6000. Sie sollen auf jede 300 Asper einen Reiter stellen, doch viele stellen nur einen Reiter, und sechs derselben ist die höchste Anzahl.

**) Nach Businello war ein gröſserer Theil dieser Miliz auf die asiatischen Provinzen vertheilt. Denn er berechnet dort 1479 Zaims und 28,276 Timars. Ein Zaimit hatte 20,000 bis 100,000 Asper Einkünfte, und war ursprünglich verpflichtet, von jedem 500 Asper einen Reiter zu stellen, der aber besser bewaffnet und kostbarer ausgerüstet, als die Cavalleristen der Timarioten seyn mußte. Seitdem aber das türkische Geld schlechter geworden ist, hat sich das Contingent der Zaimits ebenfalls ansehnlich vermindert, und sie stellen höchstens von vier bis zwanzig Reiter. Le Brett. 1. S. 150.

Bravour ausgezeichnet hat, der zuerst eine Schanze erstieg, in die feindlichen Redouten eindrang, eine Menge Ungläubiger erlegte, oder sie nöthigte, die Flucht zu ergreifen. Aber seit dem die Sultane die Ruhe des Serails und die Vergnügungen des Harems, den Beschwerden des Krieges und den Gefahren der Schlacht vorziehen, seit dem durch niedrige Habsucht Stellen den Meistbietenden überlassen werden, womit man sonst Tapferkeit und Verdienste belohnte, sind diese Lehen meist in die Hände der Reichen und Intriguenmacher gekommen. Jetzt spornt den Muth des türkischen Soldaten nur die Hoffnung Beute zu erlangen, Gefangene zu machen, oder einiges Geld zu erhaschen, welches die Bassen denen austheilen, welche die meisten feindlichen Köpfe aus der Schlacht zurückbringen. Daher ist der weiland unerschrockene, muthige Muselmann, jetzt zu einem elenden Räuber oder blutdürstigen Mörder herabgesunken, und die ihren Feinden sonst so furchtbaren osmannischen Heere, sind ein Gegenstand des Mitleids und der Verachtung geworden. Das ganze große Reich würde längst aufgehört haben, wenn nicht einige europäische Mächte bey dessen fernern Existenz ihr Interesse fänden.

Jetzt erhält ein Aga bey seinen Lebzeiten sehr leicht die Erlaubniß, sein Lehen für seine Kinder zu erlangen, wenn er nur für die Wiederverleihung etwas weniger bezahlt, als dafür gewöhnlich beym Verkauf geboten wird. Versäumt er aber diese Gelegenheit, so muß sein Sohn es zu erkaufen suchen, oder dafür, wenn er mächtige Gönner hat, eben so viel bezahlen, als andere dafür geben wollten.

Die meisten Agas, der Kriegsbeschwerden ungewohnt, und durch lange Ruhe weichlich geworden, wissen sich dem Kriegsdienst unter mancherley Vorwand zu

entziehen, und finden immer Bassen, die für Geld ihnen die gesuchte Befreyung ertheilen. Zuweilen schicken sie einen Freywilligen an ihrer Stelle, oder wenn sie auch selber ins Feld ziehen, so finden sie doch immer Gründe, die Armee vor Ende des Feldzuges zu verlassen und zu ihren Wohnungen zurückzukehren.

Die eigentlichen Landleute oder Bauern sind frey und bezahlen nur den fünften oder siebenten Theil vom Ertrage ihrer Güter. Sie können auf diesen bauen was sie wollen, und der Aga darf sie nicht beunruhigen. Doch nur zu oft mißbraucht er seine Macht, seine Reichthümer und die Polizey, welche er in seinem Dorfe besorgt. Er zwingt mit der Geißel in der Hand, die Landleute, daß sie seine Aecker unentgeldlich bestellen, und ihm ihre Produkte zu den niedrigsten Preisen überlassen müssen. Er bezahlt ihre Kopfsteuer gegen sehr hohe Interessen, und plagt auf tausendfältige Art, die Griechen, Armenier und Juden seines Dorfs. Seine eigenen Glaubensverwandten behandelt er besser, weil ihre Beschwerden leichter Gehör finden, und er gewiß abgesetzt, oder noch härter würde bestraft werden, wenn die türkischen Bauern, von einem Feind des Aga beschützt oder aufgehetzt, sich vereinigten und Gerechtigkeit verlangten.

Im türkischen Reiche sind noch zwey Arten disciplinirter Truppen, die Spahis und Janitscharen. Diese letztern sind in den Städten und auf dem platten Lande vertheilt, und meist angesessen und verheirathet. Sie treiben verschiedene Gewerbe, auch selbst den Landbau, haben ihre eigenen Offiziere, und vereinigen sich auf den ersten Befehl gerüstet und bewaffnet unter der Fahne ihres Bezirks.

Die Spahis sind älter, als die Janitscharen, bekommen einen höhern Sold, und man hält sie für Ab-

kömmlinge wohlhabender Muselmänner. Sie fechten mit den Zaimets und Timarioten unter denselben Fahnen, und müßten eigentlich diesen in ihren Lehen folgen, wenn man die Einrichtungen der ersten Sultane besser befolgte, oder das Nationalintereſſe genauer beobachtete. Unter den ersten Sultanen waren die Spahis der Kern der türkischen Armeen. Unter den Waffen abgehärtet, und angespornt durch Hoffnung der Beute, durch Ruhm, Religionseifer und das Beyspiel des Sultans, war es gar nicht zu bewundern, daß Niemand ihren Waffen widerstehen konnte, und die Griechen durch Luxus und Reichthum geschwächt, und bloß mit Intriguen und theologischen Zänkereyen beschäftigt, besiegt und unterjocht wurden.

Unter Amurath I. suchte man unter den Kriegsgefangenen den fünften Mann aus, um unter dem Nahmen der Janitscharen ein neues Korps Infanterie zu errichten. Aber die vielen Kriege veranlaßten bald andere Einrichtungen, daß man ein Zehntel aller Christenkinder dieser neuen Miliz einverleibte, und so blieb es bis zur Regierung Amurath IV. Unter Solimann I. zählte man schon in Constantinopel hundert ein und sechzig Odas oder Kammern der Janitscharen, von denen jede aus drey hundert bis fünf hundert Köpfen bestand. Jetzt nimmt man unter diese Infanterie bloß Mahomedaner auf, und sie ist durch alle türkischen Städte vertheilt. Diejenigen, welche sich unter dieses Korps aufnehmen lassen, bekommen täglichen Sold, und müssen sich auf Erfordern bey ihrer Fahne einfinden. In den großen Städten oder Festungen sind sie ordentlich in Kasernen einquartirt, und sie müssen patrouilliren und die Thore bewachen. Sie sind meistens beweibt, besitzen einiges Vermögen, und treiben verschiedene Gewerbe. Diese avanciren nicht und finden hinlängliche

Mittel

Mittel, sich des Dienstes zu entziehen, wenn sie in den Krieg gehen sollen.

Viele reichen Leute in den Städten, lassen sich unter die Janitscharen anwerben, bloß in der Absicht, um sicherer beschützt zu werden, und der Privilegien dieser Truppen zu genießen. Sie erhalten keinen Sold, und werden leicht für Geld von allen Kriegsdiensten befreyet.

Der Janitscharen Aga ist ihr Befehlshaber, er hält sich immer in Constantinopel auf, und besitzt große Macht und Ansehen, steht im Range aber unter dem Pacha. In den meisten Städten, wo sich Pachas von drey Roßschweifen aufhalten, befindet sich auch ein Janitscharen Aga, der das Commando über diese in der ganzen Provinz zerstreute Miliz führt. Er steht aber unter dem Pacha und muß dessen Befehlen gehorchen.

Verschiedene Regierungen durch machte religiöser Fanatismus und andere Ursachen die Janitscharen äußerst furchtbar. Mit Eifer und Freude griffen sie zu den Waffen, so oft Mahomets Fahne aufgesteckt ward, und man die Ungläubigen bekriegen wollte. Aber seitdem europäische Taktik solche Fortschritte gemacht hat, welche die unwissenden Türken bey ihren Heeren weder einführen konnten noch wollten, und alle Bande ihres Reichs erschlafft oder zerrissen sind, ist die kriegerische Hitze der Janitscharen erloschen. Sie sind jetzt nichts weiter, als ein unförmlicher Haufe von Handwerkern, Krämern, Bauern und Matrosen, ohne Zucht und Bravour, allezeit bereit wegzulaufen oder Meuterey gegen ihre Offiziere anzufangen.

Seit einiger Zeit hat man ein anderes Korps Infanterie von dreyßig tausend Mann, unter dem Nahmen Topchis oder Artilleristen errichtet. Sie liegen in der

Hauptstadt und andern Theilen des Reichs zerstreut, bekommen einen mäßigen Sold und müssen auf die erste Ordre zusammen stoßen.

Außer diesen Truppen befinden sich noch bey den türkischen Heeren die Sellictars, eine Art Reiter, weniger zahlreich, auch nicht durch das ganze Reich zerstreuet, als die Spahis, imgleichen die Delis oder Delibaches (Tollköpfe) eine Art freywilliger Reiterey im Dienste der Pachas. Die Delis, tapfer, entschlossen, unternehmend und immer bereit, die Befehle ihres Herrn bey den Streifereyen zu befolgen, die er beordert, und ihn in seinen Erpressungen zu unterstützen. Sie begleiten ihren Herrn auf seinen Feldzügen, vertreten die Stelle der leichten Reiterey, fechten ohne alle Ordnung und Kriegszucht, halten die Flüchtigen auf oder führen sie wieder ins Gefecht zurück, und stürzen sich kühn in die feindlichen Reihen, so daß sie diese zuweilen in Verwirrung bringen und den Sieg entscheiden.

Fällt ein Pacha in Ungnade oder wird er abgesetzt, so verlieren seine Delibaches ihren Sold und bisherige Unterstützung, in diesem Fall begehen sie die grausamsten Räubereyen, sie vertheilen sich aufs Land, in die Dörfer und selbst in die Städte, stehlen wo sie etwas finden, brandschatzen und plündern die Karavanen, bis sie etwa von einem andern Pacha in Dienst genommen, oder durch ausgeschickte Truppen aus einander gejagt werden.

Der Wille des Sultans ist dennoch in dem am meisten despotischen Reiche in Europa durch Gesetze und Gewohnheiten eingeschränkt, welche er ohne Gefahr nicht übertreten darf. Als Nachfolger der Kalifen vereinigt er in seiner Person alle landesherrliche Gewalt. Er ist unumschränkter Souverain, Pabst und Oberhaupt der Kirche, er kann die Reichsgesetze nach Willkühr oder

Länne einrichten und verändern, er bestimmt Taxen und Abgaben, wenn er sie nöthig findet, er vergiebt nach Belieben die hohen Staatsämter in der Kirche, bey den Finanzen, der Rechtspflege und der Armee, er ist Herr über Leben und Eigenthum aller seiner Beamten, und die von ihm Gehalt ziehen, dennoch würde er unüberwindliche Schwierigkeiten antreffen, wenn er die Grundsätze, welche das heilige Buch des Propheten enthält, oder alte Gewohnheitsrechte, anzugreifen wagte. Muß er neue Abgaben einführen, so sorgt er dafür, daß sie dem Volke nicht zu schwer fallen, das immer zum Aufstand geneigt ist, den Kopf des Vezirs verlangt, selbst den Sultan absetzen und die größten Ausschweifungen begehen kann. Er beobachtet gewöhnlich bey Anstellung der Oberrichter ihren bisherigen Rang und ihre Dienstzeit, weil er das angesehene und mächtige Korps der Ulemas zu beleidigen, und aufzubringen fürchtet. Auch kann er rechtmäßig keinen seiner Unterthanen, die nicht in seinen Diensten stehen, ohne vorhergegangenen Prozeß, und ohne richterliche Entscheidung seiner Güter berauben, oder ihm das Leben nehmen.

Die Fälle sind indeß nicht selten, daß der Großherr, sein Vezier, der Capudan-Pacha oder Pachas von drey Roßschweifen, Privatpersonen ohne weitern Prozeß haben hinrichten lassen, allein dies geschieht nicht ohne die größte Gefahr, und man hat Beyspiele genug, daß Sultane und ihre Vezire wegen schreyender Ungerechtigkeiten oder Bedrückungen ermordet oder abgesetzt wurden. Die Beschwerden des Volks haben oft den Sultan genöthigt, seiner eigenen Sicherheit einen Minister, einen Günstling aufzuopfern, dessen Verbrechen bloß darin bestanden, daß er den Willen seines Herrn unbedingt oder aus blinder Ergebenheit erfüllte.

Die Gegenwart des Landesherrn, eine größere Aufklärung, getheiltes Ansehen und eben so Gunst und Gewalten, lassen den Despotismus in Constantinopel weniger fühlen, oder er ist hier nicht so schrecklich oder zerstörend, als in den Provinzen. Denn der Sultan wacht über seine Minister, und das vereinigte Volk lehnt sich gegen seine Unterdrücker auf, weil es immer bey einem rechtschaffenen, eifersüchtigen oder ehrgeizigen Großen Schutz findet. Aber ein Pacha ist in seiner Provinz zu entfernt von der Aufsicht des Sultans, und als Befehlshaber aller Truppen mit fast uneingeschränkter Macht versehen, er findet daher in den Gerichtshöfen, bey den reichsten und angesehensten Einwohnern, auch in den Volksbewegungen nicht Widerstand genug, um innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen seiner Pflicht zu bleiben.

Ein kühner, tapferer und angesehener Pacha bringt es bald dahin, daß die Richter, die Gesetze bey seinen Erpressungen schweigen, die guten Absichten des Divan nicht zur Ausführung kommen, und das Volk vor einem solchen Tyrannen zittert. Alsdann sind seine Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten grenzenlos, vorzüglich wenn er im Divan Freunde und Gönner hat, und er eine hinlängliche Anzahl Delibaches unterhalten kann, die seine Befehle ungesäumt vollstrecken, und ihn im Fall eines Angriffs beschützen können. Erregen aber seine Ungerechtigkeiten allgemeine Gährung, so sucht der Pacha diese dadurch zu stillen, daß er den Vollstrecker seiner Befehle Preis giebt, ihn entfernt oder sogar tödten läßt. Die Christen leiden bey solchen Bedrückungen am meisten, weil ihre Klagen selten bis zur Schwelle des Throns gelangen. Die Griechen, Armenier und Juden bilden zwar besondere Gemeinheiten, deren Vorsteher sich zuweilen gegen den Pacha vereini-

gen, um deſſen Beſtrafung oder Abſetzung zu bewirken, aber gemeinhin ſind ihre Bemühungen vergeblich, und ihre Lage wird ärger, als ſie vorher geweſen iſt.

Seit einiger Zeit hat ſich die Strafloſigkeit der Baſſen ſo ſehr gemehrt, daß die meiſten viel mehr Truppen halten, als ſie mit den Einkünften ihres Paſchaliks beſolden können, je mehr Soldaten ſie alſo auf den Beinen haben, deſto ärger ſind ihre Gewaltthätigkeiten. Durch Beſtechungen haben ſie alle Aemter und Bedienungen ihrer Provinz in ihrer Perſon vereinigt. Sie laſſen ſich jährlich in ihrem Paſchalik beſtättigen, und einige haben nach und nach ſolche Reichthümer, und ſolche Gewalt erlangt, daß der Sultan ſie weder abſetzen noch auf andere Art beſtrafen kann. Allein dieſe verwirrte, zügelloſe Verfaſſung muß endlich ihr Ende erreichen. Die Einwohner des platten Landes, durch Taxen ausgeſogen und in beſtändiger Lebensgefahr, verlaſſen ihre Felder, die ihnen nicht mehr den nöthigen Unterhalt reichen. Sie begeben ſich nach den großen Städten, um dort Ruhe zu finden, die ihnen ihre Hütten nicht geben konnten, und ſich mit ihrer Familie zu nähren, welches beym Feldbau nicht möglich war. Indeſſen fordert der Pacha die bisherigen Abgaben von den Zurückgebliebenen, und zwingt dieſe für die Ausgewanderten zu bezahlen, daher dieſe auch bald den erſtern nachfolgen müſſen, und das ganze Dorf am Ende leer ſteht. Man findet auch in jedem Theile des türkiſchen Reichs in einiger Entfernung von der Hauptſtadt nichts anders als die vollkommenſte Wüſteney, ausgedehnte Ebenen ohne allen Anbau, verfallene Hütten und zerſtörte Dörfer ohne Einwohner. *)

*) Zu dieſem allgemeinen Gemälde des innern Verfalls und der ſteigenden Entvölkerung des türkiſchen Reichs

Es ist kein Wunder, daß die Befehlshaber in den Provinzen die türkischen Unterthanen auf alle mögliche Art aussaugen, weil sie ihre Stellen aufs theuerste bezahlen und mit Geld aufwiegen müssen, wenn sie solche länger behalten wollen. Zwar hat wahrscheinlich das Mißtrauen die Gewohnheit eingeführt, daß jedes wichtige Amt nur auf ein Jahr vergeben wird, und der Sultan nicht gern von dieser Regel abweicht, wenn er dazu im Stande ist. Allein durch Geld, Kühnheit und Gönner erhält der ungerechteste, habsüchtigste Pacha, wenn er seine Stelle etwa verlassen muß, eine einträglichere Provinz und die Würde der drey Roßschweife noch dazu. Jetzt sucht er sich in seinem Posten festzusetzen, verhindert alle Klagen die über seine Aufführung nach Constantinopel gelangen könnten, und erfüllt bloß sein Versprechen, indem er prompt die vorher bedungenen Summen einsendet. Glückt es ihm hingegen, wie den Bassen von Scutari, Bagdad, Jerusalem und andern, sein Gouvernement zu erweitern, oder seine Einkünfte so zu ver-

---

liefert Eton im siebenten Abschnitt seines oben angeführten Werks, die überzeugendsten Beweise. Auf dem Caravanenwege zwischen Constantinopel und Angora berechnet er 40 Dörfer, wovon jetzt keine Spur mehr vorhanden ist. Auf einer andern Straße, welche nach Smirna führt, sind bloß seit 1768 zweyhundert Dorfschaften eingegangen und von ihren Einwohnern verlassen worden. In den Städten vermindern sich die Einwohner auf gleiche Art. Aleppo unter andern, das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts 230,000 Einwohner hatte, zählt jetzt kaum funfzigtausend. Ganze Straßen und Marktplätze stehen leer. In der Nachbarschaft dieser Stadt liegen 40 große Dorfschaften in Ruinen, welche vor sechzig Jahren sämmtlich bewohnt waren.

bessern, daß er eine kleine Armee aufbringen und besolden kann, so muß der Sultan ihn gelinde behandeln, ihn jährlich in seiner Würde bestätigen, und bloß den Schein der Oberherrschaft zu erhalten suchen. Zwar bedient sich der Sultan unter diesen Umständen seiner beyden mächtigen Hülfsmittel, der List und der Nachsicht. Insgeheim und unter mancherley Vorwand werden sodann einige Capidgis nach einer solchen Provinz versandt. Ist der Pacha nicht auf seiner Hut oder mißtrauisch, einen jeden von seiner Person zu entfernen, der ihm verdächtig scheint, so empfängt er den tödtlichen Streich, der Capidgi zeigt hierauf den großherrlichen Befehl, welchen alle Umstehende ehrerbietigst küssen, und zum Zeichen der Unterwürfigkeit aufs Haupt legen.

Der völlige Ruin einzelner Provinzen wird nur durch die Ayams verhindert, welches Wort im Arabischen Auge bedeutet. Ihre Pflicht ist, für die Sicherheit und das Vermögen der Privatpersonen zu wachen, Ordnung und Ruhe an ihrem Orte zu erhalten, sich dem ungerechten Verfahren der Pachas und den Ausschweifungen der Soldaten zu widersetzen und die Abgaben gehörig zu vertheilen. Gewöhnlich ernennt das Volk zu diesen Stellen die redlichsten, tugendhaftesten Personen. In den großen Städten sind mehrere Ayams, und einer ist gewöhnlich über verschiedene Dorfschaften bestellt. Für ihre Bemühungen haben sie keine andere Belohnung, als die verdiente Achtung ihrer Mitbürger und die Zufriedenheit, welche ein edler Mann genießt, wenn er andern nützlich gewesen ist.

Die Ayams berufen die Rechtsgelehrten und andere angesehene Einwohner ihres Orts, in ihrem Divan, um wichtige Angelegenheiten zu verhandeln, die Vorstellungen abzufassen, welche man dem Pacha über-

geben, und die Beschwerden zu überlegen, welche man gegen ihn bey der Pforte einreichen will. Sehr viel trägt noch zur Sicherheit solcher Einwohner bey, die nicht zum Militär gehören, oder nicht im Dienst des Sultans stehen, daß sie vom Kaufmann bis zum geringsten Handwerker, zu irgend einer Gilde oder Innung gehören, deren Vorsteher die Gerechtsame des Ganzen oder eines jeden Mitgliedes vertheidigen müssen. Wird ein Fleischer oder ein Obstverkäufer von irgend einem Mächtigen angegriffen, so lassen die Vorsteher die Sache an den Richter gelangen. Sie erscheinen persönlich vor ihm, um dem Unterdrückten beyzustehen, zeigen, daß der Beklagte so und so lange in seinem Quartier wohne, sich stets exemplarisch betragen habe, ein braver Muselmann, guter Vater und Gatte sey, und sind beym Zeugenverhör zugegen. Finden sie, daß der Beklagte wirklich schuldig ist, so treten sie ab, und überlassen ihn der Strenge der Gesetze. Halten sie ihn aber unschuldig, so vertheidigen sie ihn mit Muth, berufen die ganze Innung, um sich für ihn zu verwenden, und zwingen den Gegner, seiner Klage zu entsagen. Doch auf dem platten Lande findet diese Fürsprache nicht immer Statt. Der Landmann kann sich zwar an seine Ayams oder den Kiaja des Dorfs wenden, den die Einwohner aus ihren Mitteln wählen, der alle Gemeinangelegenheiten, Geldsachen ꝛc. besorgt, und sein Amt unentgeldlich verwaltet. Man beschuldigt diese Kiajas zwar mit Recht, daß sie sich mit den Bassen einverstehen, deren Expressungen begünstigen, und sich gewöhnlich auf Kosten derer bereichern, die sie vertheidigen und beschützen sollten.

Die Christen und Juden leben zwar auch in ähnlichen Verbindungen, und ihre Vorsteher ermangeln nicht ihre Klagen laut werden zu lassen, aber gemein-

hin müssen sie die Abhelfung ihrer Beschwerden mit Geld erkaufen, wenn nicht ein Gesandter, ein europäischer Consul, oder ein mächtiger Türke sich der Bedrängten annimmt. Diese Unglücklichen sind im ganzen Reiche die Kühe, welche die Türken allezeit melken, wenn sie ihrer bedürfen.

Achtzehnter Abschnitt.

Vom Großvezier, den Divan der Pforte und dessen Gliedern. Von den Kodjakians und Vakufs.

Der Großvezier oder Vezier-Azem hat mit dem Mufti gleichen Rang, allein seine Gewalt ist weit größer und ausgedehnter. Er ist Stellvertreter des Sultans, in dessen Namen er regiert und dessen Siegel er verwahrt, er besitzt die höchste executive Gewalt, und kann allen besoldeten Staatsdienern den Kopf abschlagen lassen, wenn sie sich seinem Willen widersetzen, seiner Regierung Hindernisse in den Weg legen, seine Befehle nicht befolgen, oder nicht nach seiner Idee ausführen. Der Vezier hat das Commando der Armee, verwaltet die Finanzen und besetzt die vornehmsten Civil- und Militärbedienungen. Alles ist ihm unterworfen oder untergeordnet, die Auslegung der Gesetze ausgenommen, welche für die Ulemas gehört.

Aber je mächtiger auch der Großvezier ist, desto mehr Verantwortlichkeit hat er auf sich. Er ist sowohl dem Großsultan als dem Volke für die Ungerechtigkeiten die er begeht, verantwortlich, als für die unglück-

lichen Folgen seiner Regierung, und die Betriegereyen, welche er nicht verhindern oder bestrafen kann. Ihm werden unerwartete Theurung der Lebensmittel, zu häufige Feuersbrünste in der Hauptstadt und die Niederlagen der Armeen zur Last gelegt. Das stets über seinem Haupte hängende Schwerdt trifft ihn, er mag dem Volke mißfallen oder es dem Sultan nicht recht machen.

Insgeheim von denen angegriffen, die seinen Platz zu füllen wünschen, mit ihm unzufrieden, oder wegen ihrer Dienste unbelohnt geblieben sind, überall von Fallstricken umgeben, und das beständige Ziel aller Mißvergnügten, ist es äußerst selten, daß ein Großvezier in seinem Posten alt wird, er müßte denn die schwere Kunst verstehen, sich den Großen furchtbar, bey dem Volke beliebt, und dem Sultan unentbehrlich zu machen. Allein, wie viele Veziere hat die Intrigue ihrer Stellen entsetzt, oder gar hingerichtet, und der Sultan seiner eigenen Sicherheit wegen aufgeopfert. Aber auch wie viele Veziere haben durch ihre Unwissenheit den Verfall des Reichs und ihren eigenen Fall beschleunigt.

Die übrigen Staatsminister, welche sich mit dem Großvezier besprechen und von ihm Befehle erhalten, wälzen alle Verantwortung ihrer Amtsführung wegen auf ihn, und seine eigenen Rathgeber können ihn nicht retten, wenn sein Fall beschlossen ist. Er kann freylich ihre Rathschläge annehmen oder verwerfen, aber nachher werden von ihm keine Entschuldigungsgründe weiter angenommen. Ihm hat der Großherr alle Gewalt übergeben, und ihm muß er von seinem Verfahren Rechenschaft ablegen.

Gesetze und Gewohnheiten schränken dem Großvezier gleich dem Sultan und den Pachas ein, eigenmächtig

diejenigen hinrichten zu lassen, welche in Reichsbedienungen stehen. Will er einem von den Großen den Kopf abschlagen lassen, so muß er dazu eine vom Sultan eigenhändig unterschriebene Ordre haben; und will er auf diese Art mit einer Militärperson verfahren, so ist dazu die Einwilligung des Befehlshabers erforderlich.

Der Großvezier durchwandert zuweilen verkleidet, von einigen Offizianten und einem Scharfrichter begleitet, die Straßen von Constantinopel, um für Ruhe und Ordnung zu wachen, die Beschaffenheit der Lebensmittel zu untersuchen, und dahin zu sehen, daß richtige Maaß und Gewichte gebraucht werden, und diejenigen, welche die Vertheilung der Lebensmittel besorgen, keinen Unterschleif machen. Er verhaftet und bestraft die Schuldigen auf der Stelle. Läßt den Hökern die Bast onnade geben, welche schlechte Waaren verkaufen, und belegt grobe und wiederholte Vergehen mit Lebensstrafe. Bey Feuersbrünsten läßt er den Dieb, der auf der That ertappt wird, enthaupten. In diesem Fall hat aber das Gesetz schon bestimmt, daß dergleichen Verbrechen mit Todesstrafe belegt werden sollen. Er muß die Klagen der Privatpersonen anhören und ihnen Recht sprechen. Zuweilen mißbraucht er zwar seine Gewalt, läßt sich von treulosen Rathgebern durch Haß, Rache oder Geldgierde zu willkührlichen Handlungen verleiten, aber wehe ihm, wenn seine Ungerechtigkeiten keine Grenzen kennen; alsdann tritt ihn das Volk mit Füßen, wenn der Sultan nicht zur rechten Zeit Gerechtigkeit ausübt.

An der Spitze der Armeen, und außer den Augen des Sultans, ist die Gewalt des Großveziers zuweilen von den Fesseln befreyt, die ihn in der Hauptstadt umgeben. Hier muß er die größte Strenge zeigen. Denn

die Türken, von Natur wild und aufrühriſch, können nur durch Todesſtrafen in Ordnung gehalten werden. Wenn nicht von Zeit zu Zeit die Köpfe der Meutemacher, Räuber und Meucheimörder fallen, ſo löſt ſich die ganze Armee in zerſtreute Banden von Straßenräubern auf, welche mit gleicher Begierde die Provinzen des Sultans, als die feindlichen Länder verheeren.

Die Kadileskirs oder ordentlichen Richter der türkiſchen Truppen, ziehen nicht mit ins Feld, außer wenn der Sultan in Perſon den Oberbefehl führt, ernennen aber an ihrer Stelle einen Molla, wenn der Vezier oder ein Pacha das Commando hat. Bey jedem Vergehen erfolgt nach vorhergegangener Unterſuchung die Todesſtrafe, und die richterliche Sentenz iſt eine bloße Formalität.

Der Großvezier giebt in der Hauptſtadt etliche Tage in der Woche öffentliche Audienz, hört die Klagen der Einwohner an, empfängt oder verwirft ihre Vorſtellungen, und läßt ſie gegen einander ihre Streitigkeiten vor den beyden Kadileskirs, dem Stambol-effendi und den Mollas der Vorſtädte ausmachen, und geſtrakte Juſtiz pflegen. Aber er entſcheidet eigentlich nicht, außer in Polizeyſachen, oder wenn die Kläger und Beklagten Staatsdiener ſind. Der Großvezier vollſtreckt nur die Urtheile, wie die Pachas in den Provinzen.

Uebernimmt der Großvezier das Kommando der Armee, ſo ernennt der Sultan in ſeiner Abweſenheit einen Kaïmakan, der ſeine Geſchäfte beſorgen muß. Er hat dieſelbe Gewalt, alle Rechte des Großveziers, aber nicht deſſen Einkünfte. Sein Gehalt iſt beſtimmt, und alle Sporteln gehören dem Großvezier, welche der Kaïmakan ihm ordentlich berechnen muß. Zu dieſer Stelle wird gewöhnlich ein Pacha von drey Roßſchweifen ernannt.

Sultan Selim III. hat in der bisherigen Reichsverfassung eine große Veränderung gemacht, und einem besondern Rath alle Angelegenheiten von Wichtigkeit und die Ausfertigung aller neuen Verordnungen übertragen. Auf diese Art ist sowohl die Macht, als die Verantwortlichkeit des Großveziers geschwächt worden, Staatsunfälle und allgemeine Landplagen werden ihm nicht mehr zur Last gelegt, und wenn gleich die Vezierwürde immer ein unsicherer, wankender Posten bleibt, so ist er jetzt nicht mehr mit so viel Gefahren verbunden, als ehemahls.

Der Divan des Großveziers bestand ehedem aus sechs andern Vezieren oder Pachas von drey Roßschweifen, welche wegen ihrer Weisheit und Kenntnisse in Ansehen standen. Der Vezier fragte sie um Rath, wenn er es für gut fand. Zu dieser Versammlung gehörten auch der Mufti und die beyden Kadileskirs, wenn Gesetze erklärt oder ausgelegt werden sollten.

Bald nach seiner Throngelangung errichtete Selim einen Rath von zwölf der angesehensten Personen. Der Vezier und der Mufti sind die Präsidenten desselben, und die zehn übrigen Glieder sind folgende Reichsbeamte:

Erstlich der Kiaja-Bey. Dieser ist der eigentliche Stellvertreter des Großveziers, und wenn dieser stirbt, verwaltet er dessen Aemter. Alle Geschäfte gehen durch seine Hände, ehe sie an den Vezier gelangen, alle Befehle der hohen Pforte, werden von ihm zur Ausübung gebracht, und er wird auf dem Vorschlag des Veziers vom Großherrn ernannt. Er wird gewöhnlich, wenn der Vezier in Ungnade fällt, mit darin verwickelt, verliert auch wohl mit ihm das Leben und alsdann ist sein Vermögen der größten Gefahr ausgesetzte Er hat keinen militärischen Rang, aber wegen der Wichtigkeit

und Menge seiner Geschäfte, kann man ihn als den zweyten Civilbeamten ansehen. Ist der Sultan mit ihm unzufrieden, so erhebt er ihn zum Großvezier oder Pacha von drey Roßschweifen, es ist aber selten, daß ihm nur als Pacha von zwey Roßschweifen die Regierung einer Provinz übergeben wird.

Der zweyte Staatsrath ist der Reys-effendi, oder der türkische Staatssekretär, Großkanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er unterzeichnet alle Befehle der Pforte, bis auf diejenigen, welche die Finanzen und die Kriegsmacht betreffen. Er unterhandelt mit den fremden Gesandten in Constantinopel, und besorgt die innere Staatsverwaltung, aber er kann nichts ohne Mitwissen des Großveziers vornehmen, und muß dessen Befehlen folgen.

Nach dem Reys-effendi folgt der Testerdar-effendi oder Finanzminister. An ihm werden die Gelder für verkaufte Aemter gezahlt, oder was die Zaims und Timarioten für ihre Lehen erlegen müssen. Er hebt die Kopfsteuer der Juden und Christen ein, den Ertrag der verpachteten Domainen, imgleichen die Zölle. Unter ihm stehen eine Menge Bureaux, welche die verschiedenen Einkünfte des Sultans in Empfang nehmen, oder die von der Pforte befohlenen Zahlungen besorgen. Zu einem jeden dieser Bureaux gehört ein Direktor und mehrere Gehülfen, die aus dem Kodiaklans oder Schreibern und Kopisten genommen werden, wie unten gezeigt werden soll.

Man muß diesen Minister nicht mit dem Khasnédekili oder dem schwarzen Verschnittenen verwechseln, welcher Aufsicht über die Privatkasse des Sultans führt. In diese fließen die konfiscirten Schätze und Erbschaften der Großen und werden zur Unterhaltung des Serails angewandt, desgleichen die Geschenke, Kostbarkeiten

und Kleinodien, welche der Sultan von fremden Mächten oder aus seinen Eroberungen erhält. Die erbeuteten Fahnen ꝛc. stehen unter seiner Aufsicht. Noch hat der Sultan einen andern geheimen Schatz, den der Khasnadar Aga, einer von seinen Pagen, verwaltet. Dieser vermehrt sich durch Ersparungen der Sultane, den Vortheilen von der Münze, und einigen Konfiscationen.

Die Stelle eines Tchelébi-effendi war sonst nicht vorhanden, und sie ward nur unter der gegenwärtigen Regierung, bey Gelegenheit der neuen Abgaben, vom Wein, Lebensmitteln und andern Artikeln, wie Wolle, Baumwolle ꝛc. errichtet. Der Ertrag dieser Impostен, Nizamdjedit genannt, ist den neuerrichteten Artilleristen und Füselierkorps angewiesen, auch wird derselbe zu Erbauung der neuen Kasernen, zu den Gewehrfabriken und Kanonengießereyen verwandt. Der Tchelébi-effendi ist der Generaleinnehmer dieser Taxen, auch ihm die Verwendung derselben aufgetragen.

Der Tersana-emini ist der Minister der Marine, und der Tchiaux-bachi der Staatssekretär. An diesen muß man sich wenden, wenn man den Großvezier sehen oder in seinen Divan will vorgelassen werden. Unter ihm stehen zwey Testeredjis, die alle Schreiben, Klagen und Verantwortungen der Partheyen annehmen, und sie nach dem Befehl des Großveziers entscheiden.

Der Capudan Pacha und der Kiaja der Sultanin Valide, werden auch zu den außerordentlichen Versammlungen berufen. Ob sie gleich nicht ordentliche Mitglieder jenes Collegiums sind, haben sie doch großen Einfluß in alle wichtigen Geschäfte, der erste wegen des Kredits in dem er bey Kaiser Selim steht, und der andere wegen des Vertrauens das die Sultanin Valide

auf ihn gesetzt hat. Er ist ein armer Candiote, aber ein geistvoller geschickter Mann.

Selim, bloß mit nützlichen Einrichtungen, Verbesserungen und Abänderungen beschäftigt, welche die kritische Lage des Reichs nothwendig machte, in welcher er dasselbe bey seiner Thronbesteigung fand, durfte an der Ausführung seiner Plane nicht verzweifeln, weil er dabey die mächtigsten und aufgeklärtesten Großen zu Rathe zog. Eben so mußten ihm alle Neuerungen gelingen, die er einzuführen dachte, und alle seine wohlthätigen Anordnungen große Veränderungen bewirken. Konnte er glauben, indem er das willkührliche Verfahren einschränkte, die Hinrichtungen verminderte, die tyrannische, fast unbegränzte Gewalt des Großveziers schwächte, alle Regierungsangelegenheiten von seinem geheimen Rath prüfen und beurtheilen ließ, und kein Gesetz ausgehen ließ, welches nicht von der Mehrheit dieser Versammlung gebilligt war, konnte er glauben, daß dem unerachtet Verbrechen häufiger begangen, die Ehrsucht kühner Rebellionen schwerer gedämpft, und die Räuberhorden zahlreicher werden würden, oder daß sich der Einfluß fremder Mächte in seinen Divan vermehren, und alle seine getroffenen heilsamen Maaßregeln schwächen oder vernichten würde?

Allein eben dieser Divan, oder das neuerrichtete Ministerium besteht aus Personen, die einander zuwider oder eifersüchtig auf einander sind, und sich mehr mit ihrem eignen Vortheil, als dem Wohl des Staats beschäftigen. Wenn diese Rathgeber mitten in der Gefahr unthätig sind, oder gar einen entgegengesetzten Weg einschlagen, als den sie wählen sollten, so muß man eher glauben, daß sie sich mehr bestreben, des Sultans Absichten zu hintertreiben, als solche zu befördern. Seit der Einrichtung dieses Staatsraths verschlimmert sich der

Zustand des türkischen Reichs immer mehr, und es nähert sich eine völlige Auflösung. Die Finanzen sind erschöpft, ein Aufrührer droht einen Fremden auf den Thron zu setzen, und erwartet dazu vielleicht nur den Augenblick, daß das Volk gestimmt ist, einer so ausserordentlichen Revolution die Hand zu bieten.

Die Kodjakians, Abschreiber oder Leute von der Feder, bilden in der Hauptstadt eine zahlreiche, gelehrte und geachtete Korporation. Sie stehen in der Mitte zwischen dem Militär und den Rechtsgelehrten, ihr Ansehen ist gestiegen, seitdem die Ulemas weniger in Ehren gehalten werden, der Divan größtentheils aus Kodjakians besteht, und ihnen Lehen, militärische Würden und ganze Provinzen überlassen werden.

Unter dem Namen Kodja begreift man alle Minister, alle Personen, welche bey den verschiedenen Kollegien, bey den Zöllen, den Moscheen ꝛc. angestellt sind, alle Sekretäre, alle Schullehrer, kurz alle Schreiber vom untersten Kiatib, der Bücher abschreibt, oder Bittschriften, Klagen und dergleichen aufsetzt, bis zum Reis-effendi, welcher das Haupt dieser Leute ist, zu denen auch noch diejenigen gerechnet werden, die ihre Muttersprache rein und richtig schreiben.

Das Abschreiben der Bücher, vorzüglich des Korans ist die Pflanzschule dieser Leute, und ihre Anzahl in der Hauptstadt ausnehmend groß. Junge unbemittelte Leute, die diesen Weg einschlagen wollen, schreiben, so bald sie die Schule verlassen haben, Bücher ab und verkaufen sie, hierauf fangen sie an Bittschriften und andere schriftliche Aufsätze für andere zu entwerfen. So bald sie hierin geübt genug sind, lassen sie sich bey den Gerichten oder andern Kollegien anstellen, und erlangen durch Gönner, gute Aufführung,

Fleiß und vorzüglich durch Geld mit der Zeit die angesehensten Ehrenämter.

Die Türken verdanken den Kodjas eine Menge geschätzter Bücher, in persischer und arabischer Sprache und in allen Theilen der Wissenschaften, auch findet man unter ihnen die gelehrtesten und gewandtesten Männer. Die Furcht, dieser großen Menge ihren Hauptnahrungszweig zu entreißen, der Widerstand aller mächtigen Kodjas in den verschiedenen Departements; die Abneigung türkischer Rechtsgelehrten, den Koran und andere Religionsbücher drucken zu lassen, auch der Abscheu gegen alles was aus fremden, vorzüglich christlichen Ländern kommt, haben es bisher verhindert, daß die Buchdruckerey unter ihnen bisher so geringe Fortschritte gemacht hat.

Man theilt die türkischen Schreiber in zwey Klassen, in Kodjas und Effendis. Die letztern haben einen höhern Rang, und diesen Titel führen solche Personen, welche die höchsten Stellen bekleiden. Man beehrt auch die Mollas und die Imans bey den Moscheen mit dem Namen Effendi. Eigentlich dient er zur Unterscheidung der Rechtsgelehrten und Abschreiber von Militärpersonen, welche dagegen den Titel Aga und Bey führen. Obgleich die Kodjas nicht zu den Kriegsbeschwerden erzogen sind, so erhalten sie doch häufig Kriegsleben, so wie Minister, andere hohe Civilbeamten, Pachas von zwey oder drey Roßschweifen werden, ohne die Truppen ihrer Provinz anführen zu können. Aber da man in der Türkey nur darauf sieht, ob ein Amt irgend jemanden ansteht, als ob sich der Bewerber auch für das Amt schickt, so strebt jeder Effendi nach irgend einer erledigten einträglichen Stelle, wenn sie dabey nur einen höhern Rang erhalten, ihre Macht erweitern, und Reichthümer erwerben können. Die Verachtung,

welche ihnen die Kriegsleute beweisen, und die Spottreden, welche sie sich in ihrer Gegenwart erlauben, hält sie keinesweges ab nach Würden zu streben, denen sie nicht vorstehen können.

Die Verwaltung der geistlichen Vermächtnisse oder der Vakufs (Vakfs) beschäftigt eine Menge Kodjas, und dies sind einträgliche und ehrenvolle Stellen. Aberglaube, Religionseifer, noch mehr das tyrannische Gesetz, den Nachlaß der Staatsdiener zum Besten des Sultans zu konfisziren, haben einen beträchtlichen Theil des Privateigenthums in Vakufs verwandelt. Ohne die grossen Ländereyen zu berühren, welche zur Bestreitung der Kosten des Gottesdienstes vermacht sind, oder die Dörfer, Städte und Distrikte zu nennen, welche den Moscheen gehören, hinterlassen sehr viel Privatpersonen ihr ganzes Vermögen oder einen Theil desselben, diesen türkischen Tempeln. Dazu werden sie aber mehr aus Interesse, als religiösen Absichten verleitet. Denn sie vermachen einer Moschee ihren Nachlaß und bedingen sich dabey eine bestimmte Summe aus, welche ihnen die Moschee jährlich zahlen muß, oder sie erlegen derselben jährlich etwas gewisses, so daß bey weitem der größte Theil der Erbschaft den rechtmäßigen Erben zufällt, und die Moschee dann erst zum völligen Besitz der ganzen Erbschaft gelangt, wenn die Erben ausgestorben sind. Dergleichen Vermächtnisse haben aber keinen andern Zweck, als dem Sultan die Erbschaft zu entziehen, und wenigstens einen Theil seines Vermögens seinen Kindern zu hinterlassen. Bisher hat der Großherr die Legate in Ehren gehalten, allein da über kurz oder lang die Erben aussterben und die Verlassenschaft zuletzt doch der Moschee anheim fällt, so müssen endlich die Moscheen und religiösen Anstalten zum Besitz aller liegenden Gründe gelangen, wenn nicht et-

wo das Gesetz einmal diese Vermächtnisse einschränkt, oder die Regierung zu ihrem Vortheil an sich zieht.

Ohne Bestellung eines Mutavelli oder Administrators, und eines Nazirs oder Aufsehers, finden dergleichen Verfügungen nicht Statt. Der erste muß das Geld nach dem Willen des Testators verwenden, und der andere die Rechnung darüber nachsehen und abnehmen. Aber in einem Lande, wo so leicht Niemand dem Hange widersteht, sich Gelder zuzueignen, die ihm nicht gehören; so vereinigen sich beyde leicht, so viel davon für sich zu behalten, als sie nur können, anstatt die milde Stiftung unter die Armen zu vertheilen, Ersparungen zu machen oder das Kapital zu vermehren.

Um zu verhindern, daß dergleichen Vermächtnisse nicht von gierigen fremden Administratoren verschlungen werden, bestellen viele Türken dazu ihre nächsten Verwandten. Sie müssen aber wenigstens zwey Drittel ihres Vermögens in Vakuf verwandeln, sonst laufen sie Gefahr, daß die Regierung, welche gar wohl bemerkt, man suche ihr auf diese Weise eine Erbschaft zu entziehen, solche in Beschlag nimmt, und zum Nachtheil der Moschee an sich reißt.

Neunzehnter Abschnitt.

Ausfuhrhandel. Lebensmittel. Brenn- und Bauholz.

Der vorher beschriebene Zustand der Verfassung ist Ursache, daß über alle Türkischen Handelsgeschäfte Mißtrauen verbreitet liegt, daß nur gegen übermässige Zei-

chen geſorgt, daß nur zu den höchſten Preiſen auf Kredit gegeben wird. Europäer zahlen gewöhnlich acht bis zehn vom Hundert, Türkiſche, Armeniſche, Griechiſche und Jüdiſche Kaufleute fünfzehn bis zwanzig, im Dienſt des Sultans ſtehende Türken dreyßig bis fünfzig, und andere Partikuliers fünf und zwanzig bis dreyßig, jedoch müſſen ſie in den Städten ein Unterpfand einlegen.

Dagegen erfüllt der Landmann ſein gegebenes Verſprechen pünktlich; der Geſchäftsmann iſt Sklave ſeines Wortes und der Kaufmann verweigert äuſſerſt ſelten die Zahlung. Mit den Pachas und allen übrigen Groſſen handelt man nur gegen baares Geld.

Das Gold iſt, Indien ausgenommen, in dieſem Lande am häufigſten. Es füllt reichlich den Gürtel der Männer beſſerer Klaſſe, und ſchmückt zum Nachtheil des Handels Frauen und Kinder auf überladene Art. Doch wandert viel von dem aus Europa kommenden Golde nach Perſien und Indien. Nach Arnould bezog Frankreich von 1784 bis 1788 jährlich aus der Levante für 38,936,000 Livres Waaren, und verſandte in eben dieſem Zeitraume dahin 19,639,000 Livres, nach dem Preiſe nämlich, welchen die Waaren in Europa hatten, die aber in der Türkey um Vieles theurer verkauft wurden. Hierzu kam um den Vortheil für Frankreich zu entſcheiden, daß die Einfuhr roher Produkte aus der Levante 27 Millionen Livres betrug, wodurch man eine Menge Fabriken in Bewegung ſetzen, dann auch wieder für 6 Millionen einen einträglichen Zwiſchenhandel mit Levantiſchen Waaren treiben konnte.

Die vornehmſten Ausfuhrsartikel ſind folgende:

Wolle; für ſich allein taugt ſie zu einfarbigen und feinen Tüchern nicht, mit feiner Wolle vermengt, iſt ſie vortheilhaft anwendbar. In dieſem Falle macht

man die in der Levante sehr beliebten Londrins daraus, die ehemals in London, jetzt aber von den Franzosen hauptsächlich verfertigt werden.

Kameelhaar, Angorisches Ziegenhaar, welches letztere vorzüglich zu Sarsche, Kamelot und Angora-Swahls verwendet wird;

Baumwolle; sie gedeiht nur in dem wärmeren Hellespontischen Klima; in Adrianopel wird sie auch roth gefärbt; die von Larissa, Smirna und anderen Klein-Asiatischen Städten, ist geschätzter als die aus Adrianopel.

Büffelhäute, Büffelzungen, Hasenfelle.

Saffian; die berühmtesten Saffianfabriken befinden sich in Gallipoli, den Dardanellen, und einigen Kleinasiatischen Städten. Sie verarbeiten die Häute der in der Hauptstadt und Kleinasien geschlachteten Ziegen und Böcke.

Die Juden und Armenier tragen die Schuhe oder Pantoffel von schwarzem oder violettem, die Griechen, die Janitscharen und gemeinen Türken von rothem, die reicheren von gelbem Saffian. Ein Fell gilt 2½ Livres. Ich konnte das Geheimniß des Türkischen Saffianfärbens nicht erfahren. (Herr Beaujour ist während seines Aufenthalts zu Thessalonich glücklicher gewesen.)

Seide. In Ghilan, Shirvan, Adirbeizan, Brussa, Adrianopel und Bulgarien gedeiht sie häufig. Nicomedien, und die Gegend zwischen dem weissen Meer und dem Olymp ist sehr reich an wohlgepflegten Maulbeerbäumen.

Wachs; hieran sind mehrere Provinzen der Europäischen Türkey, worunter die Wallachey und die

Moldau, wohlversehen. Auch in Kleinasien gewinnt man es ziemlich häufig.

Kupfer; die Bergwerke bey Trebisonde in der Nachbarschaft von Tokat, dann andere in Kleinasien werfen so viel an diesem Metall ab, daß damit ein grosser Theil der Indischen Waaren bezahlt werden kann. Die Türken verbrauchen selbst hieran sehr viel, sowohl für Artillerie als für ihre Küchen- und Hausgeräthe.

Getreide; hiermit versieht die Regierung die Hauptstadt oft mit grossen Opfern, um dem Aufruhr vorzubeugen, der sich bald weiter verbreiten würde. Es besteht die Einrichtung, daß die Getreideprovinzen der Hauptstadt auf ihre Kosten eine bestimmte Quantität Korn zuführen müssen, und daß die Bezahlung dafür nach der Ergiebigkeit der Erndte und andern Umständen bemessen wird. Auch schickt die Regierung nach Volo, Thessalonich und anderen Gegenden Griechenlands Leute ab, die so wohl die Quantität als den Preis des abzuliefernden Getreides festsetzen, und sogleich bezahlen. Sodann verkauft die Regierung wieder zu einem festgesetzten Preise das Getreide an Bäcker und Private. In Konstantinopel hat man dreyerley Brodarten, worunter Krangeole die beste, und für das Serail des Großherrn wird ein noch weisseres Brod gebacken. Das Getreide von den Donaugegenden wird für das beste, jenes von Egypten für das schlechteste gehalten.

Arabischer Kaffee; er wird unter öffentlicher Aufsicht gebrannt, dann an Kaffeeschenker und Krämer verkauft. Bey schwerer Strafe darf unter den Mokakaffee kein Westindischer gemischt werden, der aber in den Donauländern beliebter als ersterer ist.

Holz; hieran sind die Südküsten des Meeres von Marmora und die südöstlichen des schwarzen Meeres

reicht. Gewöhnlich wird Eichenholz gebrannt. Jene Gegenden liefern viel Bauholz, hieraus und aus der Moldau über Galaz wird das Schiffbauholz gezogen. In der Nähe von Sinope sind alle zur Ausrüstung einer Flotte erforderlichen Artikel reichlich vorhanden. Von dem Holz der Gegend wird nur das zu Kriegsschiffen Untaugliche hindangegeben.

Die Süd-Küste des schwarzen Meeres erzeugt auch sehr viel Pech, Flachs und Hanf, welch letztere beyden Artikel auch aus der Moldau und der Wallachey gezogen werden.

Zwanzigster Abschnitt.

Von den Drogomannen, den Barattaren oder denen, die unter dem Schutz der Gesandten stehen. Von den Heirathen der Kaufleute, den französischen Handwerkern in der Levante und der Karavane.

Die Drogomannen verdienen von Seiten der Regierung alle Aufmerksamkeit, weil auf ihre Kenntnisse und Rechtschaffenheit der Erfolg aller Unterhandlungen und der ihnen anvertrauten Geschäfte beruhet. Man hat sich lange mit ihnen beschäftigt, ohne den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Man glaubte bisher, daß guter Unterricht alle übrigen Eigenschaften überwöge und daß zu einem guten Dollmetscher weiter nichts gehöre, als Verstand und Kenntniß der französischen, türkischen und arabischen Sprache. Man wählte vorzüglich junge Leute, die in der Türkey geboren waren, weil sie die

morgenländischen Dialekte deutlicher aussprachen, auch sich überhaupt fertiger und richtiger ausdrücken konnten. Sie mußten hernach einige Zeit in Paris zubringen, um französisch und die Grundregeln der türkischen und arabischen Sprache zu erlernen. Endlich endigten sie ihr Studium in einem Kapucinerkloster in Constantinopel wurden hierauf in die levantischen Handelsplätze vertheilt, und diejenigen, welche von ihnen die meisten Fähigkeiten zeigten, bey der französischen Gesandtschaft angestellt.

Durch eine unüberdachte Nachsicht pflegte man die französischen Dollmetscher aus vier bis fünf Familien zu wählen, welche seit langer Zeit in der Levante wohnten. Diese Leute, in der Türkey von griechischen oder armenischen Müttern geboren, haben es während der Revolution bewiesen, wie wenig man ihnen und ihres gleichen trauen darf. Ob sie gleich den Franzosen ihre Erziehung und Beförderung verdankten, so traten sie dennoch in die Dienste unserer Feinde, und theilten ihnen die Kenntnisse mit, die sie bey uns erlangt hatten. Einige beschuldigt man sogar, daß sie die Kanzelleyen geplündert und wichtige Papiere entwendet hätten, kurz, sie haben in dieser merkwürdigen Periode bewiesen, daß man künftig nur geborne Franzosen, als Drogomanns bey der Pforte bestellen müsse.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ich einen in der Levante gebornen Europäer, gesellschaftlicher Tugenden weniger fähig, und zu Geschäften weniger geschickt halte, die Rechtschaffenheit und Ehre verlangen. Die Erfahrung hat uns zu häufig belehrt, daß ein im türkischen Reiche geborner und erzogener Dollmetscher sich kein Gewissen daraus macht, das Interesse einzelner Privatpersonen oder fremder Höfe seinem eigenen Vortheile aufzuopfern. Man kann erweisen, daß der Ge-

sandte oder fremde Kaufmann häufig den Fallstricken unterliegt, die ihm sein Drogomann stellt, ihn durch seine listigen Wendungen zum Stillschweigen bringt, oder ihn gar durch Geld, das er geschickt und zur rechten Zeit verwendet, ihn ganz für seine Absichten stimmt.

Was kann man aber auch von einem Mann erwarten, der Rechtschaffenheit und Erfüllung seiner Pflicht, bloß in Beobachtung äußerlicher Religionsceremonien setzt, der in einem Lande erzogen ist, wo man dem Herkommen gemäß, jeden Schritt, jeden Dienst bezahlen muß, wo Gerechtigkeit verkäuflich ist, der falsche Zeuge bezahlt, oder der Mörder sich loskaufen kann, kurz, wo man ohne Bedenken, ohne Schaam und Gewissensbisse, den niederträchtigsten Handel treibt.

Die Gesandtschaft in Constantinopel ist von der bey andern Höfen himmelweit verschieden. Bey diesen besorgt der Gesandte seine Geschäfte selber, kann seine Talente entwickeln, und alle Kräfte seines Geistes in Bewegung setzen. In Constantinopel hingegen hängt er ganz von seinem Drogomann ab. Ist dieser dumm oder ungeschickt, so erscheint der Gesandte bey der Pforte als ein Thor oder ganz gewöhnlicher Mann. Ist der Dollmetscher ein Betrieger, so wird der Gesandte bey aller Gelegenheit hinters Licht geführt, die klarste deutlichste Sache nimmt eine verwickelte Wendung, täglich häufen sich Schwierigkeiten und der Geschäftsgang wird durch täglich neue Hinderniße verzögert, bis der Gesandte endlich bey dem ewigen Widerstande ermüdet, seinen Plan aufgiebt, und sich weiter in keine neuen einläßt.

In Marseille und nicht in Constantinopel müßten öffentliche Schulen für die griechische, türkische und ara-

bische Sprache angelegt werden, damit junge für den levantischen Handel bestimmte Leute, Schiffer, die dahin fahren wollen, diese Sprachen gründlich erlernen könnten, um nicht betrogen zu werden und ihre Geschäfte nach eigenem Gutdünken, und ohne alle Weitläuftigkeiten betreiben zu können.

Eine zweyte Schule, bloß für künftige Dollmetscher müßte in Paris vorhanden seyn, wo man nur geborne Franzosen aufnähme. Hier würden sie in der gemeinen Volkssprache unterrichtet, aber auch zugleich in der türkischen, arabischen Bücherſprache, deren man sich bey Hofe bedient, und in welcher Verordnungen, der Regierung ausgefertigt werden.

Bey einem Aufenthalte von etlichen Jahren im türkischen Reiche und nach einer eben so langen Anstellung bey den Handelsagenten und Commissarien, würde der zum Dollmetscher bestimmte junge Mann gewiß die Aussprache und alle Wendungen der türkischen Sprache inne haben, um entweder in der Hauptstadt oder den Handelsplätzen von Griechenland und Syrien gebraucht zu werden. Ueberhaupt schadet es nicht, die europäische Aussprache beyzubehalten, weil die Türken immer einen Europäer mit einiger Achtung behandeln, welche sie andern zu erweisen für unnöthig halten, die in der Türkey geboren sind, und von ihnen nur als verkleidete Sklaven angesehen werden.

Wenn die Dollmetscher zugleich als Pflanzschule für Handelsagenten in der Levante oder andere Geschäftsträger dienen könnten, so würde eine solche Anstalt die wichtigsten Vortheile gewähren. Diese Zöglinge würden mehr Eifer, Kenntnisse, Rechtschaffenheit und Zuneigung gegen das Mutterland beweisen, die Handelsgeschäfte würden besser betrieben und schneller beendigt seyn, wenn die dazu gebrauchten Personen die Landes-

sprache kund hätten, und durch lange Erfahrung die Muselmänner oder überhaupt die Unterthanen genau hätten kennen lernen.

Vor allen aber müßte man von der Pforte zu erlangen suchen, daß die französischen Dollmetscher in europäischer Kleidung und einer besondern Uniform öffentlich erscheinen dürften, und von dem bisherigen Ceremoniel befreyet würden. Denn so lange der Drogomann sich für einen Pacha oder bloßen Schreiber der Pforte demüthigen muß, so lange er gezwungen ist, den Stock zu fürchten, für seinen Kopf zu zittern, oder den Zipfel des Rocks der türkischen Beamten zu küssen, wie kann er die in der Levante so nöthige Festigkeit des Charakters, eine eigene Meinung und Furchtlosigkeit behalten? Gewöhnliche Geschäfte, oder die von keiner Wichtigkeit sind, kann man wie bisher den eingebornen Dollmetschern überlassen; nur muß man diese durch die Schutzfreyheit (Barat) in Ordnung zu halten suchen, und ein solches Privilegium mit Vorsicht ertheilen.

Ich rede hier nicht von den Griechen und Juden, die einen Barat von irgend einem Gesandten erkaufen, um türkische Stiefeln tragen, oder nur drey pro Cent Zoll erlegen zu dürfen, und dadurch ihr Leben und Vermögen dem Schutz einer europäischen Macht überlassen. Es scheint mir unedel und unpolitisch, daß Gesandte für einen hohen Preis, Leuten ihren Schutz verkaufen, die sehr oft ihren Kredit untergraben, ihnen viele Zeit rauben, und dem europäischen Handel mancherley Nachtheile verursachen.

Die Barats müssen umsonst ertheilt werden, vorzüglich solchen Leuten, die sich ganz den Handelsgeschäften widmen, die keine mühsame, unangenehme Arbeit scheuen, und die arm und ohne Kredit, die be-

ſten Unterhändler der fremden Kaufleute mit den Eingebornen ſind. Weil ſie für den Schutz nichts bezahlt haben, kann man ihnen dieſen nach Befinden der Umſtände wieder nehmen, wenn ſie ſich ſchlecht betragen, um ihnen die Vortheile zu entziehen, welche mit dem Barat verbunden ſind.

Eine lange Erfahrung hatte die franzöſiſche Regierung belehrt, daß es weiſe wäre, den Kaufleuten und Handelsagenten die Heirathen mit Griechinnen oder andern morgenländiſchen Chriſtinnen zu unterſagen. Dieſes Geſetz, welches Gunſt und Empfehlungen bisweilen durchlöcherten, muß in ſeiner alten Kraft wieder hergeſtellt werden, weil das Wohl des Staats und Handelsvortheile ſolches verlangen. Dies Geſetz iſt deſto nothwendiger, weil im türkiſchen Reiche die Kinder, welche aus der Ehe der Europäer mit Griechinnen und andern Unterthanen des Kaiſers erzeuget werden, dem Sultan das Kopfgeld bezahlen müſſen, oder als zinspflichtige Rajas behandelt werden.

Außerdem, daß eine in der Levante geborne Frau orientaliſche Indolenz, der Beſorgung ihrer Wirthſchaft vorzieht, und in Putz, Juwelen und andern Frivolitäten große Summen verſchwendet, ſo zeigt ſie weder Anhänglichkeit noch Erkenntlichkeit gegen den, welchem ſie Ruhe und Wohlſtand verdankt. Nach dem Beyſpiel der türkiſchen Weiber verhindert ſie vielmehr, wenn er etwas erſparen will, damit er an die Rückkehr in ſein Vaterland nicht denken kann. Der Mann, der ſeine Gattin nie dahin bringt, ihm in ſeine Heimat zu folgen, dem Sofa, warmen Bädern und andern von Jugend auf gewohnten Bequemlichkeiten zu entſagen, nimmt allmählig die Landesſitten an. Er wird träge, das Alter nähert ſich, und fordert ihn der Tod ab, ſo iſt ſeine Familie für das Vaterland verloren. Eben dieſe

Familie würde daſſelbe ganz vergeſſen, wenn Eigennutz ſie nicht antriebe, unter demſelben Schutz zu leben, den der Vater oder Ehemann bisher genoſſen hatte.

Die bisherigen Dollmetſcher aber durften heirathen, weil man ſie als ſolche betrachtete, die ihr Vaterland auf immer verlaſſen hatten, dahingegen der Kaufmann, nach einer Abweſenheit von zwölf bis zwanzig Jahren, wieder nach Frankreich zurück kommen, und dort ſeinen Erwerb verzehren mußte, welchen ein verſtändiger ökonomiſcher Mann gewöhnlich mitzubringen pflegte. Sonſt wurden junge Leute von fünfzehn bis zwanzig Jahren aus Frankreich, zu Erlernung des Handels, den in der Levante etablirten Handelshäuſern zugeſchickt, die im fünf und zwanzigſten Jahre Buchhalter waren. In zehn Jahren konnten ſie nun ſo viel verdienen, daß ſie nach Frankreich zurückkehren und ſich dort verheirathen konnten.

Ich war ſehr verwundert, in den meiſten levantiſchen Handelsplätzen ſo viele franzöſiſche Handwerker zu treffen, welche dorthin europäiſche Kunſt verpflanzt haben und unter dem Schutz des Geſandten, oder der übrigen Handelsagenten von ihren Arbeiten leben, ohne alle Abgaben zu bezahlen. Wären dieſe Künſtler und Manufacturiſten ausgewandert, um ein Vermögen außer Landes zu erwerben, und damit wieder heim zu kehren, oder fügten ſie nicht dem Handel und der Induſtrie ihres Vaterlandes beträchtlichen Schaden zu, daß ſie unter den Türken bisher unbekannte Manufacturen anlegen, und ihnen Anleitung geben, manche Artikel, welche ſie ſonſt aus Frankreich zogen, ſelber zu verfertigen, ſo verdienten ſie, daß ihnen jeder Geſandte alle Freyheiten der Handelsleute ertheilte.

Allein ſie haben mit dieſen achtungswerthen Ausgewanderten keine Aehnlichkeit, die ſich fern von ihrem

Vaterlande einer beschwerlichen Arbeit unterziehen, ihre besten Jahre unter Barbaren zubringen, und sich dem Schwerdt der Mörder, Feuersbrünsten, der Pest und andern Krankheiten aussetzen. Diese haben bloß die Absicht, einen vortheilhaften Tauschhandel zwischen Frankreich und den Ländern des Sultans zu unterhalten, welcher die französischen Manufacturen in Bewegung setzt, die Volksmenge vermehrt, eine große Anzahl Matrosen bildet, an einigen Orten Ueberfluß, überall aber Wohlstand verbreitet.

Der französische Handwerker hat in der Levante nur eine traurige Existenz. Sein Gewinn ist geringe und selten gelingt es ihm durch anhaltende Arbeit und strenge Sparsamkeit so viel zu erwerben, um sein Vaterland wieder zu sehen. Zuweilen geräth er in Schenken und andere schlechte Häuser und kann alle Franzosen in Constantinopel und andern Handelsplätzen in die größte Gefahr setzen, wenn er sich im Trunk oder in der Hitze vergehen sollte. Ein solcher müßte, seines eigenen Vortheils wegen, nach Frankreich zurück geschickt werden, außer wenn man dessen längern Aufenthalt in der Levante dem Vaterlande nützlich findet. Sollte er sich weigern abzureisen, so müßte man ihm den Schutz entziehen, welchen er auf keine Weise verdient.

Die Unwissenheit der Morgenländer in der Schifffahrtskunde, und die Furcht vor maltheſischen Korsaren, haben die Türken schon seit langer Zeit dahin gebracht, sich zu ihrem Zwischenhandel venetianischer, ragusischer und französischer Fahrzeuge zu bedienen. Sie befrachteten auch Landesschiffe, aber dies waren immer griechische, die von der Erzbischofen von Naxos und Syra einen Freypaß erhalten hatten.

Die Franzosen haben immer eine Menge Fahrzeuge beschäftigt, um Waaren von einem Orte der Levante

nach dem andern zu transportiren, und dabey eine gute Fracht zu verdienen. Dieser Zwischenhandel war in Frankreich unter dem Namen der Karavane bekannt, eine practische Schule für Seefahrer, und eine Quelle beträchtlicher Reichthümer für einige Städte der alten Provence. Die Seeleute dieser Provinzen kannten die levantischen Gewässer am besten, beendigten ihre Fahrten sehr geschwinde und brachten den Kaufleuten große Vortheile. Die Schifffahrt der Venetianer und Raguser war langsam, ängstlich und mit großen Gefahren verbunden, weil ihre Schiffe häufig scheiterten, wenn sie beym geringsten Anschein der Gefahr in einen Hafen einlaufen oder eine sichere Rhede aufsuchen wollten.

Außer dem Frachtgewinn, den diejenigen unter sich theilten, welche auf ihre Kosten Fahrzeuge erbauet und ausgerüstet hatten, fehlte es dem Kapitain nie an Gelegenheit, sich zu bereichern, so bald er thätig, verständig und sparsam war. Selbst Matrosen gewannen außer ihrem Gehalt sehr viel an den kleinen Packeten, die sie aus Marseille mitbrachten, oder von einem levantischen Hafen dem andern zuführten. Dieser Gewinn beträgt für ausgesuchte Waaren fünf und zwanzig pro Cent, und ein gescheuter Matrose, der in der Levante bekannt war, konnte immer auf einen sichern Vortheil rechnen; dieser in einem Jahre, sechs bis sieben Mal wiederhohlte Gewinn, verdoppelte oder triplirte das angelegte Kapital sehr bald. Ich habe in Marseille, Cioiat, St. Tropes und Sayne Seeleute gekannt, welche durch dies Gewerbe eine zahlreiche Familie unterhielten, und dabey noch so viel verdienten, um in ihren alten Tagen gemächlich leben zu können.

Ein jedes dieser Frachtschiffe war in vier und zwanzig Actien oder Kirats vertheilt, und jede Actie bestand

wie-

wieder aus kleinern Portionen. Nach drey Jahren kam das Schiff wieder zurück. Der Gewinn ward nach der Berechnung des Kapitains unter die Actieninhaber vertheilt, nach dem man zuvor den Lohn der Mannschaft, Reparaturkosten, und andere nöthigen Ausgaben abgezogen hatte.

Seit einiger Zeit bemerkte man, daß, je reicher die Capitains zu Hause kamen, desto geringere Dividenden wurden den Actionärs berechnet. Ob nun gleich bey diesem Gewerbe Menschlichkeiten vorfielen, so machten die habsüchtigen Capitains doch so gute Rechnung, daß die Actieninhaber ihr Vertrauen auf diese einträgliche Spekulation nicht verlohren oder aufgaben. Die vorher genannten kleinen Städte haben damit sehr viel gewonnen, und die Einwohner lebten in Wohlstand, der nicht in bloßen Ackerstädten gefunden wurde.

Man berechnete über hundert Schiffe, welche sich mit diesem Frachthandel abgaben, und auf jedem dienten acht bis zehn Mann, den Capitain und Lieutenant mit gerechnet. Ueberdem brauchte Marseille für den eigentlichen levantischen Handel vier bis fünfhundert Fahrzeuge. Die Caravane muß man daher im Frieden zu ermuntern suchen, sowohl der Vortheile wegen, die solche abwirft, als auch wegen der praktischen Kenntnisse, die unsere Matrosen dabey erlangen.

Zweyter Theil.

Erster Abschnitt.

Abreise von Constantinopel nach dem Hafen Mundania. Aufenthalt in Ghemlek. Türkische Schiffswerfte. Bauholz. Ackerbau. Naturgeschichte. Inseln des Propontis. Gallipoli. Lampsacus. Ankunft bey den Dardanellen.

Da die Begebenheiten, welche sich seit unserer Abreise von Paris zugetragen hatten, uns den Hauptzweck unserer Reise aus den Augen rückten: so schien uns gleich bey unsrer Ankunft im Morgenlande das Beste, entweder unsre Zurückberufung nach Frankreich zu verlangen, oder förmlichen Befehl, Constantinopel zu verlassen, an der südlichen Küste des schwarzen Meeres bis Armenien, Georgien und Gilan zu reisen, vom caspischen Meere, Persien, der Länge nach, zu durchstreifen, und nach Frankreich durch den persischen Meerbusen, Bassora, Bagdad und Aleppo zurückzukehren. Seit sechs Monaten warteten wir vergeblich, daß der außerordentliche Gesandte der Republik Erlaubniß erhalten möchte, uns mit nöthigen Mitteln zur Reise zu versehen. Wir waren höchst begierig, einen der interessantesten Welttheile in Hinsicht auf Naturgeschichte, Geographie und Handel zu bereisen, als wir die Nachricht von der Gefan-

gennehmung des Bürgers Semonville in Graubündten durch eine der feindlichen Mächte erhielten.

Die Ankunft eines Gesandten der Republik zu Constantinopel hätte die Lage der Franzosen gewiß verbessert, die Pforte vorsichtiger gemacht, und uns aus der Ungewißheit gerissen, in welcher wir seit unserer Abreise von Paris schwebten. Der Bürger Semonville, mit welchem wir mehrmahls zu Marseille gesprochen hatten, kannte die Absichten der Regierung in Hinsicht auf uns, er wußte die Absicht unserer Sendung, und die Wichtigkeit, welche der ausübende Rath, auf unsere politischen und Handelsverbindungen mit dem ottomannischen Reiche legte, und wie sehr dieser bey den jetzigen Umständen hoffte, Vortheil von einem engern Verhältniß mit den Türken zu ziehen.

Da wir auf verschiedene Briefe an die Regierung keine Antwort erhielten, beschlossen wir den Winter in den Dardanellen oder auf den griechischen Inseln, fern von den politischen Zänkereyen der Franzosen, zuzubringen. Hierzu bewog uns die schickliche Lage dieser Orte, sowohl, um nach Frankreich zurückzukehren, als auch nach den oben erwähnten Theilen des türkischen Reichs zu gelangen.

Der Bürger Descorches erleichterte unsere Absicht, so viel es ihm möglich war, und wir verließen Constantinopel, gegen Ende des Novembers im Jahr 2, auf einem Ragusanischen Schiffe, welches ein französischer Kaufmann befrachtet hatte. Der Capitain sollte in dem Meerbusen von Mundania ankern, um einige Ballen Seide von Brussa einzunehmen; von da sollte er nach Smirna fahren, und uns bey den Dardanellen absetzen.

Der Tag war schön, und das Meer vollkommen ruhig, und der Capitain benutzte den ersten Nordwind, um von Galata abzusegeln, und wir legten des Abends

bey dem Dorfe Prinkipos bey. Da wir uns der Windstille wegen, zwey Tage aufhalten mußten, beschäftigten wir uns damit, Taucher, Schnepfen und Rebhühner zu schießen, und Gräser und andere Pflanzen zu sammeln. Den 9ten kamen wir eine halbe Meile von dem Dorfe Ghemlek vor Anker.

Das Dorf Ghemlek, welches die Griechen Kios nennen, liegt nördlich am Ende des Meerbusens. Es ist auf den Ruinen des alten Cius erbaut, und hat etwa 2000 Einwohner; sie bestehen größtentheils aus Griechen, und beschäftigen sich mit Ackerbau, und einige wenige mit der Schifffahrt. Einige müssen auf den türkischen Schiffswerften arbeiten. Bey unserer Ankunft war ein Fahrzeug von 24 Kanonen, unter der Aufsicht eines französischen Baumeisters, beynahe vollendet.

Die Türken bauen einen Theil ihrer Schiffe an diesem Ort, weil sie mit Leichtigkeit Bauholz in der Nähe des Olymps, von den Bergen zwischen Mundania und Nicomedien und südlich vom See Ascanius erhalten können. Man gebraucht zwey Arten Eichen und zwey Arten Fichten dazu, die ersten dienen zum Kiel, zu den Balken, und der äußern Bekleidung; die Fichten sowohl zu den Balken als zu den innern Theilen.

Die beyden Eichenarten, welche man zum Schiffsbau benutzt, sind die Quercus crinita, und racemosa. Die erste, welche Quercus cerris des Linnée zu seyn scheint, wächst häufig an der Küste von Tocat, Sinope und Trapezunt. Es ist dieselbe Art, welche man in Constantinopel zum Schiffsbau und zu Tischlerarbeiten gebraucht. Man findet sie auch in einem großen Theil von Syrien und Klein-Asien; sie wächst zu einer großen Höhe und liefert vortreffliches Holz. Die Blätter sind tief gekerbt, glatt, oben dunkelgrün, und auf der untern Seite weißlich. Die Cupula ist mit langen spitz

zulaufenden Fäden besetzt (quercus orientalis, latifolia, foliis ad costam pulchre incisis, glande maxima, cupula crinita. Tournefort. Coroll. pag. 40.)

Die Quercus racemosa (orientalis Tournefort. ibidem.) oder die Eiche mit langstieligen Eicheln ist noch häufiger bey Mundania und Constantinopel; sie wird sehr hoch, gerade und hat sehr hartes Holz, die Blätter unterscheiden sich wenig von denen der Zürneiche, zeichnet sich aber durch die drey Zoll langen, sehr dünnen Stiele der Eicheln aus.

Man bedient sich gewöhnlich der Pinus pinea und einer Art, welche dem corsischen Laricio nahe kommt. Die erste wächst häufig an den Küsten von Klein-Asien und Syrien, so wie auch in ganz Griechenland, sie erreicht eine beträchtliche Höhe, und das harte harzige Holz wird zu Mundania, den Dardanellen, Metelin und Rhodus häufig zum Schiffsbau benutzt.

Die zweyte Fichtenart, welche häufig um den Olymp und im Innern von Klein-Asien wächst, hat einen geraden Stamm und erreicht eine beträchtliche Höhe und Dicke. Die Saamen, welche ich nach Paris gebracht habe, sind in dem Garten des Bürgers Cels, Mitglied des Nationalinstituts, sehr gut fortgekommen.

Der Golfo von Mundania ist tief, enge und mit hohen Bergen umgeben, die auf der Nordseite sind größtentheils Kalk, zum Theil Schiefer und zum Theil Sandstein. Die Sandküste besteht ganz aus harten Porphyr und Granitfelsen. Am Ende des Meerbusens ist eine sandige Ebene, und weiter hinter eine fruchtbare Gegend, welche vom Kios und dem Hylas bewässert wird. In dieser Gegend werden verschiedene Gemüse gebaut, wie die Aubergine, die Ketmie, Wassermelonen und verschiedene Obstbäume, worunter wir den

Granatenbaum und eine Art länglichter Aepfel bemerkten. Wir verschafften uns mehrere junge Apfelbäume und schickten sie nach Constantinopel in den Garten des Gesandten, um sie nachher nach Frankreich selbst zu schicken.

Ohne Zweifel wird dieser Apfelbaum im südlichen Frankreich fortkommen, denn das Klima von Ghemlek ist wenigstens eben so heiß, als in den südlichen Departements, wo bekanntlich die Apfelbäume schlecht fortkommen.

Die Granaten von Ghemlek werden so gesucht, daß die Griechen dieses Dorfs ihre Kopfsteuer in diesen Früchten bezahlen müssen, welche sie nach Constantinopel für den Harem des Großherrn schicken.

Obgleich der Oehlbaum häufig genug an diesen Küsten wächst, pflegen die Einwohner doch kein Oehl daraus zu pressen. Sie sammeln lieber ganz reife Oliven im November und December, um sie einzusalzen und nach der Hauptstadt zu schicken, wo die Griechen Armenier und Juden das ganze Jahr hindurch eine ungeheure Menge verzehren. Die Zubereitung besteht darinn, daß man Seesalz darauf wirft, und sie umrührt, bis sie davon durchdrungen sind. Man legt sie darauf einige Tage lang in Körbe, und drückt sie sanft, damit die wäßrigen Theile ablaufen, worauf man sie in irdenen Gefäßen aufbewahrt.

Man ißt diese Oliven ohne andere Zubereitung, zuweilen auch mit Salz, Oehl und Essig, mitunter werden sie auch mit Auberginen, Pimento, Sellery, in Essig gelegten Fenchel, Sardellen und andern gesalzenen Fischen zubereitet.

Man bauet in Ghemlek, so wie in der Gegend von Prusa, sehr häufig den weißen Maulbeerbaum zum Behuf der Seidenwürmer; aber man läßt ihn hier nicht

so hoch wachsen, wie bey uns: man läßt ihn klein, und schneidet jedes Jahr die Aeste ab, um sie, mit den Blättern, den Seidenwürmern zu geben. Nach diesem Beschneiden treibt der Baum neue Zweige, welche im künftigen Jahre wieder abgeschnitten werden.

Man pflanzt diese Bäume, nach der Beschaffenheit des Bodens, drey bis vier Fuß von einander; sie werden nicht gepfropft, weil man, ohne Zweifel, bemerkt hat, daß die kleinen süßen Blätter des wilden Maulbeerbaums besser, als die großen und saftigen sind. Gewöhnlich werden sie nicht gedüngt, zuweilen begossen, aber bey allen wird zweymahl die Erde umgegraben, einmahl, wenn er anfängt auszuschlagen, und das andere Mahl zu Ende des Sommers. Auf diese Art dauert der Baum sehr lange. Er macht einen Hauptnahrungszweig der Gegend von Prusa aus, und versorgt viele Seidenfabriken in dieser Stadt, welche für den Orient arbeiten.

Ein Feld mit ausgewachsenen Maulbeerbäumen bepflanzt, würde ohne Zweifel mehr Blätter liefern, als eins mit kleinen Stämmen, obgleich diese letztern einander näher stehen; wenn man aber die Leichtigkeit, sich alles Laub durch Abbrechung der Zweige zu verschaffen, und den großen Vortheil, sie durch eine Wand oder Hecke vor dem Nordwind schützen zu können, in Betracht zieht: so wird man diese Bauart nicht tadeln können.

Die Griechen sind große Liebhaber von Schnecken; sie verstehen aber nicht, sie durch eine ausgesuchte Nahrung fett zu machen, wie die Römer. Sie begnügen sich damit sie aufzusuchen, und einige Tage in Töpfen mit Erde angefüllt aufzubewahren, damit sie alle Nahrungsmittel, die sie verzehrt haben, von sich geben mögen. Sie lassen sie mehrere Stunden hindurch in Salz-

wasser kochen, worauf sie sie mit einer Brühe von Knoblauch, Petersilie und Gewürze essen. Die Griechen in Constantinopel und Ghemlek essen fast alle Arten europäischer Schnecken, vorzüglich aber die Helix castanea.

Sie ist dicker als die Pomatia oder Weinbergsschnecke; aber die Oeffnung ist kleiner. Die ganze Schnecke ist kastanienbraun und gelb gestreift, und der oberste Streifen weiß.

Unter den Muscheln, welche wir in der Gegend von Ghemlek fanden, wollen wir zwey Sorten Bulimus anführen, welche bis jetzt noch unbekannt zu seyn scheinen.

Bulimus zebra ist glatt, weißlich und der Länge nach röthlich gestreift: die zwölf Windungen sind ein wenig convex, die Spitze ist abgestumpft, und die Rima umbilicalis sehr stark; die Oeffnung ist weiß, und hat drey Zähne, welche in einem Dreyeck einander gegenüber stehen.

Bulimus ovularis ist weißlich, und gegen die Mündung zu glänzend weiß. Sie besteht aus sechs convexen und glatten Windungen. Die Gestalt ist ein kurzes und abgestumpftes Elysoid. Die Rima umbilicalis ist sehr klein, die Oeffnung länglich rund, schief, und auf jeder Seite mit drey Zähnen besetzt. Sie bekommt hierdurch mit dem Bulimus scarapeus Aehnlichkeit; aber sie ist nicht eingedrückt, und nur drey bis viertehalb Linien lang.

Den zehnten December fühlten wir zum erstenmahle empfindliche Kälte, und es fiel fünf bis sechs Zoll hoher Schnee, wodurch eine große Menge Schnepfen und Enten, auf die Ebene und die beyden kleinen Flüsse kamen. Das rothe Rebhuhn und Hasen waren überall häufig und von vorzüglichem Geschmack. Da der Ca-

pitain ein leidenschaftlicher Jäger war, und einen vortrefflichen Hund hatte, lebten wir mit geringen Kosten zu Ghemlek sehr angenehm.

Der Bürger Toussaint, welcher als Baumeister in diesem Dorfe ansässig war, gab sich alle Mühe, uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Wir erfuhren mit Mißvergnügen, daß sein Eifer im Dienste der Pforte ihn mehrmahls der Gefahr ausgesetzt hatte, von den Türken ermordet zu werden; indem sie ihn beschuldigten, daß er die Ursache der vielen Arbeit wäre, womit die Regierung sie wegen Fällung und des Transports des Schiffbauholzes beschwerte.

Diese Elenden, welche entweder der Schatzmeister, der einen so rechtschaffenen Aufseher haßte oder die, über den Vorzug eines Fremden, eifersüchtigen Griechen aufgehetzt hatten, kamen eines Tages funfzig an der Zahl, ihn zu ermorden. Der Bürger Toussaint, der stark und muthig ist, entwischte ihnen bey dem Schiffswerfte, verschloß sich in sein Haus, setzte sechs kleine Kanonen vor den Eingang, bewaffnete seine Frau und seine Bedienten, nahm selbst eine Doppelflinte, zwey Pistolen und einen Säbel, setzte ein Faß mit Pulver mitten ins Haus, und rief den wilden Menschen zu, daß er sich mit ihnen allen zugleich unter den Trümmern seines Hauses begraben würde, wenn sie herein kämen. Einige versuchten durch die Fenster zu steigen, aber überall fanden sie einen Menschen, der ihnen den Tod drohete. Die Einwohner des Dorfs kamen aus Mitleiden oder Eigennutz (da die türkische Regierung im Fall einer Mordthat eine starke Geldstrafe von den übrigen Bewohnern eines Orts fordert,) dem Bürger Toussaint zu Hülfe, und entwaffneten durch ihre Bitten die Leute, die sein Muth schon erschüttert hatte, da sie es denn

auch für klüger hielten, sich zurückzuziehen, als ihr Leben aufs Spiel zu setzen.

Obgleich die Jahreszeit dem Botanisiren nicht günstig war, fanden wir doch einige merkwürdige Pflanzen. Die Clematis cirrhosa blühete auf allen Hecken, und am Ufer sahen wir die Daphne collina, die wir nachher im Innern von Klein-Asien und Syrien wieder fanden, und welche Tournefort in Creta entdeckt hat. Auf den Hügeln fanden wir eine neue Gattung Spartium, welche im Nationalgarten sehr gut fortgekommen ist.

In den Wäldern fanden wir überall die Andrachne, und den Erdbeerbaum voll Blüthen und Früchte; da erstere die Kälte noch weniger, als der letztere verträgt: so wächst er nicht bey Constantinopel, aber häufig am Hellespont, dem Archipelagus und Syrien. Zuweilen erhebt er sich zu der Höhe eines Baums, aber gewöhnlich ist er nur ein Strauch. Sein Stamm, welcher, so bald der Bast vom vorigen Jahre abgefallen, glatt und roth ist, die schönen Blätter, seine Blüthenbüschel und glänzend rothen Früchte machen ihn zu einer der schönsten Stauden des Morgenlandes. Der Erdbeerbaum ist nicht so schön, aber seine Früchte sind angenehmer; die Früchte der Andrachne sind klein und sauer, hingegen die letztern süß.

Von den Bergen sieht man den See Ascanius und die fruchtbare Ebene von Nicäa, welche noch in der Folge erwähnt werden soll. Man rechnet zwey bis drey Stunden von Ghemlek bis zum See, und sieben bis acht bis Nicäa: Prusa oder Brussa ist ohngefähr eben so weit.

Die Fahrzeuge, welche den Handel mit Prusa betreiben, begeben sich fast alle nach der kleinen Stadt Mundania, welche mitten im Meerbusen auf den Rui-

nen von Myrlea oder Apamea liegt; selten ankern sie bey Ghemlek, weil der Ankergrund bey Mundania besser und der Weg nach Prusa kürzer und bequemer ist.

Am 21sten December begaben wir uns unter Seegel, fuhren in der Nacht bey dem alten Besbicos, jetzt Calo-Limno oder der Pabstinsel vorbey. Um drey oder viel Uhr des Morgens befanden wir uns am Eingange des Canals, und legten an der Insel Marmara bey, um nicht im Dunkeln hinein zu fahren.

Marmara hat seinen Namen von einer Art weißen Marmor, mit grauen und blauen Adern, welcher daselbst in großer Menge gebrochen wird; ob er gleich weder fein, noch schön gefärbt ist, so brauchten ihn doch die Griechen sonst sehr häufig. Sie nannten ihn Marmor von Cyzicus, weil diese Halbinsel dieselbe Art lieferte, oder die Stadt gleiches Namens zum Magazin diente. Man findet Stücke davon unter den Trümmern aller alten Städte, und Säulen in den Moscheen zu Constantinopel. Jetzt wird es nur zu Grabsteinen für Türken, Armenier und Europäer, aber selten zum Bauen gebraucht.

Die Insel hat etwa zwölf Meilen im Umfange, ist bergig, fruchtbar und hat mehrere gut bevölkerte Dörfer: sie hat zwey ziemlich enge Häfen gegen Süden, worinn die Schiffe, welche ein starker Nordwind überfällt, zuweilen Schutz suchen. Die Einwohner haben Schafheerden und bauen Wein, Oehl, Baumwolle und Korn.

Marmara hieß ehedem Nevris, Elaphonnesus, oder Proconnesus wegen der vielen Hirsche, welche sich darauf fanden. Ich zweifle, ob sie jetzt noch vorhanden seyn mögen, da die Berge fast ganz kahl und die Wälder ausgerottet sind.

Beym Eintritt in den Kanal hefteten wir unsre Blicke mit Vergnügen auf die europäische Küste, wo wir einen, mit dem Meerufer gleichlaufenden, Berg und ein fruchtbares gut bebauetes Land sahen. Die Küste von Asien reitzte unsere Aufmerksamkeit noch mehr, sie ist flach, sumpfig bis zum Granicus und an dem nicht überschwemmten Stellen äußerst fruchtbar. Die Berge in der Ferne sind sehr waldig und höher als die europäischen. Wir betrachteten lange den Olympus, welcher ganz mit Schnee bedeckt war, und nahmen Abschied von Constantinopel, dem Propontis und Cyzicus.

Die Gegenstände, welche sich, auf beyden Seiten des Canals, unserm Auge darboten, verschwanden mit der größten Schnelligkeit; wir fuhren mit vollem Winde und der Strom des Wassers beschleunigte unsern Lauf: so daß wir um zehn Uhr Morgens vor Gallipoli ankamen. Diese Stadt, welche jetzt die ansehnlichste am Hellespont ist, kam unter Johannes Paläologus Regierung in die Hände der Türken, und wurde vom Sollimann dem Sohne des Orchan erobert. Sie zählt ohngefähr 15 bis 16,000 Griechen, Türken und Juden als Einwohner und liegt auf einer Felsenbank, welche das Meer ausgehöhlt hat. Diese bildet eine Art Vorgebirge, an dessen Spitze ein Leuchtthurm für die Schiffe steht, welche des Nachts in den Canal einfahren. Fast gerade gegenüber ist, zu demselben Zweck, auf der asiatischen Küste ein zweyter erbauet. Der Canal verengt sich plötzlich bey Gallipoli, so, daß er nur eine Meile breit ist, und bildet südlich von der Stadt einen kleinen Hafen.

Das obenerwähnte Gebirge hat sich hier in nackte und unbebaute Hügel verwandelt; die Berge in Asien

hingegen sind hier der Küste näher, und zeigen ein sehr fruchtbares und schönes Land.

Lampsacus, wo wir beynahe zu gleicher Zeit ankamen, liegt gleichfalls in einer sehr fruchtbaren Gegend. Diese Stadt, ehedem beträchtlicher als Gallipoli, war wegen seiner Gärten, Weinberge und vorzüglich durch den Dienst des Priapus berühmt. Jetzt ist es nur ein elendes Dorf, welches einige Griechen und Türken bewohnen. An den benachbarten Küsten giebt es Weinberge, aber die schönen Gärten sind verschwunden, und auf den Trümmern der Tempel steht eine Moschee.

Bis zur Spitze Nagara, wo man noch die Ruinen von Abydos sieht, zeigt der Hellespont nichts Merkwürdiges, als die grünen und fruchtbaren Hügel längs den Küsten. Obgleich Abydos von Lampsacus fünfzehn Meilen entfernt ist, kamen wir doch schon um ein Uhr Nachmittags bey diesem Cap vor Anker; wir eilten unsere Sachen auszuschiffen, und uns nach der, zwey Meilen entfernten, Stadt zu begeben. Der französische Vice-Consul Bermond erwartete uns seit einigen Tagen; er hatte uns eine Wohnung im Consularhause bereitet, und versäumte nichts, uns unsern Aufenthalt in den Dardanellen angenehm und nützlich zu machen.

Zweyter Abschnitt.

Aufenthalt in den Dardanellen. Beschreibung des Hellesponts und der Küstenstädte. Producte und Handel dieser Gegend.

Der Hellespont ist heutiges Tages mehr unter dem Namen Canal der Dardanellen bekannt; weil die neue

Stadt, wo wir eben angekommen waren, von den Europäern die Dardanellen genannt wird, welchen Namen man ihr nach dem alten Dardana, Dardania oder Dardanus gegeben hat, welches einige Meilen weiter hin lag. Der Fluß Rhodius, an welchem die neue Stadt erbaut ist, floß in der Mitte, zwischen Abydos und Dardanus.

Diese Stadt hat höchstens 4,000 Einwohner, welche aus Türken, Griechen und Juden bestehen. Ihre Lage ist sehr angenehm, und der Boden fruchtbar. Nördlich liegen Weinberge, und südlich eine Ebene, welche durch einen niedrigen Berg begrenzt wird. Diese Ebene bildet gegen Osten ein sehr fruchtbares Thal, welches der Rhodius bewässert. Am Ende des Thals sieht man Spuren von Vulkanen, und ungeheure Granit-Blöcke, in denen der Quarz fast ganz verglaset ist. Weiterhin ist eine kleine Vertiefung, welche von waldigen Bergen eingeschlossen wird.

Man bauet um die Dardanellen, Baumwolle, Sesam, verschiedene Gemüse, Wein, Oliven und Obstbäume. Der Pomeranzen-Baum wächst hier in freyer Luft. Getreide wird in Menge gewonnen, und die benachbarten Berge liefern Galläpfel und Knoppern für den Handel. Der Hellespont strömt sehr stark gegen die Festung am Ende der Stadt: so daß das Wasser in den Hafen am obern Ende zurück getrieben wird, wo die Handelsschiffe, und zuweilen auch Kriegsschiffe ankern. Die letztern ziehen indessen den Hafen bey Nagara vor, wo sie mehr vor dem Nordwinde gedeckt sind, und bessern Ankergrund haben. Der Hellespont ähnelt, auf dem ersten Anblick, einem majestätischen Strom, der sich in den Ocean ergießt; aber niemahls übertritt er die Grenzen, welche die Natur ihm bestimmte, und man sieht nicht die zerstörenden Ueberschwemmungen, welchen so oft Länder an großen Flüssen ausgesetzt sind. Eben

ſo wenig trifft man verpeſtende Sümpfe, die man gewöhnlich an den Mündungen der Flüſſe findet; ſondern das Land iſt bis zur Waſſerfläche angebaut; und wenn auch das Waſſer des Helleſponts keinen fruchtbaren Schlamm abſetzt: ſo iſt doch die Verbindung, die er zwiſchen dem ſchwarzen und mittelländiſchen Meere hervorbringt, und die Bequemlichkeit des Transports für Handel und Ackerbau vielleicht von mehreren Nutzen, als die Nachbarſchaft eines großen Fluſſes.

Der Rhodius entſpringt nordöſtlich vom Ida. Er nimmt einige Bäche von den benachbarten Bergen auf, und nachdem er eine Fläche von zwölf bis funfzehn Meilen durchſtrömt hat, ergießt er ſich, neben dem Dardanellen-Schloß, in den Helleſpont. Im Sommer wird ſein weniges Waſſer zum Begießen der Felder angewandt; aber im Winter ſetzen ihn die häufigen Regen in den Stand, den Namen eines Fluſſes zu verdienen. Nicht weit von der Mündung haben die Einwohner der Dardanellen eine Brücke über ihn geſchlagen, um zu den Feldern auf dem linken Ufer gelangen zu können. Hinter dem Schloß, zwiſchen der Stadt und dem Fluſſe, iſt ein weiter, von hohen Platanen beſchatteter, Spaziergang. Obgleich es an dieſem Orte ſehr kühl und angenehm iſt, findet man doch niemahls Einwohner der Stadt hier, ſondern nur Europäer, welche der Handel oder die Neugier in dieſe Gegend geführt hat.

Drey Meilen von den Dardanellen findet man gegen Norden, auf einer dreyeckigten Ebene einige Spuren von dem alten Abydos. Der Boden iſt mit Schutthaufen bedeckt, unter denen man Ziegelſteine, gebrannten Thon, Stücken Granit und Marmor von allen Arten findet. Man bemerkt eine unförmliche Mauer längs der Südweſtſeite, und, bey dem benachbarten Hügel, einen tief ausgehöhlten Weg, auf welchem ſich

die Einwohner von Abydos nach einer fruchtbaren Ebene gegen Osten begeben. Die Stadt nahm den südlichen Theil des obenerwähnten Dreyecks ein, und erstreckte sich bis zu dem Hügel dem Canal gegenüber.

Es giebt auf den Ufern des Hellesponts keine glücklichere Lage für eine Stadt: denn die Aussicht über den ganzen Canal und selbst bis Tenedos, und die Leichtigkeit, die Stadt zu befestigen, ungerechnet, ist der Ankergrund ohne Zweifel hier der sicherste im ganzen Hellespont, und wenn die Türken die Einfahrt in den Propontis am wirksamsten hätten vertheidigen wollen, so würde die Spitze von Nagara gewiß der schicklichste Ort für eine Batterie seyn; denn die Schiffe müssen jedesmahl dicht an dieser Spitze vorbeyfahren, und der Canal ist hier beynahe eben so schmal, als bey den Dardanellen.

Zwey Meilen südöstlich von Abydos steht man den Sillets, einen kleinen Bach, den ich nicht erwähnen würde, wenn er nicht die Lage von Arisba bestimmte, bey welcher Stadt sich die Armee des Alexanders lagerte, während dieser große Eroberer die Ruinen Troja's besuchte.

Die Geographen sind über die Lage des alten Dardanus nicht einig: einige setzen es auf das Vorgebirge Trapezium und andere am Fuße des Berges Ida. Ich habe in der Gegend des Vorgebirges, welches gewöhnlich die Barbierspitze genannt wird, nicht die geringste Spur einer Stadt gefunden, und weder Schutt, noch Ziegel oder Bausteine bemerkt. Der Boden selbst ist uneben, bergig, unfruchtbar und ohne Wasser: so daß er zu der Lage einer beträchtlichen Stadt wenig geschickt wäre. Ich vermuthe daher, daß sie tiefer im Innern lag, da man in jenen Zeiten die Vortheile des Seehandels noch nicht so schätzen konnte, und sich oft absicht-

lich

lich vom Ufer entfernte, um vor den Seeräubern sicher zu seyn.

Hinter dem Kap ist die Küste weiß und kreidigt, weßwegen die Matrosen diesen Ort die weißen Flecken nennen. Hier ankern gewöhnlich die Schiffe, welche einen günstigen Wind zur Hinauffahrt durch den Hellespont erwarten. Nicht glücklicher sind wir in der Auffindung von Ophrynium gewesen, welches man zwischen Dardanus und Rhoetium setzt. Wahrscheinlich lag es zwischen dem Vorgebirge dieses Namens und dem Grabmale des Ajax, nach den Bruchstücken von Backsteinen zu schließen, welche man daselbst findet; denn bekanntlich ist dieses die sicherste Anzeige von der Lage alter Städte. Die Denkmäler zerfallen, die Steine werden weggeführt, und der Pflug ebnet das Erdreich, aber nur Ziegel und Scherben widerstehen der Zeit und der Menschen Hand.

Wenn man bey dem Grabe des Ajax, welches auf einem Hügel liegt, vorüber ist, sieht man bis hinter den Simois eine flache, in der Nähe des Meeres sandige Ebene, die aber, tiefer ins Land hinein, immer fruchtbarer wird. Aber ehe wir Troas durchstreifen, und die Orte, welche durch die Geschichte so berühmt sind, besuchen, wollen wir zum Hellespont zurück gehen, und uns an die europäische Küste versetzen.

Nach den Dichtern und den mehresten griechischen Geschichtschreibern lag Sestos gegenüber Abydos, an dem engsten Theile des Kanals, und die Liebe Leanders zur Hero hat diese Orte berühmt gemacht. Procopius setzt Sestos in den Hafen, welcher Abydos am nächsten liegt, und fügt sogar hinzu, daß der Kaiser Justinian eine Citadelle bey der Stadt hätte aufbauen lassen, wovon man die Spuren noch am Ufer sieht. Man unterscheidet den ersten Absatz des Mauerwerks von

Quadersteinen, worauf die Mauer stand. Die Mauer steht funfzehn Zoll weiter zurück. Der Thurm liegt am Ende der Citadelle, ist rund und größtentheils zerstört. Man bemerkt die Ueberbleibsel eines Schwibbogens, welcher das erste Stockwerk ausmachte. Die Mauern bestehen, wie die Citadelle, aus verschiedenen Absätzen von Bruchsteinen, und mehrern Absätzen von Ziegelsteinen, welche mit der breiten Fläche aufeinander liegen. Man findet innerhalb der Mauern Haufen Steine, worunter man Ziegel, Scherben, Granit und Marmor unterscheidet. Wahrscheinlich hat man diese Trümmer zusammengehäuft, um jenes Erdreich, worauf sie lagen, urbar zu machen, und auf diese Art die Monumente, die sich vielleicht noch vorfanden, zerstört.

Vier Meilen von Sestos trifft man einen andern Hafen, wo man ein einfaches Derwischen-Kloster erblickt, welches drey bis vier türkische Mönche bewohnen. Diese Bucht ist eine der besten des Canals, aber wenig bekannt, weil die meisten Schiffer mit Recht Nagara vorziehn, wo sie Maita und den Dardanellen, den Orten der Verproviantirung näher sind.

Eine kleine Meile südwestlich von Sestos sieht man im Grunde einer Bucht das Dorf Maita, welches auf den Ruinen von Madytos erbauet ist. Man findet noch Spuren von einer alten Mauer auf einem kleinem Berge, welcher das Dorf bestreicht. Nahe bey Madytos lag ehedem Celos-portus, eine kleine Stadt, bey welcher das Seetreffen zwischen den Athenern und Spartanern vorfiel, worinn letztere besiegt und genöthigt wurden, der Herrschaft über den Hellespont zu entsagen.

Das Gebiet von Maita ist zwar nicht sehr fruchtbar, aber liefert doch Früchte, etwas Korn, Wein

und vorzüglich Baumwolle. Die mehresten Einwohner sind Schiffer; die übrigen beschäftigen sich mit Ackerbau und Verfertigung von Segeltuch, wozu sie ihre Baumwolle benutzen, und die, welche sie zu Gallipoli oder den Dardanellen kaufen.

Zwey kleine Meilen von Maita, den Dardanellen gegenüber, liegt an der schmalsten Stelle des Kanals ein unbeträchtliches Dorf, welches unter dem Namen: des zweyten Schlosses von Europa bekannt ist. Die Citadelle, welche unten, am Meeres-Ufer liegt, und welche Tournefort abgezeichnet hat, ist eben so wenig zur Vertheidigung des Kanals geschickt, wie die in Asien. Beyde würden sich, im Fall eines Angriffes, nur kurze Zeit gegen Kriegsschiffe halten können. Ihre ungeheuren Kanonen, ohne Lavetten, mit Kugeln von Marmor oder Granit, von zwey Fuß Durchmesser, geladen, würden bald von den Artilleristen verlassen werden, welche sie weder richten noch mit Bequemlichkeit laden können.

Dieses Dorf, welches am Fuße eines Hügels liegt, bietet den Bewohnern der Dardanellen eine sehr angenehme Aussicht dar, welche durch das beständige Vorbeysegeln der Schiffe verschönert wird.

Die Bewohner desselben sind weniger betriebsam, als die von Maita. Die meisten sind Türken, welche zum Dienst der Citadelle gehören, oder sich damit beschäftigen, Reisende von einer Stadt zur andern in Kähnen zu fahren. Die Griechen machen vorzüglich den Ackerbau zu ihrer Beschäftigung. Hier sahe ich zum erstenmal Bienenkörbe, welche nach der Menge der Bienen, in größern oder kleinern Häusern standen. Man verschließt sie in steinernen Gebäuden, um sie im Winter vor der Kälte, vor der Hitze im Sommer, und zu jeder Zeit vor Dieberey zu verwahren.

Eine Meile von dem zweyten Schloß in Europa liegt ein anderes Kloſter, welches einige türkiſche Mönche bewohnen, deren Beſchäftigung darin beſteht, die Schiffe und Kriegsſchiffe, welche den Kanal paſſiren, zu begrüßen, und von Zeit zu Zeit die türkiſche Flagge wehen zu laſſen. Von hier bis zum erſten Schloß von Europa iſt die Küſte unbebaut, und zeigt nichts Merkwürdiges, als ein Grabmal, welches man für das der Hecuba hält, und eine Waſſerleitung, welche wahrſcheinlich das nöthige Waſſer nach dem alten Eleus führte.

Auf den Ruinen von Eleus ſteht heutiges Tages ein türkiſches Dorf, welches Elbahar-Kaleſſi heißt, und unter welchen das erſte Schloß von Europa liegt. Weſtlich von dieſem Schloſſe ſieht man noch das Grabmal des Proteſilaus, Königs von Theſſalien, welchen Hektor erſchlug, und einige Spuren des Tempels, den er ſich durch ſeine Aufopferung erwarb. Er war der erſte der griechiſchen Helden, welche Aſien betraten; obgleich das Orakel dreymal verkündigt hatte, daß der des Todes ſeyn würde, welcher zuerſt in Troas landete.

Von hier bis Eritia, einem griechiſchen Dorfe gegen Norden, ſind etwa zwey Stunden. Man weiß, daß ehedem eine Stadt gleiches Namens im Thraciſchen Cherſones lag, und wahrſcheinlich befindet ſich das jetzige Dorf an demſelben Ort. Man gelangt durch ein unebnes Erdreich und eine kleine kreidigte Ebne dahin.

Nirgend ſahen wir das rothe Rebhuhn ſo häufig, als auf dieſer Ebene und in den Fichtenwäldern umher. Die Haſen ſind eben ſo häufig und von gutem Geſchmack. Während des Winters findet man in den unbebauten, ſchattigten und feuchten Thälern viele Schnepfen. Das wilde Schwein iſt auch nicht ſelten: und da es den

Feldfrüchten groſsen Schaden thut, und vorzüglich auf den Wein erpicht ist, so tödten die Griechen zuweilen eine groſse Anzahl davon. Aber am häufigsten in diesen Gegenden ist der Schakal, von dem ich noch öfter Gelegenheit zu sprechen haben werde.

Ich war eines Tages in der Gegend der Dardanellen Zeuge von der Art, wie die Griechen die Rebhühner jagen, weniger, um sich ein leckeres Wildpret zu verschaffen, als um diese Feinde ihrer Erndte zu vermindern. Die Jagd besteht darin, daſs man ein Gewehr und eine aufgewickelte Fahne mitnimmt, welche so bunt wie eine Harlekinsjacke bemahlt ist, sobald man von fern ein Volk Rebhühner bemerkt, wird die Fahne aufgewickelt, und man nähert sich ihnen nach und nach bis auf einen Büchsenschuſs. Der Jäger pflanzt darauf die Fahne in die Erde, und zielt darauf durch eine angebrachte Oeffnung nach den Rebhühnern, welche so erschrocken sind, daſs sie sich niederducken, und eins nach dem andern tödten lassen, ehe sie auffliegen. Am schwierigsten ist es hierbey, sie zu entdecken; der Jäger muſs daher, immer hinter der Fahne versteckt, rund um sie herum gehen, und so bald er eins entdeckt, schieſsen, bis er den ganzen Haufen erlegt hat. Man sieht, daſs diese Jagd nur auf bebauten, nicht mit Büschen bewachsenen Gegenden, anzuwenden ist.

Das Stück Land, zwischen dem Hellespont und dem Saronischen Meerbusen, welches der Thracische Chersones genannt wird, hält nur drey bis vier Meilen in seiner gröſsten Breite, und etwa zwanzig von der Südspitze bis zur langen Mauer, Macrontichos, welche die Halbinsel vom festen Lande trennt. Am Ende dieser Mauer, auf der Seite des Propontis, war die Stadt gleiches Namens, von welcher nur einige Häuser sich des Hafens wegen erhalten haben. Im In-

nern liegt die Stadt Hexamila, welche noch den Namen führt, der ihr wegen der Entfernung eines Meeres von anderen gegeben ward.

Der Boden dieser Halbinsel ist ungleich, bergigt, und nicht so gut, wie die Küste von Asien; einige Thäler und Ebnen sind indessen ziemlich fruchtbar. Die Erde ist kreidig; und die Hügel durchgängig kalkig. Man findet darin versteinerte Muscheln, die es in den europäischen Meeren nicht giebt. In der Gegend um Maita findet man am Fuße der Hügel einen reinen Kiessand, und in dem Meerbusen von Sestos eine zwanzig Fuß über das Meer erhabene Sandbank, deren Muschelarten sämmtlich ins mittelländische Meer gehören. Diese Bank hing ohne Zweifel ehedem mit Asien zusammen; denn auf der Ebne hinter Abydos findet man dieselben Muschelgattungen, wie hier.

Mehrere Franzosen, Italiener und Engländer haben versucht, Handelshäuser in den Dardanellen zu errichten; aber es ist nie gelungen. Sie haben wahrscheinlich nicht bemerkt, daß die Kaufleute zu Konstantinopel, wo die Consumtion so beträchtlich ist, sowohl die Artikel, welche die Städte am Hellespont bedürfen, als auch die Waaren zum Verkauf, leicht herbey schaffen können. Die jüdischen, griechischen und armenischen Kaufleute, durch deren Hände auf jedem Fall, alles geht, sind sehr darauf bedacht, die Verbindungen mit den Handelshäusern in Constantinopel zu unterhalten, deren Waaren sie für besser, und die Zahlung für sicherer halten.

Die Ausfuhr-Artikel, welche die Städte am Hellespont liefern, sind folgende:

Zwey bis dreyhundert Ballen Seide von verschiedner Güte.

Zweyhundert Centner grobes Baumwollengarn.

Eine beträchtliche Menge grober baumwollner Zeuge.
Drey bis vierhundert Ballen grobe Wolle.
Sehr viel Saffian, welcher in den Dardanellen und Gallipoli bereitet wird.
Drey bis vierhundert Centner Galläpfel.
Eine noch beträchtlichere Menge Knoppern.
Zwölf bis funfzehn tausend Hasenfelle.
Eine geringe Quantität Färberröthe.

Malta und die Dardanellen liefern etwas Wein für die Hauptstadt, und verkaufen auch etwas davon an die Schiffe, welche in ihren Häfen ankern. Diese finden zu jeder Zeit in den Dardanellen Zwieback, frisches Brot, Geflügel, Eyer, Gemüse und andern Vorrath, dessen sie auf ihrer Reise bedürfen.

Man verfertigt in den Dardanellen sehr viel grobe Töpferwaaren, die größtentheils nach Konstantinopel gehen. Da sie von sehr guter Beschaffenheit sind, und die Glasur gut hält: so ist es desto auffallender, daß die Blumen und andere Zierathen sich größtentheils mit der Zeit verwischen, und also nicht mit der Glasur zusammenhängen.

Die Republik Venedig war ehedem die einzige Macht, welche einen Consul in den Dardanellen unterhielt. Frankreich, England, Deutschland, Rußland und die übrigen Seemächte hatten bloß eingeborne Agenten, Juden oder Griechen, welche die Verrichtungen eines Consuls, wenn auch nicht klug oder treu, doch wenigstens mit dem größten Eifer übernahmen, und vermittelst eines Dollmetschers sich unter den unmittelbaren Schutz eines Gesandten begaben, wodurch sie alle Gerechtsame der Europäer genossen. Aber seit einigen Jahren hat die französische Regierung ein Vice-Consulat daselbst errichtet; indem sie hoffte, daß ein Beamter von ihrer Nation die hier ankernden Schiffe wirksamer beschützen,

und die Kriegsschiffe, welche bey den weißen Flecken ankern, besser unterstützen könnte, so wie auch, daß ihn seine Lage in den Stand setze, dem Gesandten alle erforderlichen Nachrichten mitzutheilen.

Die Kriegsschiffe der freundschaftlichen Mächte können ohne Hinderniß in den Kanal fahren, und bey den weißen Flecken, oder der Barbierspitze, ankern, aber die Dardanellen können sie nur auf besondere Erlaubniß des Großherrn vorbeysegeln. Kauffartheyschiffe können gerade durchfahren, und in Constantinopel oder irgend einem Hafen des Propontis anlegen; aber auf der Rückkehr müssen sie bey Nagara oder den Dardanellen anhalten, um sich visitiren zu lassen. Gewöhnlich werden sie den Tag nach ihrer Ankunft durchsucht, um zu sehen, ob alle Abgaben in der Hauptstadt entrichtet, ob keine verbothene Waaren geladen sind, und ob entlaufene Sklaven oder ungläubige (d. h. nicht muselmännische) Unterthanen, welche ihr Vaterland verlassen wollen, sich am Bord befinden.

Dritter Abschnitt.

Excursion nach Troas. Beschreibung dieses Landes. Bevölkerung. Produkte. Eichenarten, welche Galläpfel und Knoppern liefern.

Nachdem wir, mit dem Senkbley in der Hand, fast alle Küsten des Hellesponts untersucht und an mehreren Gegenden das Innere des Landes, seiner Produkte we-

gen, durchstrichen hatten, eilten wir nach Troas, um unsere Blicke auf die Orte zu wenden, welche der Geist der Griechen und Römer so verherrlicht hat. Wir verließen den 29sten Januar die Dardanellen auf einem türkischen Fahrzeuge, und kamen in zwey Stunden vor dem ersten Schloß in Asien an. Wir ließen sogleich unser Gepäck und Vorrath nach dem griechischen Dorfe auf dem Vorgebirge Sigeum bringen, wo wir mit mehr Ruhe und Leichtigkeit unsere Beobachtungen, fern von den argwöhnischen Blicken der Türken, anzustellen hofften.

Wir wurden sehr angenehm überrascht, als wir Troas, mit der Iliade in der einen und Le Chevaliers Charte in der andern Hand, durchstrichen, die größte Uebereinstimmung mit Homers Gemählden zu finden. Man trifft zwar fast keine Spur von den Städten an, welche in dieser Gegend lagen, die Bewohner selbst sind verschwunden; aber der Lauf des Simois und des Scamander hat sich nicht verändert. Am Ufer dieses letztern sieht man noch die Sümpfe, welche Homer erwähnt: die Zeit hat die Erdhügel nicht zerstören können, unter denen die Asche der Helden ruht, deren Namen bis zu uns gelangt sind: das Meer hat keine merkliche Veränderung an der Küste hervorgebracht; das Land ist noch immer fruchtbar, und im Stande, eine Menge Bewohner zu ernähren, und noch ist der Ida und alle Berge östlich von Troas, mit Fichten und Eichen bedeckt.

Einige Gelehrte haben beweisen wollen, daß der Krieg, welchen Homer beschreibt, sich nicht zugetragen, daß Troja nie existirt habe, und die ganze Iliade ein Roman sey. Der Gegenstand unsrer Beobachtungen war keinesweges um zu erforschen: ob dieser lange und grausame Krieg, den alle griechische Fürsten mit den Tro-

fahrten um eine geraubte Prinzessin führten, wo von beyden Seiten so viele Krieger und Helden fielen, und an dem alle Götter des Olymps so lebhaft Theil nahmen, eine dichterische Fabel oder eine historische Begebenheit gewesen sey. Die Täuschung, welche die Schriften des Vaters der Dichtkunst bey uns hervor brachte, war zu angenehm, als daß wir sie durch scharfsinnige Bemerkungen hätten zerstören sollen.

Es machte uns so viel Vergnügen, das Lager der Griechen zu messen, den Ort in ihrer Landung zu sehen, die Ufer des Simois und Scamander, der Zeugen so großer Thaten, zu verfolgen, den Feigenhügel, den Gegenstand von Andromaches Unruhe zu suchen, die Spuren von Ilion und Pergamos aufzufinden, und die Hügel, unter denen griechische und trojanische Helden ruhen, zu betrachten, daß wir damahls jedem das Ohr verschlossen hätten, welcher uns beweisen wollte, daß keiner dieser Oerter den Reitz der Erinnerung gewähren könne.

Allein, welche Meinung man auch über den trojanischen Krieg und die Existenz von Troja annehmen mag: so kann man seit Le Chevaliers interessanter Reise nach Troas und seinen vortrefflichen Bemerkungen über den Homer nicht daran zweifeln, der Dichter der Iliade habe die genaueste Kenntniß dieser Gegend gehabt, die an seinen Aufenthalt grenzte, und daß er sie vor der Anlage seines Werks durchwanderte. In diesem Fall gewährt Troas und die Iliade allen Reitz der Wahrheit.

Die Dardanellen sind von dem ersten Schloß in Asien, Kaum-kalessi, vier Meilen entfernt; von hier ist es eine halbe Meile bis zum Vorgebirge Sigeum, auf welchem das Dorf Jenitscher-keui liegt. Das Erdreich erhebt sich von hier an, und man trifft zwey Grabhügel,

welche man für die des Achilles und Patrocius hält. Die Stadt, hinter dem Schloß am linken Ufer des Simois, liegt auf einer sandigen Ebene, und ist weder so groß noch so bevölkert, als die Dardanellen. Die Luft ist auch nicht so gesund, wegen der Sümpfe am gegenseitigen Ufer, deren faule Dünste im Sommer durch den unausgesetzten Nord-Nord-Ostwind auf die Stadt geführt werden. Die Sümpfe in der Ebene, südlich von der Stadt, tragen auch dazu bey; gegen den Herbst, wenn der Südwind wehr, Fieber zu verurachen. Der erste Morast, welcher ehedem Palus-stoma hieß, wird durch das Meerwasser hervorgebracht, der letzte durch das Gewässer des Scamanders, welches sich über die flachen Ufern verbreitet.

Neben dem ersten Sumpf ist ein kleiner Meerbusen, welchen man für den hält, wo die Griechen bey der Belagerung von Troja landeten; die Türken nennen ihn Kramlik-limani.

Der Thymbirius entspringt nordwestlich vom Ida, durchläuft eine fruchtbare, fast ganz bebauete Ebene, und ergießt sich nahe am Meere, in den Simois. Wenn man diesem Bach, welcher von Osten nach Westen fließt, nachgeht, so trifft man nahe bey seinem linken Ufer, den Ort, welchen Constantin gewählt hatte, um die Hauptstadt des orientalischen Reichs zu bauen, und noch eine halbe Stunde weiter sieht man am rechten Ufer ein kleines Dorf, Halélí-keui genannt, in dessen Nähe, gegen Nordosten die Ruinen eines Tempels liegen, welchen man für den des Apollo Thymbraeus hält. Eine kleine Meile weiter hin liegt, gleichfalls dicht am Bache, das Dorf Thumbrek-keui, welches wahrscheinlich auf den Ruinen von Thymbra, einer alten Stadt in der Nähe von Dardanus, gebauet ist.

In der Ebene von Thymbra traf, nach einigen Schriftstellern, den Achilles der tödtliche Pfeil, welchen Paris nach ihm warf.

Wir überlassen den Alterthumskennern, auszumachen, ob die Stadt und Ebene ihren Namen von dem Saturey, einer wohlriechenden Pflanze, welche auf Griechisch Thymbra heißt, oder nach dem Thymbrios, einem Freunde des Dardanus, welcher jene Stadt erbauete, erhalten hat, und bemerken bloß, daß der Saturey (satureja) in dieser Ebene und auf allen benachbarten Hügeln sehr häufig wächst.

Als wir dieses Dorf verließen, wandten wir uns gegen Süden, indem wir die erste Kette des Ida links liegen ließen. Nachdem wir zwey Stunden über eine unebene, bergige, fast ganz unbebauete Gegend gegangen waren, kamen wir zu einem andern Dorfe, Namens Alch-keui: der Simois fließt eine Viertelmeile davon. Wir begegneten mehreren Heerden Schafe mit Fettschwänzen, und fragten die Schäfer, ob es auf den benachbarten Gebirgen keine wilden Thiere, als: Hyänen, Unzen, Wölfe und Schakale gäbe, welche ihre Heerden anfielen: sie versicherten, daß dieses selten geschähe, indem sie gute Wache hielten. Wir erfuhren, daß sich auf diesen Bergen Bären, Eber und Schakale aufhielten, aber wir konnten uns nie verständlich machen, wenn wir von der Hyäne und Unze sprachen, welche wir in Syrien, Egypten und Persien so häufig antrafen. Es scheint auch, als ob sich wenige Wölfe in dieser Gegend aufhielten, aber desto mehr Schakale welche bekanntlich nicht sehr reißend, und nicht viel stärker als ein Fuchs sind. Der Schakal ist dem Vieh nur gefährlich, wenn er in zahlreiche Heerden kommt.

Mitten im Frühling, wenn die grüne Bekleidung der Ebenen vor den heißen Sonnenstrahlen verschwindet, suchen die Schäfer dieser Gegenden, wie die im mittäglichen Frankreich und Spanien, in den Thälern und Bergen des Innern, Weiden, welche die Kühle und Feuchtigkeit in dieser Jahreszeit dort unterhält. Erst, wenn die ersten Herbstregengüsse die Vegetation wieder beleben, kehren sie in die Nachbarschaft des Meeres zurück.

Der Simois entspringt auf der Südwestseite des Cotylus, er läuft fast gerade nach Westen, durchströmt einen Strich von zwölf bis funfzehn Meilen, nimmt den Andrius bey Ine-keui und einige andere Bäche auf, und ergießt sich, eine halbe Meile nordöstlich von dem Vorgebirge Sigeum, in den Hellespont. Er ist nicht beträchtlich genug, um den Namen eines Flusses zu verdienen; sondern ist mehr ein Waldstrom, den die Regengüsse im Winter und Frühling, und das schnelle Schmelzen des Schnees, der zuweilen im Januar und Februar auf den Ida und Cotylus fällt, anschwellen. Sein Bett ist groß genug, aber selten enthält er hinlängliches Wasser; und im Sommer ist er beynahe trocken, seit dem ein Pacha den Scamander in das Aegeische Meer geleitet hat.

Der Scamander entspringt, am Ende der trojanischen Ebene, aus fünf bis sechs Quellen, wovon sich eine durch ihr etwas laues Wasser auszeichnete. Nachdem er sechs bis sieben Meilen durchflossen hat, ergießt er sich in den Simois, eine Meile vom Meere. Er zeigt keine merkliche Veränderung in seinem Bette, seine Ufer sind fast zu allen Jahreszeiten mit Blumen bedeckt, und an mehrern Gegenden so niedrig, daß das Wasser Sümpfe verursacht, in denen Schilf, Binsen und Sumpfpflanzen wachsen. In der Regenzeit ist der Scamander

kleiner als der Simois, aber dafür hat er fast immer dieselbe Menge Wasser, welches Fruchtbarkeit in seine Ebene bringt.

Ich habe dem Simois seinen Namen bis zur Mündung gelassen, obgleich alle Alten ihm denselben nach seiner Vereinigung mit dem Scamander genommen haben; aber der Simois hat nicht allein ein weit größeres Bett, und einen längern Lauf als jener, sondern der Scamander läuft auch heutiges Tages anders. Da der Capudan-Pacha Hassan, unter der Regierung des Abdulhamid, einige Mühlen bauen, und seine Ländereyen am Cap von Troja bewässern wollte, ließ er einen Canal, westlich vom Dorf Erkessi-keui, graben, und leitete den Scamandar hinein: er ergießt sich seitdem in das Aegeische Meer, eine halbe Meile südlich vom Cap Troja.

Die Küste ist niedrig und sumpfig an der neuen Mündung des Scamanders. Sie erhebt sich unmerklich vom Cap bis zum Dorfe Jeni-keui, und ist steil beym Vorgebirge Sigeum. Man geht auf einer erhabenen Bühne, wo man, ohne Hinderniß, die ganze Gegend übersehen kann: im Grunde sieht man den Hügel, worauf das alte Troja lag; daneben den Ida, in Gestalt eines Amphitheaters. Nördlich erblickt man den Hellespont und den Thracischen Chersones westlich auf das Aegeische Meer mit einigen seiner Inseln, Tenedos zeichnet sich durch seinen pyramidalischen Berg, durch seine, mit Reben bedeckten, Hügel und Felder aus. Die kleine Kaninchen-Insel hat nie die Aufmerksamkeit der Geographen und Geschichtschreiber erregt. Man unterscheidet undeutlich das vulkanische Lemnos, wo, nach der Fabellehre, Vulkanus seine Werkstätte hatte. Nordwestlich fließen die hohen Inseln, Imbros und Samothrace, mit dem festen Lande zusammen.

Jenitscher-keui, welches auf den Ruinen von Sigeum erbaut ist, zeigt noch einige Spuren der alten Stadt. Die Neugierigen bewundern einen Marmorblock, von acht bis neun Fuß Länge, neben einer Kirchthüre; er hat eine griechische Inschrift, welche fast ganz verloschen und bustrophedon geschrieben ist, d. h. die erste Linie läuft von der Linken zur Rechten, die zweyte kommt von der Rechten zur Linken zurück, und so bis zu Ende.

An der andern Seite der Thür sieht man ein ziemlich gut gearbeitetes Basrelief von Marmor: es stellt eine sitzende Frau vor, welcher andere Weiber eingewickelte Kinder darzubieten scheinen; hinter diesen sieht man eine andere Frau, welche eine Schachtel in einer und eine Vase in der andern Hand trägt. Der Graf Choiseul, Gesandter zu Constantinopel, verlangte diese beyden Marmorblöcke wegnehmen zu dürfen, und erhielt auch von der Pforte die Erlaubniß; da er aber die Hindernisse, welche ihm die Eingebornen entgegensetzten, nicht überwinden konnte, begnügte er sich, das letztere abzeichnen zu lassen.

Nördlich vom Dorfe liegen zehn bis zwölf Windmühlen, welche den Matrosen zum Zeichen dienen: eine halbe Meile weiter südlich richten sie sich nach dem Grabmal des Antilochus, welches auf der oben erwähnten erhabenen Stelle der Küste liegt. Antilochus, der Sohn des weisen Nestor kam bey der Belagerung von Troja um, indem er den Hieb, den Memnon nach seinem Vater that, abwenden wollte. Eine Meile weiter südwärts nach dem Cap von Troja, findet man das Grabmal des Peneleus, eines Anführers der Thebaner: das Grab des Aësiëtes ist eine Meile vom Meer, östlich von der neuen Mündung des Scamanders. Auf dem Gipfel dieses Grabmals wagte Polites, der Sohn des Pria-

mus, die Bewegungen der Griechen auszuspähen; indem er sich auf die Schnelligkeit seiner Füße verließ. Dieses Grabmal ist zwey Meilen von Troja entfernt, und drey bis zu der Stelle am Hellespont, wo die Griechen landeten.

Indem wir an dem Scamander hinaufgehen wollten, kamen wir mehrmahls in Sümpfe, aus denen wir uns mit Schwierigkeit heraus wanden, und wir waren genöthigt, den Weg zu nehmen, welcher nach Bunarbaschi führt; eine Viertelmeile rechts lag das Dorf Bos-keui. Am Ende der Ebene entsprang die erste Quelle des Scamanders: der Erineos, oder Hügel der wilden Feigen, lag auf der andern Seite. Wir glaubten die Ueberreste einer alten Mauer am Hügel zu bemerken; aber das, was wir für ein Gemäuer hielten, war bloß der Kalkfelsen selbst, der durch einen steinigen, rothen, festen Kitt zusammenhing.

Am Wege fanden wir mehrere Quellen; wir suchten vorzüglich die, welche Homer erwähnt, auch im Winter heiß ist und raucht: sie ist die nächste am Dorfe, die ein Bassin von Marmor und Granit hat. Wir steckten die Hand, im Märzmonate, hinein, da wir mit Ferregeau, Pampelone und andern Franzosen das Land noch einmahl durchreisen wollten. Wir fanden damahls das Wasser nur ein wenig lau; aber im Winter war es so, wie es Homer beschreibt: sehr warm, geschmacklos, und ohne merklichen Niederschlag. Nachdem es einige Gärten gewässert, und ein kothiges Land durchflossen hatte, wo Weiden, Ulmen, Binsen und Schilf wuchsen, vereinigten sich alle Quellen in ein gemeinschaftliches Bett, dessen Breite zwölf, funfzehn bis höchstens zwanzig Fuß betrug, und zwey bis drey in der Tiefe hatte. Dies ist der berühmte Scamander, den ich erwähnt habe.

Bunar-Baschi liegt nordöstlich von der lauen Quelle, auf einem sanft abhängigen Erdreich: dieses Dorf hat, ungeachtet des Ueberflusses seiner Weiden und seiner fruchtbaren Lage, höchstens zweyhundert Einwohner. Wir eilten, den Hügel zu besteigen, worauf, nach Homer, das alte Troja erbaut war; schon hatten wir auf einem steinigen Grunde zwey Grabhügel gefunden, ohne eine Spur von der alten Stadt zu entdecken, und kamen auf eine erhabene Gegend, neben welcher der Simois floß. Nahe vor uns hatten wir die erste Bergkette des Ida: vor uns floß in einem engen und fruchtbaren Thale der Simois zwischen Kalkbergen, und wir sahen nördlich den Hellespont bis zum Vorgebirge Sigeum; so wie westlich die ganze Ebene. Wir verfolgten den Lauf beyder Flüsse, und unterschieden die Grabhügel des Aësietes und Antilochus; wir waren, mit einem Wort, auf der Citadelle und dem Schloß des Priamus, und suchten noch Troja. Nach einer genauen Forschung entdeckten wir einige, kaum bemerkbare, Spuren von Mauern und Scherben: aber man muß gestehen, daß wir ohne die Iliade nicht die geringste Spur der berühmten Stadt gefunden hätten, welche zehn Jahre hindurch der vereinten Macht von ganz Griechenland widerstand.

Le Chevalier glaubt, daß die Stadt den ganzen Raum zwischen Bunar-Baschi und dem Abhange, an dessen Fuße sich der Simois schlängelt, einnahm: er setzt die Citadelle zwischen diesem Abhange und dem Scaeischen Thore, oder dem östlichen Thor des Dorfes; er bezeichnet den unbebaueten Hügel gegen Südwesten, auf welchen man noch wilde Feigen und Mandeln trifft, als den Erineos, oder den Feigenhügel, und seine Beweise sind nicht zu widerlegen, wenn der Scaman-

der unter der Stadt entſprang, und Troja am Simois lag.

Eine halbe Meile gegen Süden ſieht man einen waldigen Berg, den die Türken Kara-daag nennen: hinter dieſem Berge liegt Jne-keui, ein kleines Dorf an dem Bache, welchen man für den Andrius der Alten hält; eine Meile weiter ſieht man Eski-Skuptſchu, welches Le Chevalier für das alte Scepſis hält.

Dieſe Vermuthung ſcheint uns nicht unwahrſcheinlich; denn das türkiſche Wort Skuptſchu hat nicht allein viel Aehnlichkeit mit dem griechiſchen Scepſis, und dieſes lag, nach Strabo, an der höchſten Stelle des Ida, oder gegen Oſten; ſondern derſelbe Schriftſteller erwähnt noch eine andere Stadt auch unter dem Nahmen Scepſis, vierzig Stadien von der erſtern, und dies trifft ganz genau mit der wirklichen Lage von Skuptſchu überein.

Dieſe Stadt war das Vaterland von Demetrius, dem Grammatiker, und mehrern berühmten Männern. Sie hatte mehrere Bücherſammlungen, und war wegen ihrer vortrefflichen Weiden bekannt. Artaxerxes, der König von Perſien, beſchenkte den Themiſtocles mit Scepſis, wegen ſeiner Kleiderfabriken, Lampſacus wegen des Weins, Magneſia am Meander wegen des Brodts, und Myontes wegen ſeines Fleiſches.

Hinter dem Andrius kommt man in ein ſehr fruchtbares Thal, in deſſen Mitte der Simois fließt. In dieſem Thal, welches vier bis fünf Meilen lang, und höchſtens anderthalb breit iſt, liegt gegen Oſten das Dorf Baira-Mitſche, welches faſt ganz von Türken bewohnt wird.

Der Cotylus, welcher drey Meilen hinter dieſem Dorfe liegt, iſt das höchſte von allen Gebirgen gegen

Osten von Troas. Seine Höhe über der Meeresfläche beträgt beynahe 775 Toisen.

Nach der Anzahl der Dörfer, welche die Landcharte dieses schönen und fruchtbaren Landes angiebt, sollte man glauben, daß dieses Land sehr bevölkert sey; aber wenn man bedenkt, daß keiner dieser Flecken über 300 Einwohner hat, (ausgenommen Bairamitsche, welches über 600 zählt) so wird man sich nicht wundern, wenn ich die ganze Volksmenge in dieser Gegend nicht über 7 bis 8000 anschlage: ich nehme nicht einmahl bey dieser Schätzung das erste Schloß von Asien aus, welches allein ein Drittel dieser Zahl enthält.

Die Bewohner von Troas sind nicht sehr betriebsam; sie begnügen sich damit etwas Korn, Gerste, Baumwolle und Sesam zu ihrem Bedürfniß zu bauen, einige Heerden zu ziehen, und auf den benachbarten Bergen Galläpfel und Knoppern zu sammeln.

Die Eiche, welche diese Galläpfel liefert, ist dem Botaniker nicht bekannt. Sie ist in ganz Klein-Asien von Bosphorus bis Syrien, von den Küsten Archipelagus bis zu den Grenzen von Persien verbreitet. Ihr Stamm ist krumm; sie erreicht selten die Höhe von sechs Fuß, und zeigt sich häufiger unter der Gestalt eines Busches als unter der Gestalt eines Baums.

Die Blätter sind klebrigt, auf beyden Seiten hellgrün, und sitzen an einem kurzen Stiel: sie sind gezähnt, und jeder Zahn ziemlich spitz. Sie fallen jährlich gegen das Ende des Herbstes ab. Die Eichel ist länglich glatt, und zwey bis dreymahl so lang als der Kelch: diese sitzt fest, ist mit kurzer Wolle bedeckt, und mit Schuppen befestigt (Quercus infectoria foliis ovato-oblongis, sinuato-dentatis, glaberimis, deciduis; fructibus, sessilibus longissimis.)

Der Gallapfel ist hart, holzig und schwer. Er wächst auf den Stielen der kleinsten Zweige, und erreicht vier bis zwölf Linien im Durchmesser. Gewöhnlich ist er rund, und voll Unebenheiten, die zum Theil spitz zulaufen.

Dieser Gallapfel wird höher geschätzt, wenn er vor seiner Reife, oder vor der Entfernung des Insektes, das ihn hervorgebracht hat, gesammelt wird. Die Galläpfel, welche durchbohrt sind, oder aus denen das Thier heraus gekrochen ist, sind leichter und von hellerer Farbe.

Die Einwohner des Morgenlandes wenden viel Aufmerksamkeit darauf, die Galläpfel gerade zur günstigsten Zeit zu sammeln, d. h. dann, wenn dieser Auswuchs am größten und schwersten ist. Wenn sie mit der Einsammlung zögern wollten, so würde die Larve, welche im Innern lebt, sich verwandeln, die Frucht durchbohren, und unter der Gestalt eines geflügelten Insekts erscheinen. Der Gallapfel würde vertrocknen, wenn er die Säfte, die zum Wachsthum des Thieres nöthig sind, verlieren sollte, und seine Brauchbarkeit zu färben einbüßen.

Die Agas sorgen dafür, daß die Bauern im Julius die mit Eichen bedeckten Berge und Hügel durchstreichen; es ist nähmlich ihr Vortheil, wenn die Galläpfel von guter Beschaffenheit sind, weil sie eine Abgabe davon erhalten. Die ersten Galläpfel werden abgesondert: sie heißen im Orient Jerli, und im Handel grüne oder schwarze Galläpfel; die, welche bey der ersten Einsammlung übergangen sind, und die etwas später gesammelt werden, heißen weiße Galläpfel, und sind von weit schlechterer Beschaffenheit.

Die Galläpfel aus der Gegend von Mossul und Tocat, und überhaupt aus der östlichen Gegend der

Türkey, sind weniger geschätzt, als die von Aleppo, Smirna, Magnesia, Karahissar, Diarbekir, und im Innern von Anatolien. Von den erstern kostet in Smirna und Aleppo der Centner zwey bis drey Piaster weniger, als die letztern.

Man versäumt fast überall, die Eicheln aufzulesen, welche den Schweinen und Ziegen zur Fütterung dienen. Diese tragen viel dazu bey, die Eichen zu verkrüppeln, indem sie außer den Früchten auch die Blätter und jungen Zweige abnagen. Die Diplolepis, welche die Galläpfel verursacht, hat einen gelben Leib, dunkle Fühlhörner und einen glänzend braunen Rücken. Unter dieser Gestalt findet man sie zuweilen in den undurchbohrten Galläpfeln (diplolepis gallae tinctoriae).

Auf derselben Eiche findet man eine Menge andre Auswüchse, welche, weil sie nicht zum Färben dienen, nicht gesammelt werden. Er zeichnet sich durch seine Größe aus, ist schwammig, leicht, braunroth, und an der dicksten Stelle mit Höckern besetzt. Eben derselbe unterscheidet sich, wie man sieht, von der Taußeiche und dem Insekt, welches die Auswüchse hervorbringt. Bey dieser ist es eine Diplolepis von schwarzgelber Farbe mit bräunlichen Fühlhörnern und Füßen.

Die Eiche, welche die Knoppern liefert, wird von den Griechen Velani (von βαλανος) und von den Botanikern Quercus aegylops genannt. Sie wächst auf der Westküste von Anatolien, auf den Inseln des Archipelagus, Corfu, Cephalonien und ganz Griechenland. Sie ist kaum so groß, wie unsere Zirneichen: das Holz wird nicht so geschätzt, und man benutzt es höchstens zu Tischlerarbeit. Die Blätter sind hellgrün, und unten etwas gewunden; ihre Gestalt ist länglich rund, mit spitzen Zacken. Die Eichel ist dick, kurz, und an

der Spitze etwas eingedrückt. Der Kelch ist sehr groß, und mit langen Blättchen besetzt.

Diese Kelche benutzen die Morgenländer, Italiener und Engländer eben so, wie die Galläpfel zum Färben. Die Franzosen führen sie nur nach Marseille, um sie weiter nach Genua oder Livorno zu senden. In unsern Färbereyen hat man sich ihrer bisher noch nicht bedient.

Troas liefert wenig Wein; obgleich die Berge und Hügel sehr dazu geeignet sind. Die Trauben benutzt man zu Weinbeermuß, welches auf türkisch Petmés heißt, wovon die Orientalen das ganze Jahr über sehr viel verzehren. Sie gebrauchen es bey ihren Ragouts, und anstatt Honig oder Zucker zu ihren leckersten Gerichten, und mit Sesam machen sie eine Art gebacknes daraus, welches man auch in Europa nicht verschmähen würde. Ich habe es in Constantinopel, den Dardanellen und den meisten türkischen Städten häufig gesehen. Man mischt diese beyden Substanzen in Kesseln an mäßigem Feuer, und rührt sie mit einem hölzernen Löffel um, bis die Mischung sich zu einem dicken Teig vereinigt. Man gießt diesen über große Marmor- oder Kupferplatten, und erhält, nach der Abkühlung, Kuchen von anderthalb Zoll Dicke. Im Einzelnen wird das Pfund für fünf bis sechs Sous verkauft.

Im Winter wimmeln die Sümpfe und Flüsse von Troas von einer ungeheuern Menge Enten, Reiher, Schnepfen, Regenpfeifer und andern Wasservögeln. Wir sahen auch viele wilde Schwäne, Pupinen (macreuses) und Wasserhühner. Die Seeschwalben und Meven halten sich gewöhnlich am Canal auf.

Im May sammelten wir eine ansehnliche Menge Pflanzen und Insekten: wir erstaunten dabey über die große Anzahl von Schlangen, die wir antrafen. Da

das Gras hoch und buschigt war, gingen wir mit vieler Vorsicht, weil wir befürchteten, daß diese Amphibien giftig seyn könnten. Wahrscheinlich war es die Zeit ihrer Begattung; denn wir fanden stets zwey und zwey beysammen; ohngeachtet ihrer Dicke, ihres Zischens und ihrer funkelnden Augen, welche Virgil erwähnt. Diese flohen bey unserer Annäherung, und schienen keinesweges geneigt zu seyn, uns zu überfallen und uns den Tod des Laocoon und seiner Söhne zu verursachen.

Vierter Abschnitt.

Bemerkungen über Alexandria-Troas und die umliegenden Gegenden. Ankunft zu Tenedos; Beschreibung dieser Insel. Produkte und Sitten der Bewohner.

Wenn auch gleich Troja keine Spuren seiner Existenz mehr zeigt, wenn Priamus-Burg, die Citadelle, die Tempel und Stadtmauern bis auf den Grund zerstört, wenn die Ruinen einer so beträchtlichen Stadt auch gänzlich verschwunden sind: so ist doch an der Stadt, welche nach vielen Jahrhunderten Troja ersetzen sollte, ob sie gleich zerstört ist, noch der alte Glanz sichtbar. Man sieht an der Länge ihrer Mauern ihre Größe, und an den Ruinen ihre Pracht: die ungeheure Menge zerbrochner Säulen, Capitäle und Gesimse, die man zerstreuet findet, zeugen von dem Luxus und dem Reichthum der Einwohner.

Sechs Meilen südlich, vom Vorgebirge Sigeum, trifft man auf die Ueberbleibsel der Stadt, welche Alexander zum Gedächtniß Trojens erbauen ließ. Antigonus, einer seiner Generale, dem nach Alexanders Tode Klein-Asien zu Theil wurde, gründete sie zu gleicher Zeit, als er Smirna wieder bauete, und die unter den Lydiern zerstreuten Einwohner sammelte. Antigonus gab seiner erbaueten Stadt seinen Namen; aber Lysimachus, der sie nach ihm besaß, nannte sie nach dem Eroberer, welcher zuerst den Plan dazu entwarf; er verschönerte und erweiterte sie. Nachdem sie in die Hände der Römer gefallen war, wurde sie unter August eine der schönsten Städte des Orients. Unter dem Hadrian ließ Herodes Atticus, Statthalter der freyen Städte in Asien, eine prächtige Wasserleitung bauen, von der man noch einige Ueberreste sieht. Wahrscheinlich führte diese Wasserleitung einen Theil des Scamanders nach der Stadt, denn es ist kein andrer Fluß in der Nähe, welcher zu dem Bedürfniß einer großen Stadt reichhaltig genug wäre.

Ich will die Ruinen von Alexandria-Troas nicht beschreiben; man mag hierüber frühere Reisende, als Pocock, Wheeler, Chandler, Le Chevalier und andre nachlesen.

Die Mauern der Stadt, der Häuser, der Tempel und andrer Gebäude waren von einem harten Muschelstein erbaut. Parischer Marmor und von Marmara sind gleichfalls häufig, so wie einige Arten von Granit. Man sieht noch neben dem Hafen zwey große Marmorsäulen, welche die Türken haben einschiffen wollen; sie sind die letzten von denen, welche die Sultane nach und nach zum Bau der Moscheen in Constantinopel, abgeholt haben; die eine ist beym Transport zerbrochen.

Südlich von der Stadt fließt ein unbedeutender Bach, und neben diesem sind zwey heiße Quellen, deren sich die Türken und Griechen dieser Gegend ohne Einsicht und auch fast immer ohne Erfolg bedienen. Im Frühling nämlich kommen sie zu ganzen Schaaren von Tenedos und Troas, um sich darin zu baden; theils um künftigen Krankheiten vorzubauen, theils um sich von schweren Uebeln zu heilen, vorzüglich empfiehlt man sie bey Hautkrankheiten, Aussatz und venerischen Uebeln.

Der Hafen ist sehr eng, und der Eingang fast ganz durch den Sand verstopft, welchen der Strom des Hellesponts, und das Wogen des Meers nach und nach an die Küste von Troas gespült haben. Jetzt würde dieser Hafen zu einem, nur einigermaßen beträchtlichen, Seehandel nicht hinreichen; aber in einer Zeit, wo der Handel beschränkt, und die Schiffe kaum so groß als unsere Kähne waren, auch die Schifffahrt durch keine Jahreszeit gehindert ward, konnte eine kleine Anzahl Schiffe die Ausfuhr einer Ackerbau treibenden Stadt, und die Einfuhr der Artikel des Luxus bestreiten.

Der Hafen bildete eine Art von halbrunden Becken, welches durch eine Landzunge vom Meere getrennt wird; durch das Vorgebirge Tuzelli und eine Reihe Felsen an seinem Eingange ist es vor den Nord- und Nordwestwinden gedeckt.

Die Geschichte erwähnt nicht, in welcher Zeit diese Stadt zerstört ward: als die Türken dieses Land einnahmen, existirte sie nicht mehr; denn, nach Leunclavius, ging Solimann, der Sohn des Orchon, ehe er Gallipoli belagerte, lange auf den Ruinen von Troja umher, und bewunderte die zerstörten Mauern und Ueberbleibsel der ungeheuern Gebäude.

Die Gegenden um Alexandria-Troas sind fruchtbare Ebenen, auf denen die Velani-Eiche wild und häu-

sig wächst: sie wird von der trojanischen Ebene durch einige Hügel getrennt. Ein Gebirge, welches auf den Ida folgt, zeigt sich zwey bis drey Meilen östlich, und erstreckt sich gegen Süden: von hier bis zum Cap Baba scheint der Boden uneben und von abwechselnder Fruchtbarkeit zu seyn, im Innern aber bergigt und waldigt. Doch ehe wir uns südlich wenden, wollen wir einen Blick auf das Merkwürdigste und Interessanteste von Tenedos werfen.

Den vierten Februar verließen wir Alexandria-Troas auf einem zerbrechlichen Fahrzeuge, welches wir vom ersten Schloß von Asien hatten kommen lassen, und da das Wetter schön und die Temperatur gelinde war, fuhren wir an der Küste Kum-burnu, oder dem Sand-Cap, mit Vergnügen herunter, und stiegen von Zeit zu Zeit ans Land. Wir fanden auf diesem ganzen Striche nichts Merkwürdiges, und suchten vergeblich Spuren von alten Städten, vorzüglich von Larissa, welches die Geographen hieher setzen. Die Küste ist niedrig und sandig; die Ebene fruchtbar, aber unbebaut, und von dem Bach Sudlu-su bewässert, den zuweilen das Regenwasser im Winter anschwillt: gegen seine Mündung wieder breiter, und bildet einige Sümpfe. Ich bin nicht im Stande, zu bestimmen, wie er ehedem geheißen haben mag. Wir reisten Nachmittags von diesem Vorgebirge ab, und kamen durch Rudern sehr geschwind in den Hafen von Tenedos.

Die Entfernung dieser Insel von der Küste beträgt nur anderthalb Meilen, und fünf bis zum Eingange in den Hellespont. Der Hafen ist klein, und kann nur Kauffahrtheyschiffe fassen: er wird durch einen Damm, welcher mit der Wasserfläche gleich steht, und von einer Landzunge gebildet, auf welcher die Citadelle liegt, welche den Eingang beschützt und die Stadt vor dem Ueber-

fall eines Seeräubers deckt. Die Stadt liegt im Halbkreise in einem Thal und auf einem Hügel. Sie hat fünf bis sechstausend Einwohner, deren Anzahl man nach der Kopfsteuer angeben kann.

Man zählt zu Tenedos eben so viele Türken, als Griechen, die sich fast alle mit dem Ackerbau beschäftigen, nur wenige sind Matrosen, die ersten gehören gröstentheils zur Besatzung der Citadelle.

Es ist hier ein Waiwode oder Statthalter, ein Aga oder Befehlshaber der Citadelle unter dem Waiwod, und ein Cadi oder Richter. Die Janitscharen, zwey bis dreyhundert an der Zahl, müssen im Fall eines Angriffs, den Ort vertheidigen, und täglich auf die Wache ziehen, welches aber lange nicht geschehen ist. Man sieht in der Citadelle noch einige venetianische Kanonen ohne Lavetten, welche nur dort zu seyn scheinen, um daran zu erinnern, daß diese Insel vor Ankunft der Türken, jener Handelsnation gehörte.

Diese wenig bevölkerte und schlecht vertheidigte Insel kam früh unter ottomannische Herrschaft. Während der Minderjährigkeit Mahomed des Vierten, eroberten die Venetianer sie wieder, nachdem der Admiral Mocenigo die türkische Flotte im Jahre 1656 in der Meerenge aufs Haupt geschlagen hatte; als aber der Admiral das Jahr hierauf in einem zweyten Treffen umkam, zog sich die venetianische Flotte zurück, und die Insel fiel von neuem unter die Herrschaft der Türken, welche sie bis jetzt ununterbrochen besessen haben.

Die Stadt wird von einem nicht sehr hohen, pyramidenförmigen Berge bestrichen, welcher durch vulkanische Ausbrüche, von denen man Spuren auf dem ganzen nördlichen Theil der Insel antrifft, gebildet zu seyn scheint. Man findet in der Gegend umher Grag

nit, welcher sich durch kleinere oder größere Stücke krystallisirten Feldspath auszeichnet.

Wenn man aus der Stadt gehet, und sich nach Westen wendet, bleibt dieser Berg rechts liegen, und man kommt in eine sandige, nicht sehr fruchtbare Ebne, welche fast ganz mit Weinstöcken bepflanzt ist. Die Hügel sind größtentheils kahl, dürre und keiner Kultur fähig; südlich von der Stadt bestehen sie aus Kalk, die Felsen sind mehr oder weniger kreidig, und mit Seemuscheln bedeckt. Wir fanden wenige Obstbäume; die Fichte von Aleppo und die Velani-Eiche sind auch nicht sehr häufig. Wir erlegten einige Kaninchen an den Hügeln; aber dieses Wildpret ist hier sehr selten; häufiger trifft man rothe Rebhühner und Hasen. Die Schnepfen und Wachteln ruhen auf ihrer Wanderung mehr in Troas und den übrigen Inseln des Archipelagus.

Tenedos liefert wenig Korn, Früchte und Gemüse; eben so wenig Baumwolle und Sesam. Der Weinstock ist der einzige Reichthum dieses Landes, und seine Behandlung die Hauptbeschäftigung der Einwohner; er gedeihet in dem leichten, sandigen Erdreich der Ebene, und kommt auch am Fuß der Anhöhen gut fort. Die Weinstöcke werden in gleichen Entfernungen, welche nach der Güte des Bodens verschieden sind, neben einander gepflanzt; man gräbt das Land zweymal um, des Winters und im Frühling, beschneidet den Wein vor Ende des Winters, wie bey uns in südlichen Provinzen, und sammelt in der Mitte des Augusts die Früchte; aber dann sind die Trauben schon so reif und süß, daß die Gährung zu langsam vor sich gehen würde, wenn man ihren Saft nicht mit etwas Wasser vermischte. Die Einwohner gießen ein Viertel Wasser zu, wenn die Trauben in die Kufe gelegt werden.

Ohngeachtet dieſe Gewohnheit fehlerhaft iſt, wird der Wein doch feurig und ſehr gut. Wir haben bey einigen reichen Privatperſonen davon getrunken, und würden ihn, wenn man uns nicht anders berichtet hätte, für vortrefflichen Porto-Wein getrunken haben. Er war indeß ſorgfältiger, als der gewöhnliche Handelswein bereitet, und hatte nur ein Sechſtel Waſſer Zuſatz erhalten: ferner war er alt und in Bouteillen aufbewahrt. Wir haben auch bey dem griechiſchen Biſchof vortrefflichen weißen und rothen Muscatwein getrunken, welcher dem beſten Frontignac nichts nachgab. Unter dieſen wird kein Waſſer gemiſcht: man beert die Trauben ab, preßt ſie, ſo ſchnell wie möglich aus, und läßt ſie ohne Treſter gähren. Mitten im Winter füllt man ihn auf Tonnen oder Krüge, von da wird er in irdene gefirnißte Töpfe gegoſſen, die man ſorgfältig zuſtopft.

Die Bereitung des Muskatweins läßt vermuthen, daß man den Wein, eher um ihn zu vermehren, als um Gährung zu befördern, mit Waſſer verſetzt. Die Habſucht veranlaßt die mehreſten Einwohner, das richtige Verhältniß zu überſchreiten; ſie gießen zu viel Waſſer darunter, wodurch der Wein, ehe ſie Gelegenheit haben, ihn zu verkaufen, ſauer wird.

Dieſes Getränk zahlt dem Staate zwey Paras von der Ocke, welche Abgabe von dem Verkäufer erhoben wird. Der Generalpächter dieſer Auflage begiebt ſich unmittelbar nach der Weinleſe in die Häuſer und Niederlagen der Privatperſonen, um die Menge des vorhandenen Weins zu taxiren, und zu beſtimmen, wie viel ſie davon trinken und verkaufen dürfen. Er läßt ſich die Abgabe nach Verhältniß des Verkaufpreiſes bezahlen, und oft fordert er ſie voraus, indem er ſicher iſt,

daß ihn ein eben so ungerechter Waiwode oder Cadi unterstützen werde.

Es werden jährlich über 600,000 Ocken Wein von Tenedos ausgeführt, welche dem Pächter über 30,000 Piaster einbringen. Der Wein geht nach Constantinopel, Smirna und Rußland, man zieht ihn dem Wein von Rodosto und der Insel Thasos vor, welche nordwestlich von Tenedos, ohnfern dem festen Lande, liegen.

Obgleich die Türken Weinberge besitzen, erlauben sie sich doch nicht, den Wein selbst zu bereiten; da die Gesetze sowohl des Staats als auch der Religion es verbieten; sie verkaufen die Trauben an griechische Kaufleute, nachdem sie den Theil, den sie für den Winter zu Weinbeermuß bestimmen, zurückgelegt haben. Es wird auch eine geringe Quantität Branntwein davon ausgeführt, wovon die Ocke vier Paras abzugeben hat.

Das Klima von Tenedos ist noch gelinder, als bey den Dardanellen; starken Frost empfindet man nie. Es friert selten, und die Hitze im Sommer wird durch den Nordostwind gemäßigt, welcher ungesetzt den Tag über weht. Die Häuser haben statt der Dächer Terassen, und obgleich die meisten massiv sind, so vermißt man doch die Zierlichkeit und Dauerhaftigkeit der Häuser von Scios, und der größern Insel des Archipelagus, welche die Genueser oder ehedem Venetianer besaßen.

Den Griechen von Tenedos mangelt jene Fröhlichkeit, welche man bey den Griechen der übrigen Inseln bemerkt; auf den Straßen sind sie stumm und traurig, und wagen es kaum, sich in ihren Häusern zu erholen. Sie vermeiden rauschende Vergnügungen, welche ohne Zweifel die Aufmerksamkeit der Türken erregen, und

ihre Habsucht wecken würden; aber sobald sie ganz sicher sind, überlassen sie sich einer Art von Taumel und Ausgelassenheit. Die Küste von Troja ist oft der Schauplatz ihrer Feste, und der Ort ihrer Vergnügungen: hieher begeben sie sich zur Zeit einer Hochzeit und eines Schmauses, und bringen unter einem Platanus oder einer Eiche den ganzen Tag mit Tanzen, Singen, Essen und Trinken zu.

Der Grieche, bey dem wir wohnten, glaubte, als Agent der Republik, uns vor unserer Abreise ein Gastmahl geben zu müssen, wozu er die vornehmsten Einwohner der Stadt einlud. Eine große Anzahl Frauenspersonen von jedem Alter war zugegen, der Wein wurde nicht gespart, die Musikanten waren zahlreich, und der Tanz, welcher anfangs feyerlich und abgemessen war, wurde, unter den Männern, so wild und lebhaft nachher, daß die Decke zum Theil einfiel; da aber niemand Schaden nahm, ward er in einem andern Zimmer fortgesetzt, und dauerte bis tief in die Nacht. Auf Gesänge der Liebe, folgten bachische Lieder, und diese verwandelten sich nach Ausleerung einer ansehnlichen Menge Flaschen in Gebrüll.

Die Frauen waren zwar lustig, aber nicht ausgelassen; sondern es herrschte unter ihnen der größte Anstand. Ihr Tanz war beständig sittsam, ihr Gesang sanft und angenehm: sie mischten sich nicht unter die Männer, und nahmen weder Theil an ihrer Trunkenheit, noch an ihrer Ausgelassenheit. Die jüngern waren fast alle hübsch. Einige fielen uns durch ihre Schönheit auf; sie konnten an Wuchs und Gesichtszügen den schönsten Mustern des Alterthums an die Seite gestellt werden.

Wir hatten Lust nach Lemnos, Imbros und Samothrace zu fahren, um auf der erstern die vulkanischen

Spuren, worauf die Fabel anzuſpielen ſcheint, und ihre großen Häfen zu ſehen. Die beyden andern, die uns ſchon lange vor Augen lagen, reitzten uns durch ihre waldigen Gebirge, und durch das, was man uns von den griechiſchen Stämmen erzählt, welche ſie bewohnen. Da wir aber kein, nach dieſer Inſel beſtimmtes, Fahrzeug in dem Hafen von Tenedos fanden, und uns mitten im Winter keiner Caique anvertrauen mochten, beſchloſſen wir, ein großes bedecktes Fahrzeug, welches nach Mitylene ſegelte, zu benutzen.

Fünfter Abſchnitt.

Ankunft zu Lesbos. Beſchreibung dieſer Inſel, Bevölkerung und Handel.

Wir verließen Tenedos am 24ſten Februar, um acht Uhr Morgens, unter einem ſanften Nordwinde, und fuhren an der Küſte von Aſien herunter, ſo, daß wir uns gegen Mittag dem Cap Baba, ehedem Lectys, gegenüber befanden. Unſer Schiffscapitain würde uns vergönnt haben, bey der Stadt öſtlich vom Cap auszuſteigen, wenn er nicht befürchtet hätte, er möchte vor Nachts den Hafen Petra nicht erreichen; er willigte indeſſen ein, einige Zeit hindurch längs der Küſte, welche wir beobachten wollten, hinzufahren.

Die Stadt liegt am Ufer auf einem abhängigen Boden und hat einen kleinen Hafen für Kähne: die Schiffe, welche widrigen Nordwind haben, ankern zu wollen zwey bis drey Taulängen vom Hafen, bis der Wind ſich umſetzt. Es lagen eben zwey Schiffe, ein

Vene-

Venetianiſches und ein Raguſaniſches, hier, welche ſeit vierzehn Tagen an der Spitze des Caps den Südwind erwarteten, um durch den Helleſpont nach Conſtantinopel gelangen zu können.

Baba ſchien eine ſehr kleine Stadt zu ſeyn; ſie iſt in der Türkey wegen der Säbel und Meſſer, welche hier für den Orient verfertigt werden, ſehr berühmt. Man ſagte uns, daß ſie halb von Türken und halb von Griechen bewohnt würde: der Boden iſt ziemlich fruchtbar, und liefert dieſelben Produkte, als Troas.

Die Küſte hatte vom Cap bis zu dem Ort, wo wir ſie verließen, oder zwey bis drey Meilen weit, ein vulkaniſches Anſehen: ſie iſt hoch, ſteil und röthlich von Farbe. Das Innere des Landes iſt bergig und mit Wald bewachſen. Als wir uns von der Küſte entfernten, bemerkten wir bebaute Stellen und Boden, welche Bewohner der Ruinen von Aſſos und der umliegenden Gegenden anzeigten.

Nach Sonnenuntergang eilten wir, nach Petra zu kommen, wo wir auch vor dem Anbruch der Nacht die Anker auswerfen konnten. Dieſer Hafen oder vielmehr dieſe Rhede liegt auf der Nordſeite von Lesbos; ſie iſt an der Nordweſtſeite offen, weswegen das Meer unruhig war. Die Schiffe können indeß vor allen Winden ſicher darinn liegen, weil die Wellen ſich beym Eingange an einigen Klippen brechen, und weil die Küſte von Aſien, welche nur zwey bis drey Meilen entfernt liegt, die ſtarke Bewegung des Canals durch Nord- und Nordweſtwinde verhindert.

Es befanden ſich zwey Janitſcharen an Bord, welche uns ein reicher Türke auf Tenedos empfohlen hatte. Dieſe landeten zu Petra, in der Abſicht, zu Lande nach Mitylene zu gehen, da ſie befürchteten, zu Waſſer aufgehalten zu werden. Ich ergriff ſogleich dieſe Gelegen-

heit, und bot mich an, sie zu begleiten. Ich nahm einen Bedienten mit: Bruguiére blieb mit einem andern am Bord, um auf unsere Sachen Acht zu haben, welche wir weder der verdächtigen Treue griechischer Bedienten, noch unbekannten Seeleuten derselben Nation anvertrauen mochten.

Das Dorf Petra, welches von einem großen, einzeln stehenden Granitfelsen, den man in seiner Mitte sieht, den Nahmen hat, liegt auf einer Ebene an der Seeküste: es hat 2 bis 300 Türken und Griechen zu Einwohnern, welche fast alle Ackerbau treiben. Es ist von vulkanischen Bergen umgeben, und stößt an die Ebene von Molivo. Die griechischen Weiber dieses Dorfs tragen einen sehr hohen Kopfputz, welcher einer Bischofsmütze ähnelt.

Da wir keine Pferde zu Petra antrafen, schlugen mir die Janitscharen vor, das Nachtlager in dem eine Meile entfernten Molivo zu halten. Dieses Dorf liegt östlich von Petra, auf einem Hügel, nahe am Meer: es ist auf Basaltfelsen, genau an der Stelle des alten Methymna, gegründet. Ein fast zerstörtes Schloß, welches die Genueser erbauet haben, bestreicht den Ort: man sieht daselbst einige zerbrochene und unbrauchbare Kanonen zerstreut liegen.

Die Bevölkerung von Molivo mag 2 bis 3000 Türken und Griechen betragen. Die Gegend ist eine kleine sehr fruchtbare, von vulkanischen Bergen umgebene Ebene. Die Produkte bestehen vorzüglich in Oehl, Korn und Gerste. Es giebt hier wenig Wein, und verschiedene Obstarten, auch baut man etwas Baumwolle und mehrere Gemüse.

Molivo hat noch, wie ehedem, ausgezeichnete Musiker. Um die Langeweile bey Tische den Janitscharen zu vertreiben, brachte man unter andern einen jungen

Griechen zu uns, Nahmens Petraki-tangros, welcher mit Recht für den besten Sänger und geschicktesten Spieler gehalten wurde. Dieser junge Mann, den eine gute Erziehung noch mehr empfahl, hatte eine einnehmende Gestalt, eine schöne Stimme, Lebhaftigkeit des Geistes und eine aufgeweckte Gemüthsart. Er hatte sich mehrmahls als Dichter und Virtuose in der Hauptstadt Mitylene hören lassen, und sollte sich in einigen Tagen nach Smirna begeben, wohin ihn die Tonkünstler, dessen Schüler und Verwandter er war, berufen hatte. Ich glaubte in ihm einen Abkömmling des Arion zu erkennen, dieses berühmten lyrischen Dichters, den Methymna erzeugt hat, oder des Terpanders, welcher die Leyer vervollkommte, und durch seinen Gesang einen Aufruhr dämpfte.

Wir wohnten bey einem Muselmanne, welcher um eine geringe Summe, Leute von seiner Religion, welche der Zufall nach Molivo führte, zu bewirthen pflegte. Er setzte uns zum Abendessen Pillau und Oliven vor: ein schlechter Sofa diente uns allen zum Bette, und meine Kleider zur Decke, weil die, welche er mir anbot zu zerrissen und schmutzig war.

Unser Fahrzeug begab sich den folgenden Tag um dieselbe Zeit unter Segel, als man uns Maulthiere brachte, welche ziemlich gut aussahen, und mit denen wir zufrieden seyn konnten. Ohngeachtet des Ansehens und der Bemühung meiner beyden Reisegefährten, war ich nicht im Stande, einen Sattel zu erhalten, sondern mußte mich mit einem Saumsattel begnügen, welchen man über eine Decke legte. Die Eingebornen reisen freylich niemahls anders, und es giebt nur einige Agas, welche Sättel haben, die sie aber an niemand, vorzüglich nicht an Ungläubige, verleihen. Wir kamen wieder über Petra, ritten über mehrere ganz vulkanische Berge

und gelangten nach einem starken Ritt von sechs Stunden, zu einem kleinen Dorf in der Ebene, welches dicht am Hafen Caloni liegt. Diese Ebene ist zwey Meilen breit: die Hauptprodukte bestehen in Korn, Baumwolle und Oliven: man pflanzt aber auch Feigen, Melonen, Wassermelonen, Kürbisse und verschiedene Gemüse. Man sieht mehrere Dörfer, aber die Bevölkerung steht mit der Fruchtbarkeit und der Größe des urbaren Landes in keinem Verhältniß. Die Luft ist überall so ungesund, daß in manchen Jahren eine große Anzahl Menschen stirbt; man hat mich versichert, daß es Dörfer gäbe, wo alle Bewohner Aussätzige wären; in andern zeigt die Gestalt aller Einwohner deutlich, daß sie intermittirenden oder Faulfiebern, und überhaupt allen Krankheiten, welche durch Moräste erzeugt werden, ausgesetzt sind. In allen diesen ungesunden Dörfern wohnen nur arme griechische Bauern: die Türken, welche Ländereyen besitzen, ziehen den Aufenthalt von Mitylene, Molivo und der übrigen besser gelegenen Orte vor.

Der Hafen Caloni liegt mitten auf der Südseite von Lesbos: er ist sehr geräumig und sicher, aber wenig besucht. Nur die vom widrigen Winde, oder von Stürmen verschlagenen Schiffe legen hier vor Anker; aber niemahls um eine Ladung einzunehmen oder zu löschen.

Unser Mittagsmahl war geschwind beendigt. Eine Stunde, nachdem wir von unsern Mauleseln abgestiegen waren, ritten wir weiter. Wir ritten drey Stunden über neue vulkanische Berge, bis wir auf die Ebene vor dem Yero oder Olivenhafen gelangten, welcher seinen Nahmen von der großen Menge dieser Bäume hat, welche auf der Ebene und den sie umgebenden Bergen und Hügeln gepflanzt sind. An der Ostseite des Hafens

liegen einige Kalkhügel, welche das vulkanische Feuer nicht angegriffen hat. Man findet hier nahe am Meer eine heiße, mineralische Quelle, welche ziemlich viel Wasser enthält, und von den Einwohner zu Mitylene sehr gerühmt wird.

Man hält dieses Wasser hier für eröffnend, und trinkt es, oder badet sich darin, um die Absonderung des Urins zu befördern, und zur Linderung in den meisten chronischen Krankheiten. Es soll, wenn man viel davon trinkt, gelinde abführen; ich halte es für salpeterhaltig, nach seiner Wirkung, und dem wenigen Geschmack zu urtheilen. Hussein, der Capudan-Pacha hat ein Becken bauen lassen, welches zehn bis zwölf Personen faßt, und das Gebäude wieder aufgerichtet, welches der Türke bewohnt, der die Badegäste aufnimmt.

Der Olivenhafen, welchen Choiseul in seiner malerischen Reise sehr richtig gezeichnet hat, ist einer der sichersten und geräumigsten des Archipelagus. Er liegt an der äußersten Südestspitze der Insel, und soll Ueberfluß an Muscheln und Fischen haben: man fischt unter andern vortreffliche Austern, welche nach Scios und Smirna gebracht werden. Er wird das ganze Jahr hindurch von Schiffen besucht, welche das in dieser Gegend gewonnene Oel ausführen.

Von der mineralischen Quelle hat man noch zwey Meilen bis Mitylene; wir kamen über einen vulkanischen Berg, und gelangten auf einem sehr steilen Wege zur Stadt. Aber ehe wir ankamen, genossen wir von der Höhe dieses Berges einen Anblick, dessen wir nicht satt werden konnten. Mitylene und die umliegende Gegend lag vor uns, wir sahen deutlich seine beyden Häfen, die Kähne, Galeeren und Schiffe, welche darin vor Anker lagen. Wir maßen die Breite des Canals,

welcher Lesbos vom festen Lande trennt, mit den Augen, wir erblickten die zahlreichen Inseln längs der Küste von Asien, weiterhin das feste Land, seine hohen waldigen Gebirge, und seine fruchtbaren, bebaueten Thäler: alles dieses bildete ein Gemälde, dessen Schönheit die Strahlen der untergehenden Sonne, welche sich hinter uns in Wolken verlor, erhöheten.

Unser Fahrzeug war mit günstigem Winde bey guter Zeit angekommen, und ankerte im südlichen Hafen, Brugniére hatte unsere Sachen ausladen lassen, und eine Wohnung in dem Kloster der griechischen Mönche aufgefunden.

Die beyden Häfen von Mitylene sind durch eine Landzunge getrennt, auf welcher die Genueser eine Citadelle erbauet hatten, die bis jetzt noch von den Türken erhalten ist. Der obere oder nördliche Hafen wird vor dem Nordostwind durch einen Damm gedeckt, dessen Ursprung man bey den alten Griechen sucht, der südliche Hafen ist nach Südosten zu offen: er ist nicht ganz so groß und so tief, wie der erstere; nur die einheimischen Kähne können darin ankern; der nördliche Hafen hingegen kann kleine Kauffahrtheyschiffe aufnehmen. Die Kriegsschiffe und europäischen Fahrzeuge, welche der Handel nach Mitylene führt, ankern im Sommer vor den südlichen Hafen; sie wagen es aber nicht im Winter, weil der Nordostwind dann zuweilen heftige Stöße giebt, wodurch sie untergehen oder sich genöthigt sehen könnten, die Ankertaue zu kappen und schnell unter Segel zu gehen.

Die beyden Häfen waren ehedem durch einen Canal verbunden, welcher die Erdzunge, die ich erwähnt habe, zu einer Insel machte, auf die ein Theil der Stadt gebaut war. Die Zeit hat diesen Canal ausgefüllt; sie hat aber nicht den Damm zerstören können, welcher von

der kleinen Insel ausgeht und den nördlichen Hafen vor den heftigsten Stürmn sicherte.

Mitylene, welches heutiges Tages Castro oder Metelin heißt, enthält zwey bis dreytausend Griechen, drey bis viertausend Türken und dreyßig bis vierzig jüdische Familien. Die Citadelle ist groß, die Kanonen in gutem Zustande, und die Stadt wird von 5 bis 600 Janitscharen, die fast alle verheirathet und ansässig sind, vertheidigt. Inwendig liegen zwey Moscheen, und eine große Menge Häuser, welche von dieser Besatzung bewohnt werden. Die neue Stadt liegt im Halbkreise um den nördlichen Hafen herum, und zum Theil auf dem Flecke, welchen die alte Stadt einnahm. Die Stücken von Säulen, die man in den Gebäuden findet, die Capitäler, Marmor- und Granit-Trümmer, welche man überall erblickt, zeigen ihre ehemalige Größe und Wichtigkeit. Man bemerkt noch einige Inschriften, welche die Reisenden uns überliefert haben. In dem Hofe des griechischen Klosters, wo wir wohnten, befindet sich ein Stuhl von weißem Marmor, auf welchem man die Worte lieset:

ΠΟΤΑΜΩΝΟΣ
ΑΕΣΒΟΝΑΚΤΟΣ
ΠΡΟΕΔΡΙΑ

Sitz des Potamon, des Sohnes des Lesbonax.

Dieser Potamon von Mitylene gebürtig, war ein berühmter Rhetor, welcher zu Rom unter dem Kaiser Tiberius lebte. Als er in sein Vaterland zurückgehen, und eine Schule der Beredsamkeit daselbst errichten wollte, erhielt er vom Tiberius einen Brief, in welchem ausdrücklich gesagt war: daß jeder, welcher den Potamon beleidigte, den Kaiser selbst in seiner Person beleidigen würde.

Lesbos hat lange unter verschiedenen Tyrannen geseufzt, und nur zuweilen die Freyheit genossen. Die Insel gerieth nach und nach unter die Herrschaft der Perser, der Griechen und Römer, die Kreuzfahrer setzten sich kurze Zeit darin fest, und die Genueser waren Meister davon, als das östliche Kaiserthum in die Hände der Türken fiel.

Indessen die Griechen sich über so thörichte als unverständliche, religiöse Dogmen stritten, und die Ehrgeitzigen in der Hauptstadt und den Provinzen, um schneller zum Throne zu gelangen, Bewegungen erregten, bemächtigten sich die Türken von einer Seite der schönsten Provinzen Asiens, und bedroheten Constantinopel; und zwey schifffahrende Nationen setzten sich auf der andern Seite nach und nach in den Inseln des Archipelagus, den Seestädten am schwarzen Meer, dem Bosphorus, und selbst in Galata, einer Vorstadt von Constantinopel, fest. Die Meere der Levante waren von ihren Fahrzeugen bedeckt, und die Produkte des Orients giengen nur durch ihre Hände.

Lesbos stand unter der Herrschaft der Genueser, als Mahomed der Zweyte, zehn Jahre nach der Eroberung von Constantinopel, eine ansehnliche Flotte ausrüstete, sich seiner zu bemächtigen. Mitylene, Methymna und die meisten Städte dieser Insel waren gut befestigt; die Ritter von Rhodus hatten Zeit gehabt, ihnen zu Hülfe zu kommen, und die Einwohner, denen die türkische Grausamkeit bey Constantinopels Eroberung bekannt war, waren entschlossen, sich gut zu vertheidigen. Die ottomannische Macht wäre ohne Zweifel an ihrem Muthe gescheitert, wenn der Fürst Gattilusio den Muth seiner Soldaten besessen und nicht seinem Vetter Lucco, Gattilusio getraut hätte, der aus falschem Ehrgeitz dem schriftlichen Versprechen Mahomeds glaubte, die Ober-

Herrschaft der Insel zu erhalten, wenn er sie ihm übergäbe.

Nachdem Lucco dem Feinde ein Thor geöffnet hatte, bewog er seinen schwachen Vetter, eine schimpfliche Capitulation zu unterschreiben, aus dem falschen Wahne, für dieses Opfer entschädigt zu werden; aber Mahomed ließ beyde, zum Lohn der Verrätherey des einen und der Feigheit des andern grausam hinrichten: eine schreckliche Warnung, welche Verräther und Feige stets vor Augen haben sollten.

Lesbos hat mehrere große Männer hervorgebracht, unter welche vorzüglich folgende gehören: Alcaeus, der lyrische Dichter, welcher so lange wider die Tyranney redete; Sappho, welche die Alten unter die Musen versetzten, und welche eine unglückliche Liebe bewog, sich von den Leucadischen Felsen zu stürzen. Theophrast, der Schüler des Plato und Aristoteles, dessen Beredsamkeit so eindringend, und seine Philosophie so liebenswürdig war. Pittacus endlich, den Griechenland unter die sieben Weisen zählte, und der das seltne Beyspiel eines Mannes gab, der mehr auf seinen Ruhm als auf seine Macht, und mehr auf das Glück seiner Unterthanen, als sein eignes sah, der auch den Plan entwarf, und ausführte, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen, um seinem Vaterlande die Freyheit zu geben.

Aus den neuern Zeiten könnte ich die Gebrüder Barbarussa, die Söhne eines Töpfers anführen, welche aus gemeinen Matrosen berühmte Seeräuber und beyde nach einander Herren von Algier wurden; der jüngere, welchen Soliman der Erste zum Groß-Admiral ernannte, ist in der türkischen Geschichte bekannter als sein Bruder.

Obgleich die Insel im Winter heftigen Ost- und Nordostwinden ausgesetzt ist, welche von den asiatischen Bergen kommen, so wie dem Nordwind, welcher den ganzen Archipelagus bestreicht, so ist das Clima doch schön, und die Temperatur der Luft ziemlich gelinde. Es friert sehr selten in dieser Jahreszeit; aber die Hitze ist im Sommer sehr heftig auf der Südseite, und die Luft gewöhnlich ungesunder, als an den übrigen Theilen der Insel.

Man zählt auf Lesbos ungefähr 8000 Griechen, welche die Kopfsteuer vom siebenten Jahre bis an ihren Tod bezahlen; hiernach kann man ihre Bevölkerung, mit Weibern und Kindern von diesem Alter, auf 20,000 schätzen. Es sollen ohngefähr eben so viel Türken als Griechen auf der Insel seyn, welches zusammen 40,000 Einwohner gäbe. Die Juden sind nicht zahlreich genug, um in Anschlag gebracht zu werden.

Die Insel ist in Herrschaften vertheilt; aber anstatt, daß der Aga in andern Ländern sich, wenn er dazu aufgefordert wird, zur Landarmee begeben muß, ist er zu Lesbos zum Seedienst verpflichtet, wovon er sich aber gewöhnlich durch eine Geldsumme befreyen kann.

Nach einem, ohne Zweifel sehr alten, Gebrauch erbte nur die älteste Tochter auf dieser Insel das Vermögen des Vaters und der Mutter, mit Ausschluß der Söhne und übrigen Töchter. Dieser Gebrauch, welchen die Länge der Zeit zum Gesetz gestempelt hatte, wurde geehrt, und genau befolgt; obgleich jedem Kinde das Recht zustand, sich an die türkische Justiz zu wenden, und sich auf das Naturrecht zu berufen. Seit einiger Zeit haben der Patriarch von Constantinopel, der Erzbischof und die ganze Geistlichkeit von Mitylene dieses Gesetz etwas verändert, indem sie alle Töchter nach

folgendem Verhältniß, zur Erbschaft zulassen. Die Erstgeborne erhält ein Drittel der Erbschaft, die folgende erhält ein Drittel von dem, was ihre Schwester übrig gelassen hat, die Dritte eben so das Drittel, und sofort bis zur letzten.

Die Berge der Insel, welche ich erstiegen habe, sind waldicht. Die Fichte von Aleppo wächst hier häufig, und erreicht eine beträchtliche Höhe. Die Pinie und einige Eichen mit langstieligen Eicheln trifft man gleichfalls an. Der Erdbeerbaum, die Andrachne, der Mastixbaum, der Terpentinbaum, der Agnus castus, einige Sträucher mit Hülsenfrüchten und mehrere Cistusarten, unter welchen sich die auszeichnet, welche Ladanum liefert, sind sehr häufig. Die Velani-Eiche findet man mehr auf Hügeln und Ebnen als Bergen. Die Esche wächst in den niedrigen und feuchten Gegenden, und der Platanus nur an dem Ufer der Bäche und Waldströme. Die Einwohner bereiten vermittelst des Feuers, aus der Fichte eine ansehnliche Menge schwarzes Pech, für das Schiffswerft am südlichen Hafen, oder zum Kalfatern der Fahrzeuge, welche deswegen nach Mitylene kommen. Das beste Zimmerholz erhält man von der Küste von Asien. Es wächst hier sehr häufig, da aber der Transport mühsam und kostspielig ist, so beschränkt man sich auf die Bäume, welche nahe am Meere stehen. Man rechnet über 50,000 Centner Oel, welches in gewöhnlichen Jahren von dieser Insel ausgeführt wird: es geht fast alles nach Constantinopel. Die Franzosen erhielten ehedem vieles davon, und hielten einen Viceconsul in Mitylene; diese Stelle ist aber eingegangen, seitdem sich die Kaufleute auf das Oel von Candia und Morea beschränkt haben, welches wohlfeiler ist.

Dieses Oel ist gewöhnlich von mittelmäßiger Güte, weil die Einwohner, denen es an Mühlen fehlt, genöthigt sind, die Oliven nach und nach zu sammeln. Diejenigen, welche abfallen und einige Zeit liegen bleiben, verderben mehr oder weniger, nachdem das Wetter feucht ist; überdem hat man den Gebrauch, die Oliven, ehe sie zur Mühle geschickt werden, dicht aufeinander zu häufen, und eine Menge Seesalz darauf zu werfen, um die Fäulniß so viel wie möglich zu verhindern.

Italien erhält von Mitylene 8000 Centnern Knoppern, wovon ein Theil von der asiatischen Küste kommt; trockne Feigen und Wolle sind nur ein unbedeutender Handelsartikel.

Man erhält in geringer Quantität, Baumwolle, Sesam, Seide, Honig, Wachs und Getreide; da dieses letztere aber für die Einwohner nicht hinreicht, wird von Asien viel Korn und Gerste eingeführt. Dorther kommen auch Ochsen, Pferde und Mauleſel zum Ackerbau und Fuhrwerk, und Schlachthammel.

Der Wein ist jetzt selten; weil eine große Menge Trauben zu Weinbeermuß von den Türken verbraucht wird, und die Griechen aus dem übrigen Branntwein abziehen. Wir mußten uns, um welchen zu erhalten, an die reichsten Griechen wenden, und dieser bestätigte sehr schlecht den alten Ruhm des Lesbischen Weins; er war süßlich und von schlechtem Geschmack, wie fast alle Weine auf den Inseln des Archipelagus.

Es giebt keine Flüsse auf Lesbos: einige nicht sehr große Regenbäche führen im Winter das Regenwasser ins Meer; aber es giebt eine große Menge Quellen, deren Wasser trinkbar, und hinlänglich ist, die Ebenen zu bewässern, und fruchtbar zu machen.

Sechster Abschnitt.

Ankunft zu Scios. Beschreibung der Insel. Sitten und Industrie der Einwohner. Privilegien. Alterthümer. Naturgeschichte. Produkte und Handel.

Den 16ten Februar schifften wir uns, mit einem schwachen Ostwinde, bey heiterm Himmel und ruhigem Meer um sieben Uhr Morgens, auf einem großen bedeckten Kahne nach Scios ein. Wir umfuhren bald das Vorgebirge Malea und sahen Scios schon sehr deutlich, als sich der Wind plötzlich umsetzte: so, daß wir erst am folgenden Tage mit Sonnen-Aufgang den Hafen, in der Mitte der Ostküste der Insel erreichten.

Der Hafen von Scios, dessen Einfahrt durch zwey Leichtthürme sichtbar wird, wird von der Südseite durch einen Damm, welcher beynahe mit der Wasserfläche gleich ist, verschlossen. Ob er gleich ehedem groß genug für den Handel der Insel mit dem ganzen Archipelagus war, so versandet er doch jetzt zusehends, ohne daß die Türken, um ihn zu reinigen und zu unterhalten, die geringsten Kosten daran wendeten.

Die von den Genuesern erbaute Citadelle vertheidigt den Hafen; ein breiter Platz trennt ihn von der Stadt, und ein rings umher laufender Graben ist dazu bestimmt, im Fall einer Belagerung mit Meerwasser angefüllt zu werden.

Die Festungswerke sind alt, aber regelmäßig. Sie sind hier und da eingefallen, und die Kanonen fast alle

ohne Lavetten, die ausgenommen, auf der Batterie am Eingange. Das Innere der Citadelle ist voll Wohnhäuser, welche die sieben bis achthundert Janitscharen, die einzige Besatzung der Insel bequem fassen könnten; aber sie sind theils verfallen, und theils sind die Türken größere Freunde vom Zerstören als vom Aufbauen.

Die Stadt ist groß und wohlgebaut, die Straßen enge und ziemlich gut gepflastert, die Häuser sind hoch alle massiv und größtentheils von Quadern, wozu man sich der Sand- oder Kalksteine bedient. Man erhält von einigen Orten der Insel, einen harten, röthlichen, sehr feinkörnigen Sandstein, dessen man sich mit Vortheil zur Einfassung der Thüren und Fenster, zu Fußboden des untern Stocks, und zu den Vorderseiten der Kirchen bedient. Dieser Stein ist es ohne Zweifel, welchen man bey den Alten Jaspis nannte, und welchen Strabo, Plinius und Cicero erwähnen.

Man hat in Scios die Gewohnheit, im Mittelpunkt des Hauses ein geräumiges, sehr hohes Zimmer anzubringen, welches man des Sommers während der heißen Stunden bewohnt. Des Morgens und Abends schöpft man frische Luft auf der Terrasse der Häuser und genießt zu gleicher Zeit die Aussicht über die Insel und das Meer.

Scios ist etwas kleiner als Lesbos. Die Länge der Insel von Norden nach Süden beträgt etwa 50 Meilen, und die Breite ist wegen der vielen Krümmungen der Küste sehr verschieden. An dem südlichen Ende beträgt sie etwa zwölf, und am nördlichen funfzehn Meilen. Die Insel ist von Asien durch einen acht bis neun Meilen breiten Canal getrennt.

Die Stadt ist gegen Abend und Mitternacht von Granit- und Schieferhügeln umgeben, welche ihrer Dürre ohngeachtet doch einiger Cultur fähig sind.

Nordwestlich von diesen Hügeln sieht man nichts als kahle Kalkberge, zwischen denen nur sehr wenig urbares Land liegt. Südlich von der Stadt läßt man das Auge mit Vergnügen auf einer, zwey Meilen breiten, fruchtbare Ebene verweilen, welche mit schönen Landhäusern besäet, und kleinen und großen Gärten geschmückt ist, worin man fast alle europäische Gemüse und Früchte antrifft.

Pomeranzen, Citronen, süße Limonen und Cedrat wachsen im Ueberfluß und in ungekünstelten Gruppen, Feigen, Granaten und Pflaumen sind etwas weniger häufig. Man erblickt auch Pfirschen, Aprikosen, Mandeln und schwarze Maulbeerbäume; Rosenstöcke werden überall angepflanzt. Aubergínnen, Kermie, Melonen, Gurken und Wassermelonen füllen die nicht mit Bäumen besetzten Flecke aus.

Diese Gärten werden durch Quellen von benachbarten Bergen, oder aus Brunnen bewässert, aus denen man das Wasser mittelst eines Rades und zwey Stricken herauszieht, an welche eine Menge Töpfe hinter einander gebunden sind.

Hinter dieser Ebene, und fast durch den ganzen mittäglichen Theil der Insel, ist der Boden überall der Cultur fähig, aber nur von mittelmäßiger Beschaffenheit. Das Erdreich ist weniger bergicht, als gegen Norden, und die Bevölkerung größer.

Nach den Regierungsregistern kann man die Bevölkerung von Scios auf 100,000 Seelen schätzen; man rechnet hievon 30,000 auf die Hauptstadt; nähmlich 3,500 Türken, 1500 katholische Griechen, 25,000 schismatische Griechen und etwa 100 Juden. Es giebt 68 Dörfer auf der Insel, welche alle von Griechen bewohnt sind. Die 24 Dörfer, welche den Mastix liefern, sind die bevölkertsten und reichsten. Pirchi gegen Westen ist

das größte unter allen; Ninita, Calamoti und Callimatia gegen Süden sind nach diesem die beträchtlichsten. Volisso am Meeresufer, der Insel Psera gegenüber, zeichnet sich durch das rohe, beynahe wilde, Wesen seiner Bewohner aus. Alle übrigen Dörfer, ohne Rücksicht auf Größe oder Lage, sind gut gebaut, und haben fast alle eine Mauer, welche im Stande ist, sie vor dem plötzlichen Anfall eines Seeräubers zu schützen.

Der Gesetzgeber, welcher den Einfluß der Verfassung und Gesetze auf Charakter, Sitten und Industrie beobachten will, muß seine Blicke vorzüglich auf ein Volk wenden, welches unter dem nähmlichen Himmelsstrich, auf demselben Boden, derselben Religion zugethan, demohngeachtet so unter sich verschieden ist, daß man es kaum wieder erkennt. Ich glaubte hier in ein ganz anderes Land, in ein anderes Clima zu kommen. Ich hatte den Griechen unter den fürchterlichsten Despotismus gebeugt gesehen, und er war betrügerisch, roh, furchtsam, unwissend, abergläubisch und arm; hier genießt er einen Schatten von Freyheit, und ist rechtschaffen, höflich, dreist, fleißig, lebhaft, gebildet und reich. Ich fand hier nicht jene Mischung von Stolz und Niederträchtigkeit, welche die Griechen von Constantinopel und einem großen Theil der Levante charakterisirt. Diese Furchtsamkeit, welche eine beständige Scheu oder Schüchternheit verursacht, diese Bigotterie, welche kein Verbrechen hindert. Was die Einwohner von Scios von den übrigen Griechen unterscheidet, ist ein entschiedener Hang zum Handel, ein lebhafter Geschmack für Künste, und ein unternehmender Geist. Ihr lustiger, epigrammatischer Sinn, ihre komische und zuweilen närrische Fröhlichkeit hat zu dem Sprichwort Veranlassung gegeben: daß es leichter sey, ein grünes Pferd als einen beständigen Scioten zu finden.

So

Frauen von Scio.

So wahr auch dieſes Sprichwort, in Rückſicht einiger Bewohner von Scios ſeyn mag, ſo giebt es doch eine weit größere Anzahl, welche die vorſichtigſte Klugheit mit der liebenswürdigſten Lebhaftigkeit zu verbinden weiß. Keine Stadt in der ganzen Levante zeigt ſo viel Bildung, keine andere beſitzt ſo viel vorurtheilsfreye Menſchen von geſunder Vernunft und gutem Kopf.

Man kann indeſſen mehreren von ihnen einen lächerlichen Stolz und ſchädlichen Fanatismus vorwerfen; wir haben Thoren geſehen, welche auf ein koſtbares Taſchenbuch, ein ſchönes Haus oder eine zahlreiche Bedienung eitel waren. Der Unwiſſende, welcher keine perſönlichen Verdienſte in der Geſellſchaft geltend machen konnte, glaubte mit denen ſeiner Vorfahren prahlen zu dürfen. Der Streit zwiſchen den beyden Kirchen hat oft zu anſtößigen Auftritten Veranlaſſung gegeben, von welchen die Türken allein Vortheil zogen, und der Einfluß der Prieſter iſt vielleicht zu groß für ein Land, welches Handel und Ackerbau treibt.

Ohngeachtet der grotesken Kleidung der Weiber ſind ſie doch liebenswürdiger als zu Conſtantinopel, weil ſie freundlicher, lebhafter und geiſtreicher ſind. Man ſieht ſie ohne Zwang in Gegenwart ihrer Eltern, und ſie genießen mehr, als anderswo, Freyheit, ohne ſie jemals zu mißbrauchen. Sie bringen in jeder Jahreszeit einen Theil des Tages ſingend und arbeitend, oder ſpielend und ſcherzend vor ihren Häuſern zu. Sie necken die Vorübergehenden, reden ſie oft an, ohne ſie zu kennen, rufen ihnen einen Einfall, oder ein Epigramm zu, wenn ſie ihnen nicht gefallen, oder wiſſen ihnen ein feines, geiſtreiches Compliment zu ſagen; wenn ſie eine einnehmende Geſtalt, einen guten Anſtand haben; antwortet man ihnen in dem nämlichen Ton: ſo wird

die Unterhaltung laut fortgeführt, man wechselt Einfälle und Galanterien, lacht, und trennt sich zufrieden.

Geht man auf die Esplanade, in die Gärten, so trifft man an Sonn- und Festtagen Haufen junger Mädchen, welche einen oft aufhalten, tausenderley Muthwillen treiben, Geld fordern, Blumen und Zuckerwerk anbieten; man kann sie anreden und mit ihnen scherzen.

Aber in diesem Lande bleibt dennoch der Wohlstand unverletzt, und die Weiber sind zurückhaltender, als man wohl auf dem ersten Blick glauben sollte. Scios ist indessen den meisten Städten von Europa darin nicht unähnlich, so daß es darin keine häufigen Liebeshändel geben sollte; doch wird wenigstens der Anstoß vermieden. Die öffentlichen Mädchen verbergen sich, und überall herrscht Sittlichkeit.

Die Türken werden von ihnen aus Vorsicht nicht angeredet, und erhalten auch auf ihre Fragen keine Antwort: sie wissen, daß sie sich dadurch Grobheiten oder wenigstens ungeziemenden Vorschlägen aussetzen würden; aber sie behalten doch in ihrer Gegenwart jenes freye Wesen, jene ruhige Fassung, welche selbst die Frauen der Hauptstadt nicht haben.

Ob die Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit mit dem schönen Clima sich vereinigt, den Frauen angenehme Formen, regelmäßige Züge und lebhafte Farben zu geben, oder, ob die Griechen hier weniger als anderswo, von ihrer alten Schönheit ausgeartet sind, so ist es doch gewiß, daß man in keiner andern Gegend so schöne Weiber, wie zu Scios findet, ohngeachtet sie von einem schlechten Geschmack tyrannisirt werden.

Sie brauchen zuviel rothe, weiße und schwarze Schminke, welche anstatt die Reitze zu vermehren, die zarte Gesichtsfarbe verbirgt, und das frische Ansehen zer-

ſtört, welches die Weiber überall ſo angenehm und verführeriſch macht.

Sie beſuchen weit ſeltner die Bäder, als die Griechen von Smirna und Conſtantinopel, und dies iſt vielleicht der Grund, warum ſich ihre Schönheit länger erhält. Die Weiße ihrer Zähne glauben ſie dem beſtändigen Kauen des Maſtix zu verdanken: aber, vielleicht iſt die Abneigung vor dem Tabackrauchen, woran die übrigen ein ſo großes Vergnügen finden, daran Schuld.

Bey ihrer Sparſamkeit hat die reichſte, wie die ärmſte, einen großen Hang zum Gewinn, die dürftigſten verfertigen Strümpfe, Mützen und Geldbeutel, welche ſie den Vorübergehenden verkaufen, oder den Käufern ins Haus bringen, die reichen ſticken Tücher und Zeuge zum Gebrauch der Orientalen. Einige haben Weberſtühle, auf denen ſie ſeidene und baumwollene Zeuge verfertigen. Die Zuckerwaaren, die Confituren von Roſen und Orangen, ſo wie der Syrup von Limonen und Cedrat beſchäftigen eine große Menge Weiber von jedem Alter und Stande: Das Aufziehen der Seidenwürmer und Spinnen der Baumwolle wird gewöhnlich auf dem Lande betrieben.

Diejenigen, welche ſich vorzüglich auf das Sticken legen, färben die Seide, die ſie gebrauchen, ſelbſt: ſo erhalten ſie unter andern eine goldgelbe Farbe von den Aeſten des Micoculier, oder den Blättern der Henna; ein Hellgelb von den Blüthen des Ginſtſtrauchs und den Stengeln der Daphne tartonraira. Die Wurzeln des Apfelbaums geben ihnen Roſenroth, und das Holz des Quittenbaums eine Fleiſchfarbe. Aus den Aeſten des Pfirſichbaums machen ſie ein helles und aus den Blättern ein dunkles Grün.

Sie schneiden die holzigen Theile in kleine Stücken, weichen sie zwey Tage im kalten Wasser ein, lassen sie am dritten bis auf die Hälfte einkochen, gießen den Saft durch ein Tuch, und setzen ihn mit etwas Alaune wieder ans Feuer. Sobald das Wasser siedet, tauchen sie die Seide kürzere oder längere Zeit hinein, nachdem die Farbe hell oder dunkel werden soll.

Die rothen Zwiebelschaalen geben ihnen Orangengelb; sie erweichen sie vier oder fünf Tage im Wasser, und kochen sie mit etwas Alaune vermischt. Wenn sie ein schönes Roth erhalten wollen, thun sie einen Löffel Cochenille oder Kermes hinzu.

Die äußern Schaalen der noch unreifen Nüsse, die man beym Einmachen der Früchte abschneidet, geben ihnen ein Hell- oder Dunkelgrün.

Sie bedienen sich auch der Galläpfel, der Knoppern, des Krapps und aller in Europa gebräuchlichen Färbemittel.

Auf keiner Insel des ganzen Archipelagus und überhaupt in keiner Provinz des ganzen türkischen Reichs haben wir das Land so gut bebaut, den Handel so lebhaft getrieben, und Industrie so groß gefunden, wie in Scios. Das trockenste und steinigste Erdreich verbessert sich nach und nach unter der Hand des Scioten, und wird für Sämereyen, oder nützliche Bäume empfänglich. Kein Handelszweig ist ihm fremd, keine Spekulation zu gewagt. Niemand ist hier müßig: die Priester ausgenommen, ist jeder Handelsmann, Manufakturist, Künstler, Seefahrer oder Ackersmann.

Wenn Ackerbau und Kunstfleiß dieser Insel fast nichts zu wünschen übrig lassen, so genießt auch kein Theil des ottomannischen Reichs einen wirksamern Schutz, und wird mehr von der Regierung begünstigt. Durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen,

kommt hier das Privatintereſſe mit dem des Staats, überein, als Apanage einer Sultanin ſteht die Inſel unter ihrem beſondern Schutz. Ein Naib verwaltet die Gerechtigkeit für den Molla von Conſtantinopel; dieſer hat Intereſſe dabey, auf ſeinen Subſtituten Acht zu haben, und ihn zurück zu rufen, wenn die, gegen ihn erhobenen, Klagen gegründet ſind.

Der Sultan hat dem volkreichſten Theil der Inſel, allen den Dörfern, deren Bewohner den Maſtix für das Serail bereiten, Privilegien verſtattet: er hat ſie einem Mutſelim unterworfen, und ihnen einen Aga gegeben, welcher Pächter dieſes koſtbaren Artikels iſt. Die Stadt hat gleichfalls eine Menge Vorrechte, von denen ich weiter unten reden werde. Endlich bemüht ſich der Gouverneur, welcher zu gleicher Zeit Pächter des Zolls und der Auflagen iſt, den einen durch ſeinen Schutz und die Begünſtigung der Handelsleute und Landbauer geltend zu machen, und erlaubt ſich in Rückſicht der andern keine Bedrückungen und Erpreſſungen, welche ſo oft das Vermögen der Unterthanen in andern Städten verzehren. Hier haben Arme und Reiche, Gutsbeſitzer und Handelsleute, Bauern und Städter gleiche Rechte. Alle können ihre Klagen gleich laut werden laſſen, und die Abſetzung desjenigen, welcher ſeine Macht mißbraucht, verlangen und erhalten.

Der Zoll iſt auf fünf pro Cent, ſo wohl bey Griechen, als Muſelmännern, feſtgeſetzt, und nach einem Ueberſchlage, den man bey den verarbeiteten Stoffen dieſes Landes gemacht hat, zeigt es ſich, daß dieſe kaum drey pro Cent Abgabe für die Ausfuhr erlegen.

Die Auflagen werden bey den Städtern von den Häuptern der Gemeinde vertheilt; der Yeronta oder Vorſteher jedes Dorfs ſetzt ſie bey den Bauern ſeines Diſtrikts feſt. Die erſte dieſer Auflagen haftet auf dem

Eigenthume und dem Erwerb; sie sollte ein Fünftel pro Cent betragen; wenn man die Anordnung des Sultan Solimans befolgte; aber der lange Aufenthalt einiger Befehlshaber der Pforte, der astatischen Truppen, der türkischen und barbarischen Geschwader, und hundert andere Gelegenheiten haben zum Vorwande gedient, die Auflage von Zeit zu Zeit bis auf vier Piaster von fünfhundert zu vermehren.

Die Insel ist ferner, so wie alle des Archipelagus, der Steuer unterworfen, welche der Capudan-Pacha jährlich von ihnen erhebt. Scios bezahlte ehedem 24 Beutel; aber heutiges Tages beynahe 48 Beutel türkischer Piaster, jeder Beutel zu 500 Piaster gerechnet.

Alle auf der Insel verfertigte Zeuge müssen vor ihrer Ausfuhr bey Strafe der Confiscation von dem Mutselim gestempelt werden. Sie bezahlen dafür sechs Asper für die Elle, wenn sie in Gold oder Silber gearbeitet sind: die gemeinen seidenen Zeuge bezahlen nur zwey Asper, und die baumwollenen noch weniger.

Der Karatsch, oder die Kopfsteuer, welcher alle Nichtmuselmänner im ganzen Reiche unterworfen sind, ward nach der Eroberung der Insel in den Dörfern nach ihrer damaligen Bevölkerung festgesetzt. Die Taxe hat sich seitdem nicht verändert, ob gleich die Bevölkerung in einigen Dörfern zugenommen, und in andern beträchtlich abgenommen hat. Diejenigen, welche Mastix bauen, bezahlen das Kopfgeld in diesem Artikel.

In der Stadt sind alle Mannspersonen von dem Alter der Mannbarkeit und durch einen Mißbrauch, vom zehnten bis zwölften Jahre an, in ein Register eingetragen, und in drey Classen vertheilt. Die von der ersten Classe bezahlen eilf Piaster, die von der zweyten fünf und einen halben, und die der dritten zwey und drey Viertel Piaster; die Weiber sind von dieser

Abgabe befreyt, und können nicht wegen ihrer Männer und abwesenden Kinder in Anspruch genommen werden. Man sieht leicht, daß die Habsucht der Einsammler des Kopfgeldes sie dazu bewegen könne, alle Steuerbaren zu vermengen, und so viel wie möglich die erste und zweyte Classe zu vermehren, wenn die Gemeindevorsteher nicht das Recht hätten, die Klagen der Bedrückten anzubringen, und ernstlich Gerechtigkeit zu verlangen.

Außer diesen rechtmäßigen Abgaben, welche der Gouverneur als Muhassil oder Pächter fordern darf, erhebt er als Mutselim willkührliche und unrechtmäßige Steuern, welche für jeden Einzelnen nicht sehr drückend sind, aber im Ganzen eine ansehnliche Summe betragen. Diese Taxen, welche die Accidenzien seines Amtes ausmachen, werden von den meisten Lebensmitteln und vorzüglich vom Fleisch gehoben, welches zu Scios immer sehr theuer ist, unter dem Vorwande, daß die Unternehmer das Vieh von der asiatischen Küste holen lassen müßten. Jedermann ist indessen überzeugt, daß das ausschließende Privilegium, Fleischbänke zu halten, vom Mutselim theuer erkauft sey, und daß der Naib und Janitscharen-Aga sich ihr Stillschweigen gleichfalls bezahlen lassen.

Die Privatleute, welche vom Mutselim Stellen, Aufträge, Monopolien und kleine Pächte erhalten, müssen ihm gleichfalls jedes Jahr eine Abgabe, nach Verhältniß der Einträglichkeit und der Concurrenz, an der es niemahls fehlt, entrichten.

Der Subaschi, dem die Polizey der Stadt und des platten Landes (mit Ausnahme der Mastix-Dörfer) übertragen ist, findet tausend Gelegenheiten, die Unglücklichen, welche sich einen Augenblick vergessen, zu quälen. Anstatt die öffentlichen Weibspersonen zu verfolgen, schreibt er ihre Namen auf, belegt sie mit einer Abgabe,

und wird ihr Beschützer. Alle Wirthshäuser bezahlen ihm gleichfalls eine Steuer, von welcher er dem Mutselim Rechnung ablegt. Händel, Streitigkeiten, Prozesse, und die geringsten Vergehungen sind Gelegenheit, welche die Habsucht des Subaschi nicht vorbeygehen läßt. Schuldige und Unschuldige werden in die Gefängnisse seines Herrn gesteckt, und nicht eher entlassen, als nachdem sie sich gerechtfertigt, oder eine Summe Geldes bezahlt haben.

Im ganzen ottomannischen Reiche sind die Geldstrafen eine unerschöpfliche Quelle für einen geschickten und gewissenlosen Gouverneur; aber hier muß er mit Recht die Klagen des Gemeindevorstehers, und die Ahndung der, die Insel beschützenden, Sultanin fürchten. Man hat mehr als einmahl die Mutselim zurückgerufen und auf die Klagen der Vorsteher bestraft. Diese, wenn gleich seltnen Beyspiele, sind hinreichend, daß sich alle sorgfältig in Acht nehmen, und nicht zu sehr ihre Pflicht vernachlässigen.

Fast alle türkischen Provinzen sind, wie ich schon erwähnt habe, zu einer jährlichen Abgabe an die Aga's verpflichtet; nur Scios hat durch eine besondere Gunst Solimans des Ersten, fast alle Privilegien behalten, welche es unter der Herrschaft der Genueser besaß. Die Einwohner der Dörfer, welche den Mastix liefern, erkennen nur den Aga, welcher dieses Produkt gepachtet hat, für ihr Oberhaupt, sie sind von allen Frohndiensten befreyt, und nur verbunden, den Mastix nach der Stadt zu bringen, und dem Aga Pferde und Lastthiere zu verschaffen, wenn er die Dörfer durchreist, um den Mastix einzusammlen.

Wir hatten Gelegenheit, den Aga auf seinem Zuge zu sehen: voraus zog eine kriegerische Musik, mehrere Tschocadare folgten, und eine große Menge Landleute

umgab ihn, voll Eifer, ihm zu dienen, so, daß wir ihn eher für einen kriegerischen Befehlshaber, als für einen bloßen Pächter gehalten hätten, wären wir nicht davon im voraus unterrichtet worden. Als Gesandte der Republik nahm er uns sehr höflich auf, beschenkte uns mit einigen Pfunden des schönsten Mastix, den er hatte, und gab uns Briefe an die Aufseher der Dörfer, welche wir besuchen wollten, durch diese Briefe erhielten wir überall bequeme Wohnungen, alle Lebensmittel, und die nöthigen Thiere zum Reiten.

Eins der schönsten Vorrechte der Scioten, welches die gerichtlichen Ungerechtigkeiten der Türken verhindert, ist die Befugniß, Notare von ihrer Religion zu haben, deren Akten, in griechischer Sprache, in den türkischen Gerichtshöfen als gültige Dokumente angenommen werden. Die Katholiken haben nur einen, welcher sich einen apostolischen Notarius nennt; die weit zahlreichern Griechen haben mehrere.

Nach diesem Privilegium ist das größte, fünf bis sechs Vorsteher aus ihrer Mitte zu ernennen, deren Verrichtung darin besteht, die Rechtskraft dieser Akten zu vertheidigen, und in allen Civilsachen zu entscheiden. Die Kriminalsachen gehören nicht vor ihr Gericht; da sie indessen die öffentliche Rüge haben, hören sie den Kläger an, liefern den Schuldigen der Regierung aus, und vermitteln das Urtheil bey dem türkischen Tribunal.

Die Vertheilung und Einforderung der Auflagen ist ihrer Sorgfalt überlassen, sie liefern den Betrag in die Kasse des Muhatsil, ohne andere Bezahlung als die Besoldung der Einsammler. Sie werden nur auf ein Jahr durch die Stimmenmehrheit in einer allgemeinen Versammlung, erwählt; drey von ihnen werden aus den Griechen, und zwey von den Katholiken genommen.

Man ernennt sogleich die Protomastoi, eine Art Richter, deren Geschäft darin besteht, alle Streitigkeiten über Kauf und Verkauf, über Manufakturen, und überhaupt was sich auf den äußern und innern Handel bezieht, zu untersuchen. Sie verhindern Betriegereyen und Contrebande, und bestrafen die, welche das Siegel des Gouverneurs nicht haben auf die auszuführenden Stoffe setzen lassen, um den Stempelbetrag zu ersparen. In allen Fällen ist ihr Anspruch ohne Appellation rechtskräftig; aber in dem letztern bestraft der Muhatsil den Uebertreter, ausser der Confiskation der ungestempelten Waare, noch um eine Summe Geldes nach Proportion des Werths der unterschlagenen Waaren.

Dieses Municipal-Gericht, welches die Türken sehr verehren, besteht aus drey Griechen und einem Katholiken. Das Amt ist auf ein, öfters noch auf zwey Jahr, und wird Niemanden anders, als einsichtsvollen Handelsleuten von anerkannter Rechtschaffenheit übertragen.

Die Einwohner von Scios haben auch das Recht, jährlich zwey Sanitätsbeamte zu erwählen, deren Zahl im Fall der Pest vermehrt wird. Ihre Gewalt erstreckt sich auf Alles, was die Insel bewohnt, oder dort vor Anker liegt, ausgenommen die Türken und Franken. Sie können einem Dorfe, worin die Pest herrscht, alle Verbindung mit der Stadt untersagen, wobey sie ihm indessen Lebensmittel, und alle Hülfe, welche Menschlichkeit gebietet, zukommen lassen; aber wehe dem Bauer, welcher des Gewinnstes oder einer andern Ursache wegen, die zum Wohl des Ganzen festgesetzten Grenzen überschritte, er würde verhaftet werden, und eine schreckliche Bastonnade aushalten müssen.

Diese Aufseher lassen kein verdächtiges Fahrzeug in den Hafen, sondern es muß auf der Rhede bleiben: sie erkundigen sich fleißig nach dem Gesundheitspaß und des Schiffsvolks Befinden, und wenn ein Matrose von der Pest befallen wird, lassen sie ihn ins Lazareth bringen. Einer von ihnen geht mit einem Stocke voraus, womit er jedem, welcher sich nicht auf das laut gerufene Wort: Alarga! entfernt, einen Schlag giebt.

Das Lazareth, welches wir zu einer Zeit, wo nicht die geringste Gefahr der Pest vorhanden war, besahen, liegt, in einer großen Ringmauer am Ufer des Meeres, nördlich von der Stadt. Man gelangt dahin auf einem bedeckten Gange, welcher mit bunten Kieseln bestreut ist. Es sind verschiedene Wohnungen darin, welche von einander getheilt, und theils für die Kranken, theils für die Genesenen bestimmt sind.

Wenn die Pest in der Stadt ist, machen die Aufseher abwechselnd die Runde, setzen Wachen bey den angesteckten Häusern, um alle Verbindung mit der Stadt zu hindern, versehen die vermögenden Kranken mit Leuten zur Wartung und bringen die Aermern mit allen ihren Sachen, die sich durch Räuchern reinigen lassen ins Lazareth.

Ohngeachtet der Vorsorge, welche die Griechen und selbst die einheimischen Türken wider diese Krankheit brauchen, schleicht sie sich doch manchmal unter sie ein, wegen des großen Zuflusses der fremden Türken, den man nicht hindern kann, der häufigen Ankunft der Kriegsschiffe, vielleicht auch wegen der Nachlässigkeit, mit der man die Schiffe visitirt, welche täglich unentbehrliche Nahrungsmittel aus Asien bringen. Die Pest von 1788, während welcher in kurzer Zeit 14,000 Menschen starben, wird noch lange als eine der traurigsten Begebenheiten in diesem Lande erwähnt werden.

Diese Aufseher haben sogleich die Besorgung des Hospitals der Aussätzigen, welches, in einiger Entfernung von der Stadt, in einem engen Thale liegt. Jeder Kranke hat eine kleine Wohnung und ein ganz kleines Gärtchen, welches er bebaut. Ich habe mit Bedauern angesehen, daß man die Aussätzigen im ganzen Morgenlande für Unheilbare ansieht, und deshalb keinem die Hülfe, wodurch er vielleicht wieder herzustellen wäre, angedeihen läßt. Ich bitte jeden europäischen Arzt, der nach Scios kommen sollte, sich auf diesen interessanten Gegenstand einzulassen. Die Gemeindevorsteher, die Sanitäts-Beamten und die Vornehmern der Stadt, werden ihnen die Beobachtungen und Versuche gern erleichtern.

Die türkische Toleranz, welche den Sciotes die Freyheit einer eignen Polizey, eigne Gerichtshöfe, und Richter gelassen hat, ist noch nachsichtiger in Rücksicht auf ihre Religion. Die Griechen, welche bey weitem zahlreicher, reicher und mächtiger als die Katholiken sind, haben ungefähr 700 Kirchen auf der Insel, was ohne Zweifel übertrieben scheint, mir aber von den unterrichtetsten Leuten zu Scios versichert ist. Die schwachen Lateiner haben, von ihren Gegnern verfolgt, jetzt nur noch vier Kirchen; eine in der Stadt, und drey auf dem Lande. Die Anzahl der Priester ist, wie man leicht denken kann, dieser ungeheuern Anzahl Kirchen angemessen. Es ist äußerst auffallend, sie mitten unter den fanatischen Muselmännern alle Ceremonien der griechischen und römischen Religion zur Schau tragen zu sehen. Die Prozessionen und Begräbnisse ziehen eine ungeheure Folge von Begleitern hinter sich her; die Priester ziehen in Chorhemden, in Stolen durch die Straßen, vorauf ein langes Kreuz mit einem ungeheurem Gefolge von Gläubigen die Wachskerze in der

Hand. Der wilde Muselmann sieht sie ohne Murren einhergehen, weil sie den Moscheen Ehrerbiethung erweisen, beym Anblick dieser heiligen Orte ihre Gesänge verstummen lassen und das Kreuz demüthig neigen.

Das Recht, Glocken in den Kirchen zu haben, kömmt bloß den Einwohnern der Mastix-Dörfer zu. Sie bedienen sich ihrer, um zum Hochamt, zur Messe, zur Arbeit, zum Sammlen des Mastix und zur Gemeinde-Versammlung zu läuten; auch braucht man sie zum Sturmläuten, im Fall eines Ueberfalls, oder in Feuersgefahr.

Außer den lateinischen Kirchen, welche ich erwähnt habe, giebt es drey Mönchsklöster unter französischem Schutz. Die Kapuziner halten sich für die Eigenthümer des Konsulathauses, welches einen Theil ihres Klosters ausmacht. Die Mönche waren lange vor unserer Ankunft zu Scios ausgezogen, und die Kapelle war verlassen, seitdem der Konsul nicht mehr die Messe bezahlte.

Das älteste und kostbarste Monument, welches diese Insel besitzt, ist, was man die Schule des Homers nennt. Vier Meilen nördlich von der Stadt, am Fuße des Berges Epos, findet man am Meeresufer einen Kalkfelsen, dessen Gipfel platt gehauen ist, der Durchmesser beträgt etwa zwanzig Fuß. Auf dem Gipfel ist eine kreisförmige Bank, in deren Mitte ein viereckiger Stein steht, welcher etwa anderthalb Fuß hoch ist, und auf jeder Seite das Bild eines fast ganz verloschnen Sphinxes hat. Dies Denkmal halten die Einwohner für den Ort, wo Homer seine Landsleute belehrte und vergnügte; denn sie sind überzeugt, daß Scios sein Geburtsort war.

Diese Meinung wird von Einigen lebhaft unterstützt, von Andern wieder heftig bestritten, so, daß es

unentschieden bleibt. Die gelehrtesten Einwohner von Scios führen unter andern ein Kunstwerk von grauem Marmor an, welches man noch vor Kurzem zu Erythes als einen alten Zierath des Hauses, worin Homer geboren sey, zeigte. Sie berufen sich auch auf den vortrefflichen Wein, welchen die Hügel von Erythes, die an die arvisischen Felder grenzen, hervorbringen, welcher seit den ältesten Zeiten auf Scios unter dem Namen Homerischer Nectar bekannt ist. Wollte man ihnen Glauben beymessen, so hätte er diesen Nectar in seiner Jugend getrunken, und er wäre auf den Altären vergossen, welche man dem Homer, als ihn seine Gedichte unsterblich gemacht hatten, errichtete.

Zwey Meilen hinter der Schule des Homers liegt der Delphinen-Hafen, an welchem das alte Delphinium lag. Die Kriegsschiffe legen hier im Winter bey, indeß sie im Sommer es sicherer und bequemer finden, in der Nachbarschaft der Stadt Scios zu ankern.

Wenn man die spalmadorischen Insel vorbey gekommen ist, kommt man nach Cardamyla, wo man nach Tournefort, die Ruinen eines Tempels findet, welchen man nach ihm dem Neptun geweiht hat. Wir sind bey Cardamyla nicht ausgestiegen, aber den Tag nach unsrer Abreise von Mitylene, sehr nahe vorbey gekommen. Die Küste ist hoch und steil, der an mehreren Orten kahle Felsen schien uns durchaus kalkig. Westlich von der Insel sieht man, nahe bey Pirghi, auf einer kleinen Ebene an der Küste die Ruinen des alten Phanum. Dieser Ort, welcher heutiges Tages Phana heißt, zeigt Haufen von Schutt und behauenen Steinen; aber man findet weder Inschriften, noch Säulen, oder Basreliefs: der Ankerplatz würde wegen des Nordwestwindes im Winter großen Fahrzeugen gefährlich seyn. Die arvisischen Hügel und Felder, welche ehe-

dem wegen der Vortrefflichkeit ihres Weins so berühmt waren, liegen weiter nordwärts und gehören zu Voliſſo.

Bey den erſten Reiſen, welche wir auf der Inſel unternahmen, führte man uns nach Sclavia, welches zwey Meilen ſüdlich von Scios liegt. Eine lebhafte, friſche und reichliche Quelle entſpringt am Fuße einiger Kalkfelſen, und bewäſſert die darunter liegenden Gärten. Dieſer wirklich ſchöne und maleriſche Ort wird im ganzen Lande verehrt. Man ſchreibt dem Waſſer eine Menge Tugenden zu, und glaubt, daß die ſchöne Helena ſich in ihm gebadet haben ſoll, als ſie die Inſel bewohnte.

In Rückſicht auf alte Bildhauerkunſt findet man auf Scios kein Denkmahl; wenn es nicht zwey Büſten ohne Kopf ſind, welche in der äußern Wand eines, von den Genueſern erbaueten, Landhauſes, nahe bey der Stadt eingemauert ſind. Der Viceconſul Digeon hielt ſie für zwey Büſten der Iſis, an denen man den egyptiſchen Meißel unter den Ptolemäern noch erkannte, aber der Panzer, womit ſie bekleidet ſind, und ein Zierath von Metall, welches ſie wahrſcheinlich auf der Bruſt trugen, wie man aus den Löchern an dieſer Stelle vermuthen kann, ſcheinen mir zu beweiſen, daß dieſe Büſten viel neuer, und wahrſcheinlich das Werk der Genueſer ſind.

Man trifft noch in den meiſten Dörfern Stücken von Säulen, und Ueberbleibſel von Capitälern, aber nirgends eine Spur von alten Gebäuden oder Tempeln; die Zeit und die Hand des Menſchen hat Alles zerſtört.

Maſtix muß als das wichtigſte Produkt der Inſel angeſehen werden, weil ihm die Einwohner von Scios einen Theil ihrer Privilegien, und die Landleute ihre

Unabhängigkeit und Bequemlichkeit verdanken. Der Mastixbaum, welcher dieses Gummi hervorbringt, unterscheidet sich nicht von dem im mittäglichen Europa, und den übrigen Inseln des Archipelagus. Man findet in Scios nur einige unbedeutende Varietäten mit viel größern Blättern, welche durch die Cultur erzeugt, und durch Absenker und Pfropfreiser vermehrt werden.

Um Mastix zu erhalten, macht man vom 15ten bis 20sten Julius (nach dem griechischen Kalender), in den Stamm und die Hauptäste des Baumes, leichte und zahlreiche Einschnitte. Es läuft nach und nach aus diesen Einschnitten ein flüssiger Saft, welcher sich unmerklich verdickt, und entweder, in Tropfen von verschiedener Größe, am Baume sitzen bleibt, oder abfällt, und auf der Erde gerinnt, der erste ist der gesuchteste. Man löset ihn mit einem scharfen eisernen Instrument ab, welches am Ende einen halben Zoll breit ist. Oft legt man Tücher unten an den Baum, damit der Mastix, welcher abträufelt, sich nicht mit Erde oder Schmutz vermischen möge.

Nach den Verordnungen, welche hierüber gemacht sind, darf die erste Lese nicht vor dem 24sten August geschehen; sie dauert acht Tage hinter einander, nach welchen man bis zum 25sten September neue Einschnitte macht. Hierauf wird zum zweyten Male gesammlet, welches abermahls acht Tage dauert; wenn diese vorüber sind, macht man keine Einschnitte weiter, aber man sammlet den Mastix, welcher noch nachquillt, jeden Montag und Dienstag bis zum 19ten November. Nach diesem Termin ist das Lesen des Mastix verboten.

Die Zucht des Mastixbaums ist einfach und leicht: sie besteht mehr in Reinigung des Bodens, als im Umgraben. Man beschneidet die Bäume nicht, und hütet sich sehr, ihm einen schönen Stamm zu verschaffen, weil

man

man bemerkt hat, daß die kriechenden Bäume mehr Maſtix, als die gerade emporgewachſenen, geben.

Er iſt eigentlich mehr ein Strauch, als ein Baum; der Stamm erreicht kaum ſieben bis acht Zoll im Durchmeſſer, und die Höhe beträgt ſelten mehr als zwölf bis funfzehn Fuß.

Der Conſul Digeon theilte uns eine Entdeckung mit, welche bekannt zu werden verdient. Da es verboten iſt, den Maſtixbaum außer den vorgeſchriebenen Grenzen zu pflanzen, ſo glaubte ein Türke, das Geſetz zu umgehen, und deſſen ungeachtet Maſtix zu erhalten, indem er Maſtixzweige auf junge Terpentinbäume pfropfte; die Pfropfreiſer kamen ſehr gut fort; aber er erſtaunte nicht wenig, als er einige Jahre darauf aus den Einſchnitten eine Subſtanz laufen ſah, welche den Geruch und die Eigenſchaften des Maſtix, aber die Flüſſigkeit des Terpentins hatte.

Man ſammelt den Maſtix in ein und zwanzig Dörfern ſüdlich von der Stadt; es liegen noch drey andere weſtlich, deren wenig ergiebige Pflanzungen verlaſſen ſind. Sie haben nichts deſto weniger ihre alten Namen und Vorrechte behalten, und bezahlen ihre Abgabe in Kalk, ſeitdem ſie keinen Maſtix mehr liefern.

Die Produktion beſteht in gewöhnlichen Jahren aus 50,000 Centner und darüber. 21000 gehören davon dem Aga, welcher den Maſtix in Pacht hat, und werden ihm von den Bauern als Abgabe entrichtet; vom übrigen wird ihnen der Centner mit 50 Paras (etwa 16 Sous) das Pfund bezahlt, und es iſt ihnen bey harter Strafe verboten, an einen andern als den Pächter etwas zu verkaufen oder zu verſchenken.

Der vortrefflichſte Maſtix wird nach Conſtantinopel für den Pallaſt des Großherrn geſchickt; der nächſte an Güte geht nach Cairo in die Harems der Mammelucken;

in den Handel kommt gewöhnlich eine Mischung von der zweyten und dritten Güte.

Die Weiber von Scios, haben, so wie die Türken, Griechen, Armenier und Juden im ganzen Reiche, die Gewohnheit, beständig Mastix im Munde zu haben. Diese harzige, wohlriechende Substanz löst sich leicht auf, sie wird weich, und durch die Wärme und den Speichel ganz weiß; sie reinigt die Zähne, giebt dem Athem einen angenehmen Geruch, stärkt den Magen, und führt der Brust heilsame balsamische Ausdünstungen zu, welche sogar im Stande sind, die Lungenschwindsucht zu verhindern, der die Bewohner des Archipelagus sehr ausgesetzt sind.

Der Terpentin von Scios wird täglich seltner; kaum sammelt man noch 200 Centner, anstatt daß man ehedem doppelt so viel erhielt. Man schneidet tief in den Baum, anstatt ihn zu ritzen, und hängt ein kleines irdenes Gefäß darunter, um den herausquellenden Saft aufzufangen. Der Terpentinbaum erreicht eine beträchtliche Dicke. Man sieht einige neben dem armenischen Kirchhof zu Constantinopel, an dem Wege nach Bujukdere, welche so dick, wie die stärksten Nußbäume sind.

Die Weiber von Scios sind sehr eifrig auf seine Frucht, sie lieben den harzigen und aromatischen Geschmack seines Kerns eben so sehr, wie die Mandeln, und da er kaum so groß, wie eine Erbse ist: so essen sie ihn mit der Schaale und der äußern Hülse.

Man nennt ihn hier Cicudia, ein Wort, dessen Bedeutung man in keiner morgenländischen Sprache antrifft.

Obgleich die Baumwolle in Scios sehr häufig ist, so reicht sie doch nicht für die zahlreichen Manufakturen hin, sondern man muß eine beträchtliche Menge aus

Romelien und der Asiatischen Küste einführen. Man verfertigt einfache, glatte und rauhe, und auch grobe blaugestreifte Zeuge daraus. Die Bauerweiber spinnen die Baumwolle auf dem Rade: sie verfertigen auch Strümpfe und Mützen daraus, die sie in der Stadt verkaufen.

Man schätzt den Ertrag der Seide in gewöhnlichen Jahren auf 10 bis 12,000 Centner: er beträgt zuweilen 15,000, was aber noch lange nicht für die Manufakturen der Stadt hinreicht; indem man jährlich aus Brussa, Adrianopel und Syrien an 20,000 Centner zieht. Der Maulbeerbaum, den man zu Scios baut, ist derselbe, den wir unter dem Nahmen des schwarzen oder spanischen kennen. Einige Privatleute ziehen aus der Frucht ein schwaches aber angenehmes Aquavit. Die Blätter eines ausgewachsenen Baumes kosteten zwey bis drey Piaster.

Die Insel bringt Korn, Gerste, Wein, Oehl und einige Gemüse hervor; aber diese reichen so wenig für die Anzahl der Einwohner hin, daß man von allen Orten her Lebensmittel einführen muß. Das Korn reicht kaum für drey, und der Wein, welcher größtentheils süß und stark ist, für sieben bis acht Monate. Der mit Sorgfalt verfertigte Wein ist von der nähmlichen Güte, als Malaga, Frontignac und Cyper-Wein, wenn er ein wenig gelegen hat.

Das Oehl ist in guten Jahren zu den Bedürfnissen der Einwohner hinlänglich, in schlechten führt man es von Mitylene ein. Man macht hier, wie im ganzen Orient, eine große Menge Oliven, auf die oben beschriebene Art in Salz ein.

Die Pomeranzen, Citronen, Limonen und Cedrat, die man im Winter und Frühling nach Constantinopel, Adrianopel und Smirna führt, sind ein beträchtlicher

Handelsartikel, den man in gewöhnlichen Jahren auf zwey Millionen Livres berechnet. Aus dem Citronen- und Cedrat-Saft, den man mit Zucker und Honig einkocht, wird auch ein sehr angenehmer und gesuchter Syrup verfertigt; er geht nach Constantinopel, Cairo und ins schwarze Meer. Die Schaalen dieser Früchte werden mit Zucker und Honig eingemacht, und in die ganze Levante verschickt.

Man macht auch die Galläpfel mit einer Art Salbey (salvia pomifera) auf dieselbe Art ein, diese Confiture ist sehr beliebt und sehr gesund. Die Scioten benutzen dazu nicht allein die Galläpfel ihres Landes; sondern auch die, welche sie von den benachbarten Inseln erhalten.

Auch der Rosenstock ist ein wichtiger Gegenstand der Cultur, theils wegen der großen Menge Rosen-Conserve, die man bereitet, theils des Oehls wegen, das man aus ihnen zieht.

Die trocknen Feigen werden geschätzt, und gehen fast alle nach Smirna und Constantinopel. Die Kaufleute von Smirna schicken sowohl aus Scios, als auch aus Klein-Asien für 100,000 Livres Feigen nach Europa.

Man trifft in den meisten Gärten den Brustbeerbaum (sebestier) an, dessen längliche Frucht, von der Größe einer kleinen Olive, einen vortrefflichen Leim enthält, und im ganzen Morgenlande zum Vogelstellen gebraucht wird.

Man baut hier eine Art Pflaumen (verdassier); die Frucht ist dick, länglich, hellgelb und sehr schmackhaft. Sie reift im Julius und währt höchstens drey Wochen. Die Einwohner benutzen sie als einen Handelszweig: sie schälen die Frucht, trocknen sie an der Sonne, und schicken sie nach Smirna und Constanti-

nopel, wo der Centner davon zu zwey Piaster verkauft wird.

Das Wachs reicht nicht zu der großen Consumtion in den Kirchen, sondern es wird aus Griechenland und Natolien eingeführt; auch Honig wird zum Einmachen der Früchte von dorther gebracht, den griechischen aber hält man für den besten.

Man zählt ohngefähr 500 Seidenarbeiter, welche die Stoffe von Lion und die indischen, welche von Damaskus und Aleppo kommen, mit Glück nachahmen, und die letztern sogar übertreffen. Man verfertigt auch eine ansehnliche Menge seidne Schnüre, welche besser als die von Constantinopel und Brussa sind. Sie dienen zur Einfassung der türkischen Kleidung und man verfertigt auch goldne und silberne für die Weiber. Die Anzahl der Baumwollenarbeiter ist weit geringer.

Man schätzt den Betrag der verschiedenen zu Scios verfertigten Stoffe über sechs Millionen Livres.

Siebenter Abschnitt.

Abreise von Scios. Aufenthalt zu Tschesme, Tine, Andros, Myconi, Delos, Naxia, Paros und Antiparos.

Nachdem wir zu Scios drey Monate lang umsonst auf Nachricht von Paris gewartet, und dem Bürger Descorches einige Bemerkungen über die bisher durchreisten Länder mitgetheilt hatten, beschlossen wir nach Creta zu reisen, und unterweges die Insel und wichtigen Orte zu besuchen: wir reisten daher den 10ten May auf ei-

nem griechischen Fahrzeuge ab, und kamen nach vier Stunden in Tschesme an, einer kleinen asiatischen Stadt, Scios beynahe gegenüber, mit einem geräumigen Hafen. Eine ziemlich große, von den Genuesern erbauete, Citadelle erstreckt sich bis ans Ufer und bedeckt den Hafen nebst der Stadt.

Tschesme ist auf den Ruinen von Cyssus erbaut: sein Hafen, welcher ehedem durch den Sieg der römischen Flotte über die des Antiochus, berühmt war, ist es heut zu Tage nicht weniger durch die Verbrennung und gänzliche Vernichtung der türkischen Flotte im Jahre 1770. Aber die Römer benutzten ihren Sieg, während die Russen, ob sie gleich Herren des Meeres und von einem günstigen Winde unterstützt waren, es nicht wagten, durch den Hellespont zu fahren, und vor den Mauern des Serails dem Sultan Mustapha die Friedensbedingungen vorzulegen.

Die Geographen setzen zwey oder drey Meilen nördlich von Tschesme, im Grunde einer Bucht, das alte Erytraea, welches durch das sibyllinische Orakel berühmt war. Ich wollte mich zu Fuß dahin begeben, während mein College zu Tschesme den nöthigen Mundvorrath einkaufte; die Stadt und einige Kalkhügel ließ ich rechts liegen, und gieng über ein unebnes Land von bebaueten Feldern und nackten Hügeln, bis ich nach einer Stunde Weges zu einer Ebene gelangte, welche an die erwähnte Bucht grenzte.

Nahe am Meer sah ich eine Quelle, welche heiß und von sauerm Geschmack war: in der Gegend umher erzeugte sich Seesalz. Neben der Quelle lag ein schlechter Kahn, und da ich hörte, daß es hier Bassins zum Baden gäbe, näherte ich mich ihnen, zog mich aber zurück, als ich Türken bemerkte. Gleich darauf kamen zwey, mit dem Yatagan in der Hand, auf mich los,

und ſchimpften mich Hund und Ungläubiger. Ich hatte nur einen griechiſchen Bedienten mit mir, der mir, ſeiner Stärke ungeachtet, wenig helfen konnte; aber ich entblößte augenblicklich meinen Stockdegen, und rief ihnen mit feſter Stimme zu: ſie ſollten ſich den Augenblick entfernen, oder ich würde ihnen durch den Aga von Tſchesme fünfhundert Stockſchläge geben laſſen. Dieſe Drohung, und vorzüglich mein Degen, wirkte auf die Türken: „Es iſt ein Narr, es iſt ein Franzoſe,“ ſagten ſie, „laßt ihn gehen!“

Ich hielt es indeſſen nicht für rathſam, die Ruinen von Erytraea zu beſehen, ſondern ſammelte einige merkwürdige Pflanzen, und gieng zurück nach dem Hafen.

Die Gegend um Tſchesme bringt Korn im Ueberfluß hervor. Man bauet etwas Oehl und viel Roſinen. Von dieſem Hafen erhält Scios den größten Theil ſeiner Nahrungsmittel, und unterhält die Verbindung mit Smirna.

Den folgenden Tag ſegelten wir mit einem ſchwachen Nordwinde nach Naxia, vor uns unterſchieden wir deutlich Andros, Tine, Myconi, Nicaria und Samos. Unſer Fahrzeug fuhr auf Myconi zu, wo wir noch vor Nachts anzukommen hofften; aber gegen Abend erſchienen nordweſtlich einige Wolken, ſo, daß wir einen Sturmwind befürchteten. Er kam wirklich, war aber von kurzer Dauer. Als ſich der Wind gelegt und die Wolken zerſtreut hatten, verlangten die Matroſen Wein; wir gaben ihnen etwas, und baten ſie, mäßig zu trinken. Das Wetter blieb heiter; wir ſchliefen die Nacht ſehr ruhig, und fanden uns den Morgen beym Erwachen dicht bey Tine, wo wir ausſtiegen, um uns einen Augenblick zu erholen.

Wir landeten östlich in einer kleinen Bucht, die mit Kalkfelsen umgeben war, auf welchen wir den dornenlosen Kapernstrauch wachsen sahen, dessen Blätter dicker und saftiger, als die des gemeinen sind. Wir erstiegen darauf einen Berg, um Pflanzen zu suchen, worauf wir uns wieder unter Segel begaben, und bey der kleinen Stadt San-Nicolo landeten, welche an dem Orte der alten Hauptstadt steht. Die Citadelle liegt vier Meilen tiefer ins Land hinein, auf einem sehr hohen Hügel.

Tine ist nach Scios die industriöseste Insel des Archipelagus, weil sie am meisten Freyheit und Begünstigung von der Regierung genießt. Kein Türke hindert hier die Einwohner durch seine Gegenwart, oder durch seine Gewalt. Die Insel hat eine Obrigkeit, welche das Volk jährlich ernennt, und diese Stellen, welche mehr ehrend als einträglich sind, werden nur denen zu Theil, welche sich durch Rechtschaffenheit und Patriotismus auszeichnen.

Man zählt vierzig Städte oder Dörfer, welche nach den Regierungsverzeichnissen 15,800 Seelen enthalten, nähmlich 19,000 Griechen und 5,800 Katholiken.

Die Insel ist in 2,200 Feuerstellen, und die Aecker in 474,064 Asper getheilt. Der Asper gilt fünf Piaster, so daß ein Feld, welches 100 Piaster werth ist, zwanzig Asper in den Registern geschätzt wird. Jeder Asper giebt zwey Paras Abgaben, welche zur Besoldung einiger türkischer Aga's in Constantinopel angewandt werden.

Um die Summe voll zu machen, welche die Pforte noch für den Capudan-Pacha, für außerordentliche Ausgaben und für die Regierungskosten verlangt, bezahlt jeder Einwohner nach Verhältniß seines Vermögens noch einige Para's mehr.

Jedes Grundeigenthum wird in zwey Regiſter eingetragen: deren eins in den Händen des katholiſchen, und das andere des griechiſchen Controlleurs ſich befindet.

Damit die türkiſchen Agas keinen Tſchocadar zur Einkaſſirung der Abgaben ſenden mögen, ſchicken ihnen die Einwohner das Geld mit der größten Pünktlichkeit; ſie vermeiden hierdurch die Koſten, welche dieſer Beamte verurſachen, und die Plackereyen, die er als Muſelmann und Gewalthaber begehen würde.

Die ſämmtlichen Abgaben belaufen ſich mit den Koſten auf 36,234 Piaſter, welches für die Größe der Inſel beträchtlich, aber der Bevölkerung und Induſtrie nach, gering iſt.

Tine bringt in guten Jahren hinlänglich Gerſte; aber kaum für drey oder vier Monate Korn hervor. Es giebt kein anderes Gemüſe als Bohnen und Kichererbſen, deren Mehl man, wie auf Scios, mit dem Korne zum Brodbacken vermiſcht. Das Hammelfleiſch iſt ſo reichlich, daß man jährlich für 5 bis 6000 Piaſter ausführt.

Oel wird auf Tine nicht gewonnen, die Oliven werden eingeſalzen und im Lande verzehrt. Der Wein iſt hinreichend, die hier ankernden europäiſchen Schiffe damit zu verſehen. Es giebt Feigen, Orangen, und einige andere Früchte und Gemüſe in hinlänglicher Menge für das Bedürfniß der Einwohner. Zuweilen führt man noch etwas nach Scios und Smirna aus. Honig und Wachs, Baumwolle und Wolle werden gewöhnlich im Lande verbraucht.

Die Seide iſt der einzige Artikel, deſſen Ausfuhr in Betracht kommt; ein großer Theil der Inſel iſt mit Maulbeerbäumen bepflanzt, und faſt alle Weiber beſchäftigen ſich mit der Zucht der Seidenwürmer und der

Behandlung des Cocons. Es werden jährlich zwey bis drey tausend Ocken grobe Seide ausgeführt, welche man zu Schnüren und Borten für die Kleidungen beyder Geschlechter in Scios, Smirna und Constantinopel verarbeitet. Man baut auf Tine und den Cycladen den weißen Maulbeerbaum, welchen man ohne weitere Cultur wachsen läßt.

Der Boden der Insel ist größtentheils nicht sehr fruchtbar; ausgenommen auf einigen Ebenen und in feuchten Thälern. Die Einwohner ersetzen die Fruchtbarkeit durch mühsame Bearbeitung und eine Thätigkeit, die man selten im Morgenlande antrifft. Der Reiche ist hier so wenig müßig als der Arme, der eine ist Handelsmann, Krämer oder Güterbesitzer, der andere Künstler, Matrose oder Tagelöhner.

Die Weiber sind eben so thätig; sie beschäftigen sich mit der Haushaltung, der Zucht der Seidenwürmer, dem Landbau; und jeden Tag nehmen sie die Nadel, oder Spindel zur Hand, oder stricken seidne Strümpfe, welche wegen ihrer Dauer von Europäern gesucht werden *).

Die Europäer und Griechen von Smirna, Constantinopel und Salonich halten viel auf Gesinde von Tine; vorzüglich hält man die Mägde für geschickter, reinlicher und ehrlicher als von den meisten Inseln des Archipelagus. Ihre Anzahl ist so beträchtlich, daß alle zehn bis vierzehn Tage ein Schiff mit Mädchen nach Smirna geht, um die zu ersetzen, welche nach vier oder fünf Dienstjahren zurückkehren, um sich mit ihrem ersparten Vermögen zu verheirathen.

*) Eben dieses versichert Sonnini in seiner Voyage en Grece et en Turquie. T. II. S. 315. aber ihre Einfuhr ist in Frankreich verboten.

Eben so geht alle Monat ein Schiff nach Constantinopel und alle Jahre eins nach Salonich.

Die Einwohner von Pyrgos, Isternia und Cardiani bearbeiten den Marmor in ihrem Gebiet für Smirna, Salonich und Constantinopel. Sie verdienen dabey 20 bis 40 Para's täglich.

Andros ist von Tine nur durch einen Canal getrennt, welcher eine Meile breit ist, und welchen große Fahrzeuge, wegen der Klippen und Untiefen, vermeiden. Diese Insel hat etwa neunzig Meilen im Umkreise, Tine hingegen höchstens sechszig. Sie ist zwar so bergig, wie diese letztere, hat aber verhältnißmäßig mehr zum Ackerbau taugliches Land. Die Ebenen sind etwas größer, und eben so fruchtbar und gut bewässert. Es enthält etwa funfzig Dörfer; aber höchstens 12,000 Bewohner.

Andros ist das Chatoullengut einer Sultanin: ein türkischer Waiwode verwaltet die Polizey und sorgt für die Sicherheit der Insel. Sie giebt etwa 30,000 Piaster, theils an die Sultanin, theils an den Capudan-Pacha.

Die Seide ist das Hauptprodukt der Insel: man rechnet, daß jährlich 6000 Ocken ausgeführt werden. Man führt eine große Menge Pomeranzen nach Salonich, Athen und Morea. Das Korn, die Gerste, der Wein und das Oel reichen gewöhnlich für die Consumtion der Einwohner hin. Die Insel bringt auch Gemüse, Kräuter, Honig, Wachs, Obst und Baumwolle hervor.

Den 14ten May verließen wir San-Nicolo und landeten bey Myconi, welches etwa zwölf Meilen entfernt ist. Der Boden nördlich und südlich von der Stadt bestand ganz aus Granit-Felsen. Die Insel ist unfruchtbar und uneben, indeß nicht so vergicht als

Naxos, Andros und Tine. Die Stadt liegt am Meeresufer, ist ziemlich groß und hat etwa 4000 Einwohner, welche die ganze Bevölkerung der Insel ausmachen. Die Einwohner sind theils Matrosen, theils Ackerleute. Sie bauen hinlänglich Gerste und Wein, so daß jährlich etwas ausführt wird. Die übrigen Lebensmittel werden auf der Insel verzehrt. Sie giebt 7,500 Piaster Abgabe.

Wir wollten desselben Abends nach Delos segeln; aber unsre Matrosen wollten lieber die Nacht in Myconi zubringen, wo sie guten Wein finden konnten, als am Meeresufer oder unter Ruinen, welche für sie nicht das mindeste Interesse hatten. Sie behaupten hartnäckig, daß Delos und die andern wüsten Inseln umher, der Zufluchtsort der Seeräuber wären, und daß es gefährlich sey, die Nacht darauf zuzubringen. Diese Leute sagten sie, begnügen sich nicht damit, die Reisenden auszuplündern, sondern sie tödten dieselben, und werfen sie, um nicht entdeckt zu werden, ins Meer. Dieser Grund war ohne Zweifel sehr triftig, da wir aber den folgenden Tag unter diesen Inseln zubringen wollten, so war es uns lieber, die Nacht dort zu schlafen. „Trinkt, sagten wir zu den furchtsamen Hasen, damit ihr Muth erlangt, und dann fort!“ Sie baten sich eine halbe Stunde aus, um von den Bergen umher zu spähen und gegen fünf Uhr Abends fuhren wir nach dem kleinen Delos ab, wo wir noch vor Sonnenuntergang ankamen.

Wir ankerten in dem kleinen westlichen Hafen der Insel: vor uns lagen zwey Inseln, Groß- und Klein-Rematiari und eine halbe Meile weiter hin, das große Delos oder die Insel Rhenäa. Wir bewirtheten die Matrosen mit unserm Wein von Tenedos, und unserm Mundvorrath von Tschesme, um sie für die ungenosse-

nen Vergnügungen auf Myconi zu entschädigen: wir empfahlen ihnen vorsichtig zu seyn, und spazierten bis zu Einbruch der Nacht.

Die Unordnung und Verwirrung, welche die Ruinen einer berühmten Stadt darbieten, die Trümmer von Tempeln und Palläſten ſetzten die Reiſenden in Erſtaunen. Die Einbildungskraft verführt ihn auf einige Augenblicke; er ſieht noch die Monumente, deren Spuren übrig ſind, und verſchönert ſie in Gedanken. Jeden Augenblick bleibt er ſtehen; hier iſt der Tempel der Diana, des Apollo, hier wohnten die Prieſter. Weiterhin entdeckt er ein Gymnaſium, ein Theater, einen Säulengang, er findet einen Pallaſt, zertrümmerte Statüen: Bilder von Göttern, Helden, Wohlthätern des Volks. Ueberall Säulen, Capitäler, überall Marmor-Granit und Phorphyr mit erhabner Arbeit und Inſchriften. Er kann ſo viel Gegenſtände nicht auf einmal überſchauen, er hat nur ein Gefühl, alles zu bewundern.

Aber was für traurige Gedanken drängen ſich bald darauf jedem auf, welche babariſche Hand hat zuerſt mit Feuer und Schwerdt in dieſen verehrten Gegenſtänden gewüthet; welcher Gottloſe hat dieſe Tempel zerſtört, welche Frömmigkeit und Reichthum erbaueten? Wer konnte die Bildſäule eines wohlthätigen Gottes, eines ſchützenden Helden oder eines glücklichen Erfinders zerſchmettern?

Dieſe Inſel iſt nicht ſo hoch wie Tine, Naxos und Myconi; ſie iſt überall Schiefer und Granit, und zeigt nirgends eine Spur von Vulkanen oder was ſonſt die Wunder der griechiſchen Erzählungen aufklären könnte. Der Berg Cynthus iſt nur ein Granit-Felſen, welcher bloß der Erinnerung wegen erwähnt zu werden verdient.

Den 15ten May wollten wir auf unserer Fahrt nach Naxos die Ostküste von Groß-Delos berühren; wir fuhren zwischen der großen und kleinen Rematiari durch, und stiegen an dem Orte aus, wo der Boden noch mit Ruinen und Grabmälern bedeckt ist. Man weiß, daß die Insel der Begräbnißort für die Einwohner von Delos ward, als man unter dem Archonten Ethydemus anfieng, es für unschicklich zu halten, daß ein heiliges Land die Überbleibsel menschlicher Körper bedecken solle.

Groß-Delos ist niedrig, fruchtbar und sehr geschickt zum Baue des Weinstocks und Oelbaums. Ohngeachtet ihrer Größe ist sie unbewohnt; die Einwohner von Myconi bestellen die fruchtbarsten Flecken, und weiden einige Heerden auf dieser Insel. Nirgends haben wir den Mastix- und Terpentinbaum so schön und häufig angetroffen. Unsere Matrosen fällten mehrere von diesen Bäumen, um Vorrath von Brennholz zu haben.

Eine Stunde nach Mittag setzten wir unsern Weg weiter fort, und kamen um 5 Uhr in den Hafen Naxia an der Westküste der Insel, Paros gegenüber, vor Anker. Dieser Hafen, welcher ehedem an 30 Galeeren fassen konnte, war durch einen Damm verschlossen, den man bey ruhigem Wetter deutlich bemerkt. Er liegt mehrere Fuß tief unter dem Wasser; allein die kleinern Schiffe sind zu jeder Jahreszeit im Hafen sicher. Die größern Fahrzeuge können im Sommer außerhalb des Hafens, an dem Felsen, auf dem man die Ruinen des Bachustempels sieht, ankern; aber dies dürfen sie im Winter nicht wagen, weil ein starker Nordwestwind sie auf die Küste werfen würde.

Die Stadt liegt auf einem Hügel am Ufer: unter den venetianischen Fürsten ward sie durch eine Citadelle und Mauern, welche die Türken größtentheils zerstört

haben, vertheidigt. Die Katholiken wohnen als ehemalige Herren des Landes innerhalb der Mauern, die Griechen haben den Theil der Stadt, östlich vom Schlosse, welcher die neue Stadt, *Neio-Kopio*, heißt, inne.

Die alte Stadt erstreckte sich gegen Norden nach der Quelle der Ariadne hin. Hinter dem Schlosse sind noch einige Spuren einer unterirdischen Wasserleitung, welche wahrscheinlich das Wasser eines Bachs, der vier bis fünf Meilen östlich fließt, der Stadt zuführte, und heutiges Tages die Ebene von Naxia bewässert.

Die Quelle der Ariadne würde jetzt die Aufmerksamkeit der Reisenden gar nicht reitzen, wenn man sich nicht erinnerte, daß sich hier Ariadne der Verzweiflung überließ. An diesem Ufer bemerkte sie das Schiff, welches ihren Geliebten hinweg führte, und hierher kam Bacchus, von ihrer Schönheit gerührt, sie zu trösten.

Bacchus hatte einen Tempel zu Naxos. Man sieht noch die Thüre und die Grundlage auf einer kleinen Insel neben der Quelle der Ariadne; eine Brücke vereinigte diese Insel mit der großen, und eine Wasserleitung führte den Priestern innerhalb des Tempels das nöthige Wasser zu.

Beym Graben, zur Grundlage eines Hauses, am Meeresufer hat man eine sehr schöne weibliche Statüe gefunden; Kopf und Füße mangelten, der Leib hatte an einigen Theilen gelitten, aber der Busen und ein Theil des Gewandes waren ganz unversehrt. Wir fanden sie in einem Hofe unter einem Schutthaufen; der Herr des Hauses schätzte sie nicht, und hatte sie schon mehrmals zerschlagen wollen, um die Stücke zum Baue zu gebrauchen.

Im nördlichen Theile der Insel liegt eine kolossalische Bildsäule des Apollo, welche der Bildhauer nicht

vollendet hat: sie befindet sich in der Nähe des Steinbruchs, aus welchem der Block gebrochen ist.

Naxos hat, wie die übrigen Inseln des Archipelagus, alle Veränderungen des Glücks erfahren, zu schwach, um lange unabhängig zu seyn, ward sie nach und nach mit den Athenienſern verbündet, von den Perſern erobert und verwüſtet, den Römern zinsbar, vom Marcus Antonius an Rhodus abgetreten, darauf den griechiſchen Kaiſern unterworfen, lange von venetianiſchen Fürſten beherrſcht, und endlich unter Selim dem Zweyten mit dem türkiſchen Reiche vereinigt.

Die Einwohner von Naxos haben den Vortheil, nach eigenen Geſetzen und von ſelbſt erwählten Richtern beherrſcht zu werden. Die Unwichtigkeit der Inſel und ihre Entfernung von der aſiatiſchen Küſte war Urſach, daß die Türken ſich nicht darauf feſtſetzten. Die Pforte begnügt ſich einen Waiwoden zur Ausübung der Polizey und Einkaſſirung der Abgaben hierher zu ſenden.

Obgleich Naxos freyer und unabhängiger als Scios iſt: ſo genießt es doch lange nicht das Glück jener Inſel. Der Handel iſt nicht lebhaft genug, der Ackerbau wird zu ſehr vernachläſſigt, und Kunſtfleiß findet man faſt gar nicht. Sollte man die Urſache hiervon wohl der Abneigung gegen Arbeit zuſchreiben können, welcher die Adelichen, die die beſten Ländereyen beſitzen, ſo ſehr ergeben ſind, und beynahe allen Ständen mitgetheilt haben?

Stolz auf ihren alten Adel, arm und eingebildet, voll Abneigung gegen Handel und Ackerbau, laſſen dieſe aus den erſten italieniſchen Familien herſtammenden Herren ihre zerſtörten Schlöſſer und faſt ganz unbebauten Ländereyen nach und nach in die Hände der Bürgerlichen gerathen, ohne daran zu denken, wie ſie durch Fleiß dieſen Verluſt erſetzen könnten.

Die

Die Bevölkerung der Insel beträgt nach den Verzeichnissen, welche uns die vornehmsten Bewohner mitgetheilt haben, über 10,000 Seelen. Die Abgaben der Grundstücke, die Kopfsteuer und die Zölle belaufen sich etwa auf 40 Beutel (40,000 livres), die Taxen ungerechnet, welche sie jährlich erlegen müssen, wenn der Capudan-Pacha mit seinem Geschwader im Hafen Trio auf Paros, vor Anker kommt.

Die Anzahl der Katholiken nimmt täglich ab; in der Stadt befinden sich kaum 600. Dessen ungeachtet haben sie noch einen Erzbischof, einen Coadjutor, sechs Domherren, einen Priester und mehrere Vicare. Sie haben auch ein Kloster zur Erziehung der Jugend, ein Capuziner-, ein Franziskaner, und ein Nonnenkloster. Die Griechen nehmen hingegen zu, und ihre Geistlichkeit ist weit zahlreicher und begüterter als die katholische. Alle religiösen Gebräuche geschehen hier im größten Prunk und Freyheit. Die Pforte bekümmert sich nicht im geringsten darum, was auf der Insel vorgeht, wenn nur die Abgaben richtig entrichtet, und allen türkischen Beamten gehorsamt wird.

Der Aufenthalt in Naxos würde sehr angenehm seyn, wenn nicht die müssigen Bewohner stäts in Streit begriffen wären, woran häufig die Glaubensverschiedenheiten Ursache sind.

Diese Insel ist mit hohen Bergen besäet, deren Grundlage aus Schiefer oder Granit besteht. Der auf ihn folgende weisse Marmor und der harte Kalkstein erzeugen die gute Bewässerung des Landes.

Als wir den höchsten Berg der Insel, Dia oder Zia genannt besuchten, sahen wir den Marmor mit der Inschrift, deren Tournefort erwähnt. Wir stiegen in einen steilen Schlund und kamen zu einer weissen Marmorgrotte, welche von den Inselbewohnern für

einen heiligen Ort gehalten wird, und worin man nichts Merkwürdiges sieht.

Vom Berggipfel genossen wir eine reizende Aussicht, gegen alle Himmelsgegenden hin entdeckten wir Inseln und zerstreute Felsen.

Die Weiber von Naxos kauen eine geruchlose Substanz, welche die Insel hervorbringt, und die mir ein Harz, oder vielmehr eine besondere dem Gummi elasticum nahe kommende Substanz zu seyn scheint. Hier fehlt es nicht an Myrten und Lorbeerbäumen, und wir fanden hier die Kretensische Staudennelke mit purpurfarbnen Blumen.

Korn liefert die Insel hinreichend, an Gerste werden jährlich gegen 12000 Zentner ausgeführt, das Oel ist mittelmässig, die edlen Früchte sind nicht sehr häufig, kleines Vieh ist hinreichend vorhanden. Die Wolle ist wie auf dem ganzen Archipelagus, schlecht. An Käse wird für beynahe 10,000 Livres jährlich ausgeführt. Südlich von der Stadt liegt ein kleines Salzwerk.

Nun besuchten wir das ehedem so wichtige, nur mehr von 2000 Seelen bewohnte Paros. Es ist von Naxos zwey Meilen entfernt, zwar weit kleiner aber tauglicher zum Ackerbau, doch fehlt es an Wasser.

Der Hafen Naussa ist einer der schönsten im Archipelagus, aber der benachbarten Sümpfe wegen ungesund.

Bey dem Hafen Marmara liegt das Fort St. Anton, ein wichtiger Platz.

Die neue Stadt ist auf den Ruinen der alten gebaut, und nur ein elendes Dorf. Noch bestättigen zerbrochene Säulen, Kapitäler, und Gesimse den ehemaligen Glanz.

Der Marpesus, westlich vom Hafen Marmara ist der höchste Berg der Insel. Er lieferte vorzüglich den Parischen Marmor.

Antiparos ist durch seine grosse Höhle merkwürdig, von der man nicht weiß, ob sie natürlich ist, oder von einem alten Steinbruch herrührt.

Die Baumwolle ist das Produkt, womit die Einwohner dieser Inseln ihre, etwa 8000 Piaster betragende Abgabe entrichten.

Achter Abschnitt.

Abreise von Naxia. Aufenthalt zu Nios. Produkte und Industrie der Einwohner. Abreise von dieser Insel. Ansicht von Sikinos und Pholegnndros. Ankunft zu Cimolis. Furcht der Einwohner. Beschreibung dieser vulkanischen Insel. Entstehung der Walker-Erde. Durchgrabung alter Grabmäler. Jagd auf Polino. Schlangen und wilde Ziegen auf dieser Insel.

Wir verließen Naxia den 8ten July Nachmittags, und nach einigen Stunden brachte uns der Nordwind, welcher gewöhnlich während des Sommers im Archipelagus weht, in den Hafen zu Nios. Beyde Inseln sind höchstens vier Meilen von einander entfernt; man rechnet aber acht derselben von einem Hafen zum andern; der auf Nios liegt an der Südwestseite der Insel, und Naxia, wie schon erwähnt, an der Westküste.

Die Stadt liegt eine halbe Meile vom Hafen, auf einem Hügel; sie ist ziemlich gut gebaut, und scheint den Platz der alten Stadt einzunehmen; denn man bemerkt an den westlichen Theilen noch eine Spur von alten Mauern.

Die Insel hieß Jos: sie ist hoch, bergig und von Thälern und kleinen Ebnen durchschnitten: sie ist lange nicht so fruchtbar als Paros. Der Grund besteht überall aus Schiefer und Granit, und die meisten Berge aus Kalk.

Die Bevölkerung von Nios beläuft sich auf 3,700 Köpfe, sämmtlich Griechen. Es giebt heut zu Tage nur zwey katholische Familien, mit Einschluß des französischen Agenten, auf der Insel; die öffentliche Ruhe wird daher nie, wie auf den mehrsten Inseln des Archipelagus, durch Kabale der griechischen Priester gestört, welche auf den Schutz eifersüchtig sind, welchen Frankreich der katholischen Kirche gewährt.

Nios bezahlt dem Capudan-Pacha beynahe 9000 Piaster, mit Inbegriff der Geschenke und Unkosten. Ein griechischer Waiwod, welchen die Pforte ernennt, erhebt diese Abgabe. Er wacht gleichfalls über die Polizey und verwaltet die Justiz mit sechs der vornehmsten Bürger, welche das Volk jährlich in einer allgemeinen Versammlung erwählt.

Da diese Insel zu klein ist, sich selbst zu erhalten, so hat sie fast immer das Schicksal der übrigen Cycladen erfahren. Die Geschichte würde wenig von ihr erwähnen, wenn nicht Homer, auf seiner Reise von Samos nach Athen, hier gelandet, und einige Tage darauf gestorben wäre. Die Einwohner errichteten ihm ein Grabmal, wovon aber seit langer Zeit schon keine Spur mehr übrig ist.

Die meisten Münzen von Nios haben auf der Rückseite einen Palmbaum; dieser Baum wird jetzt nicht mehr hier gebaut, und ist im ganzen Archipelagus selten: bey denen, welche wir auf Scio, Creta und Naxos gesehen haben, gelangen die Früchte nie zur Reife, da das Klima nicht heiß genug ist. Selbst in Egypten reift die Dattel selten, wenn der Baum zu sehr den kühlen Seewinden ausgesetzt ist.

Fast alle Einwohner dieser Insel sind Ackerleute, nur wenige von ihnen sind Matrosen und Handelsleute; da sie fleißig und arbeitsam genug sind, so machen sie den von Natur schlechten Boden ziemlich ergiebig. Sie versäumen nichts, um sich Dünger zu verschaffen, und das zu Gemüsen und Früchten bestimmte Land zu begießen.

Wenn die Feldarbeiten unterbrochen werden oder beendigt sind, beschäftigen sich die Weiber, die Baumwolle zu spinnen, welche sie gebaut haben, Strümpfe oder Mützen daraus zu stricken, welche sie an die Kaufleute oder Fremde verkaufen. So oft wir uns auf der Straße sehen ließen, liefen von allen Seiten Weiber herbey, um uns diese Waaren zum Verkauf anzubieten, und es war oft sehr schwer, sie los zu werden.

Dieser Fleiß setzt die Einwohner in den Stand, ihre Abgabe pünktlich abzutragen, und verschafft ihnen Bequemlichkeit, die man ihnen nicht auf den ersten Blick ansieht. Eine lange und traurige Erfahrung hat sie, wie alle türkischen Unterthanen, belehrt, daß sie nicht zu viel Wohlhabenheit und noch weniger Reichthum zeigen müssen: die Abgaben würden nicht allein bald erhöht, sondern auch die Habsucht der türkischen Beamten könnte nur mit dem Ruin der Unterthanen gesättiget werden. Die Türken lassen die Ungläubigen recht gern

leben, wenn ſie nur Alles hergeben, was nicht zu den dringendſten Bedürfniſſen gehört.

Die Inſel liefert Wein für alle Einwohner, ſo wie auch für alle hier ankernden Schiffe.

In einem guten Jahre werden etwa 50,000 Ocken Oel von mittelmäßiger Güte gekeltert.

Korn, Gerſte und Gemüſe ſind gewöhnlich auf neun bis zehn Monate hinreichend. Man führt jährlich 8 bis 10,000 Ocken Baumwolle nach Ancona und Venedig aus: hierzu kommt noch eine große Menge Mützen und Strümpfe, welche nach Italien und dem ſchwarzen Meere gehen. Es werden auch einige baumwollene Zeuge verfertigt, welche auf der Inſel verbraucht werden.

Wachs und Honig wird nur wenig ausgeführt.

Die Zahl des Viehes beträgt etwa 4000 kleine Ochſen, ſechstauſend Ziegen und 300 Schafe. Die Ausfuhr des Käſes iſt unbeträchtlich.

Wir blieben nur drey Tage auf Nios: ein kleines raguſaniſches Schiff, welches nach Argenteria ging, beſtimmte uns, mit nach dieſer Inſel zu fahren. Wir gingen den 12ten Julius bey Tages-Anbruch mit einem ſchwachen Südoſtwind unter Segel, welcher gerade ſtark genug war, uns nördlich bey Sikinos vorbey zu bringen. Eine Windſtille hielt uns über drey Stunden in der Nähe dieſer Inſel auf, bis der Nordwind, welcher wie gewöhnlich wehte, Morgens um 9 Uhr, uns um ſie herum brachte.

Sikinoſi liegt ſieben bis acht Meilen ſüdweſtlich von Nios. Es iſt hoch, bergig, klein, und hat höchſtens zweyhundert Bewohner. Es iſt ohne Hafen und wird faſt gar nicht von Europäern beſucht. Die Produkte beſtehen in Korn, Gerſte, Wein, Baumwolle und Obſt. Sie bezahlt etwa 2000 Piaſter an den Capudan-Pacha.

Südlich drey bis vier Meilen davon, entdeckten wir bald Policandro, ehedem Pholegandros, welches etwas kleiner und nicht so fruchtbar als Sikinos ist. Gleich darauf entdeckten wir die kleine wüste Insel, ehedem Laguſa, jetzt Cardiotiſſa genannt, welche ziemlich in der Mitte von Sikinos und Policandro liegt. Wir fuhren darauf fünf bis ſechs Meilen ſüdlich von Siphanto, ehedem Siphnos, vorbey, und kamen um vier Uhr Abends in den Hafen von Argenteria vor Anker. Der Ankerplatz iſt im Sommer ſehr ſicher, und zu allen Zeiten durch die verbrannte Inſel, welche zwey Meilen davon liegt, gedeckt.

Am Abend begaben wir uns mit dem Capitain, zwey Bedienten und zwey Matroſen nach dem Dorfe, welches eine Meile von der Küſte auf einem Hügel liegt. Wir waren ſehr erſtaunt, daß wir die Einwohner bey unſerer Ankunft unter Waffen fanden, welche überall auf uns anſchlugen, um unſre Annäherung zu verhindern. Wir fragten daher nach dem franzöſiſchen Agenten, einem alten Matroſen, welcher den Kriegsſchiffen zum Lootſen dient. Wir wurden näher befragt, und nach unſern Antworten war keine Rede weiter vom Gefecht. Die Anführer legten ihre Waffen weg, kamen auf uns zu, entſchuldigten ſich, und luden uns nicht allein nach dem Dorfe ein, ſondern boten uns Alles an, ſo weit es in ihren Kräften ſtände.

Wir waren neugierig die Urſache dieſes allgemeinen Aufſtandes zu hören: unſre Erſcheinung vor dem Dorfe, ſo ſpät gegen Abend, in einer Anzahl, welche die Furcht verdoppelte, oder noch vergrößerte, hatte die unglücklichen Einwohner die Rückkehr der Räuber vermuthen laſſen, von denen ſie vor kurzem ausgeplündert waren.

Man erzählte uns, daß etwa zwanzig Mainoten ſie an einem Feſttage überfallen hätten, während ſie ſich

beym Weine belustigten, und nachdem sie sich der kleinen Anzahl Männer versichert hatten, wären sie in alle Häuser gedrungen, und hätten die besten Sachen geraubt. Ihre Grausamkeit war so weit gegangen, daß sie Weiber, Greise und Kinder auf tausend Arten peinigten, um die Orte von ihnen zu erfahren, wo ihr Geld versteckt wäre. Diese Schreckensscene dauerte eine ganze Nacht; das Fahrzeug, worauf die Mainoten gekommen waren, segelte des Morgens ab, ohne daß die Entwaffneten etwas anders thun konnten, als ihr Geschick zu beklagen, und zu wünschen, daß die Räuber mit ihrer Beute und den Wellen verschlungen werden möchten.

Die Mainoten oder Magnoten sind Griechen, welche den südlichen Theil des Peloponnes, die Gegend um Sparta, und vorzüglich die Gegend zwischen Mistra und dem Vorgebirge Matapan bewohnen. Als ein schwaches Ueberbleibsel der Lacedämonier sind sie so eifrig, wie ihre Vorfahren, ihre Freyheit zu vertheidigen, und ihre Unabhängigkeit zu erhalten. Die Türken haben zuweilen einen kleinen Tribut von ihnen bekommen, sie aber nie ganz unterjochen können. Sie sind Feldbauer oder Hirten, Matrosen oder Seeräuber, nach ihren Bedürfnissen und Umständen, und stets bereit die kleinen Dörfer, welche sie an den Meerbusen Coron und Colokythia bewohnen, zu verlassen, um sich in das Innere des Landes auf die Berge zurückzuziehen.

Bey dieser Kraft und Freyheitsliebe sieht man sie mit Bedauern als Räuber, welche nicht allein die unrechtmäßigen Besitzer ihres Landes, die Türken bekriegen, sondern auch zuweilen die armen Griechen auf den kleinen Inseln des Archipelagus überfallen, die doch einerley Interesse und eine Religion mit ihnen gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigen sollte.

Argenteria, welches ehedem Cimolis hieß *), hat seinen heutigen Nahmen von einer Silbermine, welche seit langer Zeit mit gutem Ertrag bearbeitet seyn soll. Um uns über diesen Punkt näher zu unterrichten, befragten wir den Agenten, die Vorsteher und mehrere Einwohner: alle versicherten, daß sie dieß wirklich von alten Leuten hätten erzählen hören, daß aber ein Blitz, welcher die Miene getroffen, keine Spuren davon übriggelassen habe. Die Nachsuchungen, welche wir darüber während unsers Aufenthalts, anstellten, waren fruchtlos. Wir fanden nichts, was die geringste Aehnlichkeit mit einer Mine hatte, so daß wir ihre Existenz bezweifeln mußten, wenn uns nicht die unpassende Antwort der Einwohner von dem Interesse herzurühren schien, welches sie haben, dieses den Türken zu verbergen, da diese gereizt werden könnten, nachzuforschen, was denn leicht eine ewige Quelle von Streitigkeiten werden konnte.

Die Geschichte dieser Insel hängt genau mit der von Milo zusammen, mit der sie immer gleiches Schicksal gehabt hat, da sie ihr so nahe liegt. Sie hat höchstens 18 Meilen im Umkreise und etwa 200 Einwohner. Sie ist unfruchtbar, bergig und vulkanisch; man sieht weder Ebene noch Thäler, noch Wiesen, und mit einem Worte, nichts, was den Einwohnern ihren Aufenthalt angenehm machen könnte. Einige zerstreute Weinstöcke,

*) Diesen Nahmen hatte sie von der bey den Alten sehr berühmten cimolischen oder unten beschriebenen Walkerde. Der Nahme ist auch noch nicht verschwunden, denn bey den Griechen heißt sie auch Kimoli. Eben diese nennen jene Erde Pilo Tsinnias, nach dem Orte wo sie gegraben wird.

sehr weniges Oel und Maulbeerbäume, viel wüstes Land, und nur kleine Strecken, die fähig sind, Gerste, Weitzen und Baumwolle hervorzubringen, ist Alles, was man auf Argenteria sieht; aber das unterirdische Feuer, welches sich überall, mehr oder weniger heftig, geäussert hat, verdient ohne Zweifel des Naturforschers Aufmerksamkeit.

Die Stadt liegt auf einem rothen Porphyr-Felsen, welcher nur wenig vom Feuer gelitten hat; die Masse ist sehr hart und einer guten Politur fähig; aber der Feldspath, welcher in weißen Punkten darin zerstreut liegt, ist zum Theil verwittert. In der Gegend umher findet man hell- und dunkelgrünen Porphyr, welcher aber nicht so schön und hart als dieser ist. Westlich und südlich von der Stadt sieht man überall weiße und rothe Porphyr-Felsen, welche mehr oder weniger verwittert sind. Der, welcher am meisten gelitten hat, läßt sich zerreiben, ist weich und leicht: im Wasser läßt er sich auflösen, und hat auf Leinwand die Wirkung der besten Walkererde. Dieser ist es, welchen die Alten Terra cimolea oder Erde von Cimolis nannten. Der Bürger Vauquelin, Mitglied des Nationalinstituts, welchem ich diese Erde mitgetheilt habe, hat sie chemisch zerlegt. Sie enthält:

Kieselerde	—	0,79
Thonerde	—	0,05
Kalk —	—	0,04
Salzsaures Natrum		0,02
Wasser —	—	0,10

Die Matrosen, welche hier landen, und die Einwohner bedienen sich dieser Erde als Seife, und sie leistet in der That dieselben Dienste. Sie ziehen indeß die vor, welche man auf dem Meeresgrunde im Hafen findet, weil sie reiner ist, sich schneller im Wasser auf-

löst, und das Zeug besser reinigt. Diese enthält nach Vauquelin:

Kieselerde	—	0,68
Thonerde	—	0,20
Salzsaures Natrum		0,05
Wasser	— —	0,07

Die Terra Cimolea, welche man auf dem erwähnten Felsen findet, zeigt beym Bruch sehr deutlich den Antheil Trapp vom Feldspath abgesondert. Man findet darinn unaufgelöste Krystallen von schwarzen Schörl; und was jeden Zweifel über den Ursprung des Felsens aufhebt, so trifft man alle Veränderungen, die er erfahren hat, von dem schönen rothen Porphyr bis zum gänzlich verwitterten an.

Kein Felsen scheint hier vom Feuer umgeworfen zu seyn, die, welche tief gespalten sind, findet man stets in grossen Massen, und zeigen weder Schichten, noch Flötze; indeß man an andern Theilen der Insel, z. B. an der Nordwestseite überall regelmäßige Schichten findet, welche mehr oder weniger verändert, und mit vulkanischer Asche, und fester oder poröser Lava vermischt sind. Man findet Schichten von Bimsstein, welche größtentheils in Staub aufgelöst sind.

Augenscheinlich ist ein Theil der Insel ehedem, durch die langsame und unmerkliche Wirkung des unterirdischen Feuers, oder seiner Dämpfe, verändert (wie wir es bald an Milo sehen werden); der andere durch Materien, welche ein Vulkan angeworfen und in regelmäßigen Schichten angesetzt hat, bedeckt worden, wie man es gleichfalls auf Milo, und vorzüglich auf Santurien findet.

Den folgenden Tag führten uns die Vorsteher, eine Meile von der Stadt, nach einem Ort am Meere, wo wir Ueberbleibsel von Backsteinen und Scherben bemerk-

ten. Dieſe zeigten uns hinlänglich die Lage der alten Stadt an; hätte die Tradition der Einwohner noch einigen Zweifel übrig gelaſſen. Wir ſahen auf einer Felſenbank von gelblich grauer Lava etwa 40 Vertiefungen neben einander, und etwas weiter hin auf einem ähnlichen Hügel, andere Löcher, welche erſt kürzlich gemacht zu ſeyn ſchienen: dieſe enthielten Kohlen, verbrannte Menſchenknochen und Stücke von irdenen Gefäßen. Eine Oeffnung in dieſem Hügel führte uns in eine Grotte, worin wir vier einfache Sarkophagen von ungleicher Größe, aus weißer, porphyrähnlicher Lava, die ziemlich hart, aber doch leicht zu bearbeiten ſchien, antrafen. Der Deckel fehlte, aber ſonſt waren ſie gut erhalten: ſie waren fünf bis ſechs Fuß lang, und zwey bis drittehalb breit. Die Grotte hatte die Geſtalt eines länglichen Vierecks von funfzehn Fuß Tiefe, und vor ihr war eine Art Vorſaal von acht Fuß Breite.

Dieſe Entdeckung bewog uns, in den Hügel an den Stellen nachgraben zu laſſen, wo es hohl klang, unſer Verſuch war glücklich. Beym erſten Nachgraben fanden wir einige plumpe Figuren aus gebrannter Erde, eine Kröte, einen Sphinx, einen Hahn und eine kleine Vaſe mit einem Henkel, von der Geſtalt der Hetruſciſchen. Da es ſpät war, und wir nur einen Menſchen hatten, den die Vorſteher von einem benachbarten Felde riefen, entſchloſſen wir uns, für heute unſere Nachforſchungen einzuſtellen, und des folgenden Tags mit einigen zwanzig Arbeitern wieder hin zu gehen, um den ganzen Hügel umzugraben, und vielleicht eine noch unentdeckte Katakombe zu finden.

Der Capitain unſers Schiffs lud uns ein, auf ſeinem Boote zurückzufahren, wodurch wir der Mühe überhoben wurden, zu Fuße zu gehen, oder wie Tags vorher auf Eſeln zu reiten, welche weder Zaum noch

Halfter, und nur sehr unbequeme Saumsättel mit vier langen Stücken Holz hatten, so wie wir sie fast überall in dem Archipelagus angetroffen haben.

Als wir das Cap, welches Milo gegenüber liegt, umschifft hatten, ward der Nordwind so heftig, daß wir an einem Orte aussteigen mußten, wo wir einige Klaftern über der Meeresfläche, eine Erdlage antrafen, welche versteinerte, halb verwitterte Muscheln vom Geschlecht Perna enthielt, die den Piemontesischen, von Langius abgebildeten, ähnlich sahen, und deren analoge Gattung den Naturforschern nicht bekannt ist. Diese Muscheln sind sehr dick: man findet zuweilen beyde Schalen zusammen, aber fast immer zerbrochen und im schlechten Zustande.

Da es ziemlich spät war, verdoppelten wir unsre Schritte, um, sobald wie möglich Arbeiter zum Graben zu erhalten. Durch die Hälfte ließen wir eine Katakombe aufgraben, welche wir nahe bey der ersten vermutheten, und durch die übrigen den Hügel durchwühlen, worin wir die Figuren gefunden hatten.

Als die Katakombe ganz geöffnet war, sahen wir im Hintergrunde einen Sarkophag, aus dem Felsen selbst gehauen, und eine plumpe irdene Vase mit engem Halse, die durch Ungeschicklichkeit des Arbeiters zerbrach. Die, welche den Hügel durchgruben, fanden in einer Tiefe von drey Fuß nichts als Kohlen, Knochen und zerbrochene irdene Vasen von jeder Gestalt und Größe. Wir bedauerten ein großes braunes Gefäß von etruscischer Form sehr, worauf mehrere Menschenfiguren roth gemahlt waren. Wir machten in der Gegend umher noch einige Versuche, aber, ohne etwas Wichtiges zu finden.

Wir erfuhren in der Folge, daß diese ganze Gegend schon mehrmahls durchgraben sey, theils von den

Einwohnern der Inseln, welche alte Schätze zu finden glaubten, theils durch Reisende, welche die Wißbegierde auf die Insel geführt hatte. Der Bürger Fauvel, den wir einige Jahre darauf in Athen trafen, hatte auch, auf Befehl des Herrn von Choiseul, welcher damahls Gesandter zu Constantinopel war, mehrere Nachsuchungen auf Cimolis angestellt, wodurch er einige Münzen und einige Zierathen der Frauenzimmer erlangt hatte.

Außer der Tradition, den Begräbnissen und Schutthaufen, beweisen noch mehrere Ueberbleibsel die Lage der alten Stadt aufs deutlichste: man findet hier an der Küste Gräben, in die Lava gehauene Canäle und Grotten, wahrscheinlich um die Fahrzeuge vor Regen und Sonnenhitze zu schützen. Zwey bis dreyhundert Klafter vom Meere sieht man in Bimsstein gehauene Höhlen, welche wahrscheinlich Wohnungen oder Begräbnisse, in einer unbekannten Epoche, gewesen sind. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, ähnliche Höhlen zu erwähnen, und unsere Meinung darüber anzuführen.

Die Einwohner dieser Insel sind so arm, daß es ihnen oft schwer fällt, die 15 bis 1600 Piaster jährliche Abgabe, an den Capudan-Pacha zu bezahlen. Die Baumwolle ist beynahe der einzige Artikel, wodurch sie Geld erhalten. Die Weiber beschäftigen sich das ganze Jahr hindurch, wenn es die Feldarbeiten erlauben, Baumwolle auf dem Spinnrade oder der Spindel zu spinnen, oder Strümpfe für die Europäer zu stricken. Die Schiffer finden zu jeder Zeit Schweine, Federvieh und Eyer für ihre Fahrzeuge; oft auch Vergnügungen, welche sie länger im Hafen aufhalten, als es ihre Pflicht und das Interesse ihrer Herren erlaubt.

Die Kleidung der Weiber auf dieser Insel ist so auffallend, wie fast auf allen Cycladen. Der Rock

reicht nicht bis ans Knie, das Hemde bis unter die Waden, so daß man ihre langen Hosen sieht, welche am Gürtel und unter dem Knie zugebunden werden. Sie tragen zwey paar Strümpfe, welche so ausgestopft sind, daß sie wie aufgeblasen aussehen. Der Busen wird durch ein Leibchen von Fischbein bedeckt: ein Stück Sammet, Atlaß oder anderes Seidenzeug mit einer goldnen, silbernen oder ausgenäheten Spitze, ziert die Vorderseite, und bey großem Staat werden zwey große gestickte Aermeln an dies Leibchen befestigt, und hängen beynahe bis auf das Knie herunter*). Die Arme bedecken sie im Sommer nur mit den Hemds Aermeln; der Kopf ist mit einem Tuch umwunden, welches unter dem Kinn herumgeht, und ein gewöhnlich hübsches Gesicht ganz unbedeckt läßt.

Polino, welche gewöhnlich die verbrannte Insel genannt wird, zeigt dieselbe Organisation, als Cimolis. Man sieht überall verwitterten Porphyr, weiße oder röthliche Felsen, und Spuren des Vulkans, welcher auf diese, wie auf die benachbarten Inseln, gewirkt hat. Sie liegt südöstlich von Cimolis, nordöstlich von Milo, ist klein, wüst und ganz ohne Wasser. Ob sie gleich mit Gras und Gebüschen bedeckt ist, so wagen die Bewohner von Cimolis nicht, ihre Heerden darauf zu weiden, weil sie glauben, daß die zahlreichen Schlangen sie bald tödten würden. Dessen ungeachtet versicherten sie, daß man wilde Ziegen, welche sich sehr

*) Diese Aermel sind von der übrigen Kleidung ganz abgesondert, stehen weit von der Schulter ab, und haben die Form eines steifen Ueberzuges. Man kann sich keinen abgeschmacktern Anzug denken, um so mehr, da diese langen, oben sehr weiten Aermel den Arm verhindern sich zu biegen.

vermehrten, und das Gift der Schlangen nicht fürchteten, auf Polino fände.

Es war interessant, zu erfahren, ob es wirklich wilde Ziegen auf dieser Insel gäbe, und ob die Schlangen so gefährlich wären, wie die Einwohner von Cimolis sie machten. Wir entschlossen uns daher, eine Jagdpartie daselbst anzustellen, und zwey Griechen, die man uns als sehr geschickt empfahl, mitzunehmen. Die Vorsteher sagten uns im Scherz, daß sie ein Gesetz hätten, wornach man ohne Erlaubniß nicht auf Polino jagen dürfe, und ihnen die Hälfte der Beute abgeben müsse. „Wir unterwerfen uns gern diesem Gesetz", antworteten wir, „wir wollen bloß die vierfüßigen Thiere behalten, und euch das übrige gern überlassen." Allein dieses war die Bärenhaut verkauft, ehe wir den Bären hatten.

Bruguiere, welcher die Beschwerden einer solchen Jagd nicht gut aushalten konnte, begnügte sich, Pflanzen und Landmuscheln zu sammeln, während ich die bergigsten Stellen der Inseln mehreremale durchstrich. Meine Führer suchten, wie Spürhunde, überall umher, erstiegen alle Felsen, durchkrochen alle Gebüsche, und zeigten einen Eifer, welcher einen bessern Erfolg verdient hätte. Sie jagten zwar einige der gesuchten Thiere auf, aber ich konnte sie niemals erreichen, und oft nicht einmahl von den Felsen unterscheiden. Ich schoß einigemahl mit Kugeln in einer großen Entfernung nach ihnen, ohne sie indessen zu verwunden. Ich glaubte in diesen angeblichen Ziegen den Moufflon zu erkennen, welcher bekanntlich auf Creta, Naxos und im ganzen mittägigen Europa häufig ist.

Unsere Schlangenjagd war glücklicher; ich schoß eine mitten entzwey; gegen Abend brachten meine Gefährten eine andere von einer verschiedenen Gattung, welche zur

Gat-

Gattung Boa gehörte. Aber die Viper, welche wir suchten, und die sich mehr oder weniger häufig auf allen Inseln des Archipelagus aufhält, konnten wir nicht entdecken. Die Boa turcica (griseo-flavescens, cauda brevissima, scutis dorsalibus minimis rotundatis subhexagonis) hat einen cylindrischen Körper von gelbgrauer Farbe, welcher mit vielen schwärzlichen, unregelmäßigen Flecken gezeichnet ist. Der Kopf ist länglich rund und abgestumpft, die Schnautze wird durch eine dreyeckige, breite und kurze Schuppe gebildet; die beyden nächsten Schuppen sind gleichfalls breit und kurz: die, welche den Leib bedecken, sind klein, rund, von gleicher Größe, beynahe sechseckig und schließen an einander: die Schuppen des Unterleibs, 172 an der Zahl, sind kurz und enge. Die Augen sind klein und tiefliegend, die Zunge gespalten und die Unterlippe rund. Der Schwanz ist stumpf und sehr kurz. Die Schwanzschuppen sind 22 an der Zahl.

Diese Boa hat keine hakenförmigen Zähne, weshalb sie unter die Unschädlichen gerechnet werden muß.

Neunter Abschnitt.

Ankunft zu Milo. Beschreibung dieser Insel. Ihr Vulkan, ihre Höhlen und mineralischen Quellen. Lage der alten Stadt; zahlreiche Katakomben in der Gegend umher.

Wir reisten den 16ten July mit dem Fahrzeuge von Cimolis ab, welches die Verbindung mit Milo unterhält, und die Leute, welche häufig von der einen Insel

auf die andere wollen, überſetzt. Nach anderthalb Stunden landeten wir bey Apollonia, wo für uns die Mauleſel bereit ſtanden, welche die Vorſteher von Cimolis beſtellt hatten. Die Ueberfahrt beträgt etwa zwey Meilen; obgleich die geringſte Entfernung beyder Inſeln nur eine beträgt.

Die Küſte, an welcher wir landeten, zeigte uns ein hartes gelbliches Erdreich, welches mit drey Gattungen verſteinerter Seeigel, Terebratulithen, und mehrerern anderen Arten Muſcheln überſäet war. In der Gegend umher fanden wir Bimsſtein und verſchiedene Laven. Die ausgehauenen Grotten ſind an dieſer Küſte ſehr häufig, und zeigen, daß dieſer Theil der Inſel ehedem bewohnt geweſen ſey; ſie ſind, wie die auf Cimolis, in weichen Bimsſtein gearbeitet.

Wir brauchten über drey Stunden, um auf einem ſchlechten Wege nach der Stadt zu kommen. Alles, was wir ſahen, war vulkaniſch. Ueberall trafen wir auf mehr oder weniger verwitterte Porphyre, weiße Erde, wie auf Cimolis, und graue ſchwere Laven in großen Stücken. Wir bemerkten an einigen Stellen kleine Eiſenkörner und Adern von Schwerſpath, der mit einer rothen Erde vermiſcht war. Wir kamen über kahle, dürre Hügel, und über einen ziemlich reißenden Bach, wo ungeheure Lavafelſen über unſern Häuptern ſchwebten, die uns jeden Augenblick zu begraben drohten. Endlich kamen wir an eine angenehme Ebene, auf deren Mitte die Stadt, welche ehedem eine der erſten des Archipelagus war; aber jetzt nichts als Trümmer zeigt.

Wir erſtaunten, als wir hineintraten, überall verfallene Häuſer, aufgedunſene oder ſchwindſüchtige Menſchen, welche, wie Leichen umher wandelten, zu ſehen; überall bot ſich unſerm Blick das Bild der Zerſtörung

und des Todes dar. Höchstens vierzig Familien, und zwar größtentheils Fremde, schleppen ihr unglückliches Leben in ihrer Stadt hin, welche noch vor hundert Jahren 5000 Einwohner zählte.

Tournefort bemerkte im Jahr 1700, daß die Luft in Milo ungesund sey, und daß die Einwohner gefährlichen Krankheiten unterworfen wären; aber die Verpestung der Luft muß seitdem sehr zugenommen haben; es sey nun durch die Wirkung der stehenden Gewässer zwischen der Stadt und dem Hafen, oder durch die schädlichen Ausdünstungen, welche der, vom unterirdischen Feuer, erhitzte Boden beständig von sich giebt.

Ob wir gleich nicht zur ungesundesten Jahreszeit hierher kamen, so benachrichtigte man uns doch von der Gefahr, zwey oder drey Nächte in der Stadt zu schlafen, deshalb wir uns noch desselbigen Abend nach dem Kloster der heiligen Marina (agia Marina) begaben, welches nahe bey dem Berge des heiligen Elias liegt.

Wir giengen eine halbe Stunde auf dem Theile der Ebene, welcher zwischen der Stadt und dem Meere liegt, kamen bey Sümpfen und einem kleinen Salzwerk vorbey, stiegen über die steilen Ufer der Südseite des Hafens, und gelangten zu einer kleinen, ehedem bebaueten Ebene, welche mit Bimsstein bedeckt war. Darauf kamen wir, indem wir westlich vorgiengen, über Lagen weißer vulkanischer Erde, und dann über Granit mit glasartigen Spitzen. Der ganze Boden ist mit kleinen Glaskörnern bedeckt, welche von diesem Granit abbrechen.

Der Boden war so steinicht und gleichförmig, daß es schwer war, den Weg zu finden, und unsere Maulesel mußten sich sehr anstrengen, um fortzukommen. Es ist bewundernswürdig zu sehen, wie sich diese

Thiere auf den schlimmsten Wegen forthelfen, ohne jemals zu stolpern. Zuweilen steigen sie auf beynahe senkrechte Felsen hinauf mit der größten Geschwindigkeit, und dann gehen sie wieder die steilsten Abhänge, zwar nicht so schnell, doch mit der größten Sicherheit herunter. Die einzige Gefahr, die man mit diesen Thieren hat, kommt nicht sowohl von ihnen als vielmehr von ihren Führern her. Diese haben die Gewohnheit, sie mit einem Stachel, an ihrem Stock zu stechen, und sie dürfen sich nur auf einer Seite zeigen, so versucht das erschrockene Thier, auf die andere auszuweichen. Man mag sich an einer Stelle befinden, wo man will, so sind die Führer immer so unachtsam, die Maulesel zur Unzeit anzutreiben, und verursachen, daß sich diese an Abhängen bäumen, und den Reiter in mehr Schrecken, als in Gefahr setzen.

Wir giengen quer über die Felsen weg, rechts lag der Hafen, dessen Größe wir maßen; das Dorf Castro oder Sifours lag auf einem hohen, spitz zulaufenden Hügel, vor uns, der Berg St. Elias, aber viel weiter gegen Westen, als er auf Choiseuls Charte angegeben ist. Wir kamen noch über eine Lage sehr harter und schwerer schwarzgrauer Laven, und von da auf ein ziemlich fruchtbares Land, auf welchem das Kloster stand, wo wir die Nacht zubringen wollten.

Eine Viertelmeile vom Kloster sahen wir schönen Gips ausgraben, in einer Erdschicht, welcher mit vulkanischer Asche, Bimsstein und Puzzolan vermischt war. Diese Erdschicht erstreckte sich sehr weit, und hatte an mehrern Orten Löcher, wo man zu verschiedenen Zeiten Gips herausgeholt hatte.

Die Mönche nahmen uns sehr gut auf, und bewirtheten uns aufs beste. Wir tranken bey ihnen sehr gutes Wasser und vortrefflichen Wein; und, ob sie gleich

das ganze Jahr durch, nichts als Käse, Oliven, Schnecken, Gemüse und Obst essen, so fanden wir doch Federvieh, Eyer und vortrefflichen Honig: sie setzten uns auch Pomeranzen, Aprikosen, Pflaumen und Weintrauben vor. Man kann bey ihnen vortreffliches Ziegen-, Lammfleisch, auch Hammelfleisch bekommen. Die Milch ist sehr gut, das Wildpret im Ueberfluß, und, was noch mehr werth ist, die Luft ist hier sehr rein und gesund. Die frische Farbe aller Mönche bewies deutlich, daß die schädlichen Ausdünstungen der Ebene sie nicht erreichen.

Den folgenden Tag giengen wir bey Sonnenaufgang mit dem Superior um das Kloster spazieren; wir sahen die Ochsen auf die Stoppelfelder zur Weide führen. Eine Heerde Schafe wurde auf die benachbarten Berge, und eine große Menge Ziegen in die Wälder getrieben. Die Gerste und das Korn war lange schon abgemähet; ein Theil war schon eingefahren und das Uebrige sollte es in Kurzem werden. Wir durchstrichen einige Weinberge, Olivengärten, und Baumwollenfelder. Die Trauben fiengen an, sich zu schwärzen, die Oelbäume hiengen voller Früchte, und die Baumwollenstauden versprachen eine gute Aerndte.

Sobald wir uns von den Baumwollenfeldern entfernten, fanden wir wieder überall vulcanische Produkte, und fast dieselben Gewächse, welche wir auf den andern Inseln angetroffen hatten: die stachlichte Pimpinelle, Thymian, Quendel, Saturey, Cistus, Erdbeere, Myrthen und Mastixbäume. Wir sammelten einigen Saamen, und Landmuscheln, worauf wir nach dem Kloster zurückkehrten. Der Superior führte uns in den Garten: einige Mönche waren seit Tages-Anbruch mit Begießen beschäftigt, der Garten war groß und gut unterhalten. Ein Theil war mit Orangen,

Pomeranzen, Citronen, Feigen und andern Früchten besetzt; der andere Theil war für die Gärtnerey bestimmt.

Es war Zeit zu frühstücken, und abzureisen. Man trug eine junge Ziege auf, welche mit Fleisch, kleingehackten Speck, Pinien, Rosinen und Reis gefüllt war. Darauf kam ein Pillau von einer sehr fetten Henne, Honig, eingemachter Cedrat und Früchte. Man setzte uns einen delicaten weißen Wein und vortrefflichen Caffee vor. Wir hätten gern einige Monate bey diesen guten Mönchen zugebracht, hätten wir nicht noch andere Länder durchreisen müssen. Wir nahmen Abschied von ihnen, nachdem wir die Kirche besehen und etwas in das Becken zum Dank für die liebreiche Aufnahme, gesteckt haben.

Wir brauchten drey Stunden bis zur Stadt, wo wir schlafen wollten, um die Thonhöhlen, und den Vulcan von Calamo zu besehen, welche, wie ich glaube, noch kein Reisender beschrieben hat. Wir brachten diese Nacht, so wie die folgende, in einem geräumigen Zimmer zu, wo wir von Zeit zu Zeit guten Weinessig, den wir vom Kloster mitgebracht hatten, auf glühenden Kohlen verdünsten ließen. Diese Vorsicht hat uns immer geschützt, wenn wir uns in sumpfigen und ungesunden Gegenden aufhalten mußten. Wenn wir sie nicht kurz vor der Rückreise in unser Vaterland verabsäumt hätten, so würde der Tod uns vielleicht nicht getrennt haben; ich würde vielleicht nicht meinen Reisegefährten und besten Freund beweinen müssen.

Den 18ten Julius begaben wir uns nach dem Berge Calamo, südwestlich von der Stadt. Er ist nicht sehr hoch, und der Weg ist nicht so uneben, wie der oben beschriebene. Sobald man die Ebene verläßt, trifft man unbebauetes, vulkanisches Erdreich mit Bimsstein

vermischt, an: es scheint erst vor kurzem verlassen zu seyn, wie man aus den halbzerstörten Häusern, und aus den Höhlen schließen kann, die man auf den meisten Feldern antrifft. Der Weg dauerte anderthalb Stunden. Ehe wir noch den Gipfel erreichten, machte uns der plötzliche Schwefelgeruch eine Oeffnung im Berge kund.

Etwas unter dem Gipfel bemerkt man eine 100 Schritt große Vertiefung, welche mitten in einem schweren eisenhaltigen Lavafelsen entstanden ist: sie ist platt, und mit einer Salzrinde bedeckt, welche hohl klingt, und in welche man zuweilen bis ans Knie sinkt. Man sieht eine Ritze, aus welcher ein übelriechender Dampf hervorsteigt, und, man mag nachgraben wo man will, so findet man die Hitze so groß, daß man nicht im Stande ist, die Hand einen Fuß tief zu halten. Wenn man die Rinde wegnimmt, so sieht man Schwefel, welcher sich in schönen gelben Nadeln sublimirt hat, der aber so zerbrechlich ist, daß man ihn nicht aufbewahren kann.

Auch aus den Ritzen der benachbarten Felsen steigt Dampf; einige Schritte davon trafen wir eine andere Mündung, welche uns weiße harte Erhöhungen bemerken ließ, die der Cimolischen Erde gleichkamen, und mehr oder weniger Alaun enthielten. Wir sahen nahe dabey noch drey andere, welche aus ähnlichen Substanzen bestanden. Bald waren wir ganz von Schlünden umgeben. Wir sahen neben uns verschiedene Oeffnungen, aus denen ein so erstickender Schwefeldampf stieg, daß wir kaum athmen konnten. Die Hitze des Bodens war sehr merklich zu fühlen, die Erde tönte bey jedem Schritt, wir versanken beyde zu gleicher Zeit und hielten uns schon für verschlungen; weder Bediente noch Wegweiser hatten uns zu folgen gewagt. Wir erkannten unsere Unvorsichtigkeit und entfernten uns schnell.

Wir haben schwerlich alle Oeffnungen gesehen; aber wir sind fest überzeugt, daß der Berg am Gipfel beträchtlich heiß ist, und daß diese Hitze, vorzüglich in der Nähe der Oeffnungen merklich ist. Eine Merkwürdigkeit, die uns auffiel, war, daß der Gipfel des Berges aus einer Klafterdicken Lage Schiefer besteht, welche bis jetzt die Wirkung des Feuers noch nicht empfunden hat.

Wir wühlten an mehreren Stellen die Erde auf, und fanden in einer Tiefe von einigen Zollen eine weiße, feuchte und heiße Erde, die sich nach Willkühr kneten ließ: sie hat dieselbe Beschaffenheit, wie die Cimolische Erde, und zeigt eben so den Trapp vom Feldspath abgesondert. Ihre Bestandtheile sind nach Vauquelin:

Kieselerde	— 0,66
Thonerde	— 0,20
Eisenkalk	— 0,01
Kalk	— — 0,04
Salzsaures Natrum	— 0,02
Wasser	— 0,06

Hierbey ist 0,01 auf den Verlust gerechnet.

Wir stießen unsre Spazierstöcke überall mit der größten Leichtigkeit in den Boden, ohne irgendwo das geringste Hinderniß zu finden. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese Erde durch die Auflösung des Porphyr-Felsens entstanden sey, welche die Hitze und die salzigen und schwefelichten Ausdünstungen des Berges allmählig verwittert haben.

Etwas tiefer herab sahen wir verschiedene Schichten schwere eisenhaltige Laven, Bimsstein, Ocher, graue sehr leichte und feine vulkanische Asche, welche uns vermuthen ließ, daß die Auswürfe am Gipfel sehr alt, und vielleicht noch von der Zeit her seyn mögen, wo Milo, Cimolis und Polino zu gleicher Zeit an der Wirkung

des unterirdischen Feuers litten. Die Verwitterung des Lava des Calamo ist schon sehr weit gediehen, und eben so, wie überall auf der Insel. Die obern Lagen sind schon größtentheils in Erde verwandelt. In den meisten Lagen hat sich schon Gips gebildet, und die noch feste Lava ist sehr eisenhaltig, und dem Ansehen nach gar nicht von Eisenschlacken verschieden.

Wir speisten in Milo zu Mittag, und des Abends besuchten wir den Ort, wo sich der Federalaun bildet, der von alten und neuen Schriftstellern erwähnt ist; er liegt eine Viertelmeile östlich von der Stadt. Man bemerkt von fern große Hügel von weißer Erde, in welche, zu verschiedenen Zeiten, mehrere Oeffnungen gemacht sind, um den Alaun herauszufördern; aber die meisten sind verschüttet, oder haben sich doch verschlossen, so daß nur noch eine übrig ist, in welche man hineingehen kann. Die Grotte, welche Tournefort erwähnt, existirt wahrscheinlich nicht mehr, weil die Beschreibung, die er davon macht, nicht auf die paßt, in welche wir gestiegen sind. Ihre Oeffnung beträgt zwey Fuß ins Gevierte, und sie befindet sich am Fuß eines steilen Abhangs, auf welchem wir Gypskrystalle von der Gestalt, welche der Abbé Hauy laminiformis nennt, fanden. Nachdem wir unsre Kleider abgelegt und Fackeln angezündet hatten, rutschten wir einen steilen Weg hinunter, welcher an mehreren Orten, durch losgerißne Erde, unterbrochen war. Die Grotte erweitert sich bald darauf, und je tiefer man hinein kommt, desto größer wird die Hitze. Wir steckten ein Thermometer in die Erde, um den Grad der Hitze zu erfahren, und beobachteten in Eil die Wände der Höhle, um bald herausgehen zu können; denn wir konnten kaum athmen, obgleich unsre Fackeln sehr hell brannten.

Das Innre scheint nichts als weiße weiche Erde zu seyn, welche sehr viel Alaun enthält; die Wände sind mit einer mehr oder weniger, dicken Salzkruste bedeckt. Man sieht an mehreren Stellen Gypskrystalle (welche Hauy gypse aciculaire genannt hat) einzeln oder in Gruppen von schönen weißen Nadeln, acht bis zehn Linien lang. Man sieht auch Salzplatten von verschiedner Gestalt, welche auf den ersten Anblick wie feine aufgekrätzte Baumwolle aussehen, welche gleichsam an die Wände angeleimt scheint. Durch das Vergrösserungsglas entdeckt man sehr kleine Alaunkrystalle. Wenn man diese Salzrinde ablöst, so zerbricht sie leicht und zeigt lockere Fäden, welche durch zehn bis funfzehn Linien lange Stiele zusammenhängen. Dieses ist es, was die Alten und Neuern Federalaun nennen. Man findet dergleichen auch in einigen italienischen Vulcanen, und, nach Plinius, kam er ehedem aus Egypten.

Man unterscheidet den Federalaun leicht von den Gipskrystallen in derselben Grotte so wohl durch das bloße Ansehen, indem sich erstere als Nadeln, und letztere als feine Fäden zeigen, als auch durch den Geschmack: die erstern sind geschmacklos, und die andern haben einen starken Alaungeschmack.

Wir blieben nur fünf Minuten in der Höhle, und kamen schweißtriefend, und nach frischer Luft uns sehnend, heraus. Nach einigen Minuten Erholung, holte ich das Thermometer, welches ich in den Boden gesteckt hatte: es stand auf 30°.

Die Einwohner sagten uns, daß die ganze Gegend, östlich und südlich von der Stadt, in einer gewissen Tiefe heiß sey; sie erzählten uns von Höhlen, aus welchen Rauch steigt, und andern, in denen man eine sehr salzige und scharfe Flüssigkeit findet, welche Tournefort

beſchrieben hat. Der Alaun zeigt ſich überall, der Schwefel hingegen nur an einigen Orten.

Den 19ten Julius beſahen wir die öffentlichen Bäder, welche Lutra genannt werden, und an dem Wege von der Stadt zum Hafen liegen. Man kommt durch eine natürliche Grotte und zwey enge, ſteile Wege in einen geräumigen Saal, wo man ein Becken mit heißem Waſſer antrifft, welches ſehr viel Alaun und Seeſalz enthält. Dieſe beyden Salze ſind im ganzen Saal vereinigt und kryſtalliſirt. Ob es gleich hier ſehr heiß iſt, ſo ſchöpften wir doch mit Leichtigkeit Luft, und man könnte vielleicht einige Stunden in dieſer natürlichen Badſtube oder in dem Becken aushalten.

Die Griechen kamen ehedem aus allen Cycladen hierher, um dieſes Waſſer gegen Hautkrankheiten, Flüſſe und Lähmungen zu gebrauchen; die Bäder wurden auch eine lange Zeit von venerischen Kranken beſucht. Jetzt ſind ſie faſt ganz verlaſſen, ſeitdem die Bevölkerung der Inſel abgenommen hat, und beynah keine Schiffe mehr im Hafen landen.

Hundert Schritt von hier findet man am Meeresufer bey dem Orte, wo die Kähne anlegen, eine große heiße Quelle, die an mehreren Orten, und zum Theil ſogar im Meere ſelbſt entſpringt; ſie iſt ſo heiß, daß man die Hand nicht darin leiden kann, und der ſehr ſcharfe Geſchmack beweiſt, daß ſie, ſo wie die vorige, ſtark mit Alaun und Seeſalz geſchwängert ſey.

Als wir dieſe Quelle verließen und uns nordwärts wandten, kamen wir, nach einer halben Stunde Weges, über die Berge an den Eingang von vier ſehr geräumigen Höhlen, welche jetzt den Heerden zum Zufluchtsort dienen. Man bemerkt Spuren von einer beträchtlichen Verſchüttung am Eingange, wodurch der Theil, welcher zur Vorhalle diente, ausgefüllt worden iſt.

Man sieht noch Spuren der Treppe, welche hinabführte, und die inneren Wände zeigen viereckige Höhlungen, welche mit Mörtel bekleidet sind, und zur Aufbewahrung des Wassers gedient zu haben scheinen. Der Felsen ist grau, vulkanisch, porös, und scheint eine halbe Verglasung erlitten zu haben. Auf der rechten Seite der ersten Grotte sieht man eine fünf bis sechs Fuß hohe, und drey Fuß breite Gallerie, auf welcher man durch mehrere Abtheilungen in das innere Gewölb herabsteigen kann. Hier findet man rechts und links Kammern von acht bis zehn Fuß ins Gevierte, deren Gebrauch schwer zu errathen ist. Diese erste Gallerie geht nicht immer gerade aus: bald dreht sie sich, bald geht sie schief in die Höhe, und bald verbindet sie sich mit andern Gallerien, welche drey oder vier Fuß tiefer laufen; dieses muß von jedem, welcher diesen Ort besucht, genau bemerkt werden; denn man läuft Gefahr, einen schweren Fall zu thun, wenn man ohne Vorsicht geht.

Wir durchliefen, mit der Fackel in der Hand, einige Zeit diese dunkeln Gänge, als wir plötzlich durch eine gemauerte Wand aufgehalten wurden, welche wahrscheinlich alle Verbindung mit dem übrigen Gewölbe verhindern sollte. Wir hatten einen Hammer und ziemlich viel Zeit vonnöthen, um eine Oeffnung darin zu machen; der Weg erhob sich hinter dieser Mauer, und brachte uns nach einem großen Saal, welcher mit einem eben so großen, durch eine Thür und vier viereckige Oeffnungen, in der Zwischenwand zusammenhing. Diese letztern sind zwey Fuß hoch, wie eine Krippe ausgehöhlt und die Eckſteine durchlöchert, als wenn man die Halfter der Thiere daran befestiget hätte, welche hier fressen sollten.

Man bemerkt an den Wänden dieser beyden Zimmer hervorragende Consolen, welche für die Lampen,

die das Zimmer erhellten, bestimmt gewesen zu seyn scheinen. Man findet auch Nischen von verschiedener Größe, welche wahrscheinlich zur Aufbewahrung eines Geräthes, oder eines andern Dinges zum täglichen Gebrauch benutzt wurden. Wir gingen noch oft hin und wieder, und kamen mit der Ueberzeugung aus diesem Gewölbe, daß es Menschen zur Wohnung gedient haben müsse, welche vielleicht genöthigt wurden, sich vor Seeräubern oder Feinden zu verbergen.

Wir fanden in dieser Höhle keine größere Hitze als in allen den übrigen. Wir sahen keine Spur von Alaun; überall waren die Wände sehr trocken und wir athmeten mit der größten Leichtigkeit.

Nachdem wir unsere Führer vergebens nach andern Höhlen, oder merkwürdigen unterirdischen Gewölben gefragt hatten, setzten wir unsern Weg nach Castro fort, welches von den Matrosen aus Provence, gewöhnlich Sifours genannt wird, indem sie einige Aehnlichkeit mit dem Dorfe gleiches Namens gefunden zu haben glauben.

Wir sahen einiges bebauetes Land, und sehr viel zum Ackerbau taugliches, wenn die Bevölkerung größer wäre. Wir kamen bald an den Fuß des Hügels, auf dessen Gipfel das Dorf erbaut ist. Der Weg geht hier über Basaltfelsen, welche glatt und fast unzugänglich sind und immer loszubrechen scheinen; das Dorf ist schmutzig, die Straßen oder Spalten des Felsens, welche die Abtheilungen machen, sind mit Schweinen und Unreinigkeiten bedeckt. Man findet nur Cisternenwasser, und der geringste Wind scheint hier ein Orkan. Aber alle diese Nachtheile werden durch reine Luft hinlänglich ersetzt, welche man auf diesem hohen Spitzberg athmet. Unter den Greisen, welche wir sahen, war einer 102 Jahr alt, und vollkommen gesund: seine ro-

the Gesichtsfarbe und seine starken und geschmeidigen Glieder zeigten, daß er noch manches Jahr zu leben habe.

Die Weiber dieses Dorfs beschäftigen sich das ganze Jahr hindurch, für sich und die Europäer baumwollene Strümpfe zu stricken: sie verfertigen auch einige grobe Zeuge für sich; die Männer bauen das Land, oder sind Matrosen. Ein Dutzend von ihnen sind Lootsen für den Archipelagus und Syrien, und dienen den europäischen Kriegsschiffen, welche diese Gegend befahren.

Von diesem hohen Orte übersieht man ohne Hinderniss eine weite Strecke des Meers und einige Inseln gegen Norden; bey heiterem Wetter soll man sogar die Berge von Morea sehen. Vor sich hat man den ganzen östlichen Theil von Milo; man unterscheidet alle Krümmungen des Hafens, und dahinter sieht man ein Amphitheater von Hügeln und grünen Bergen, unter denen der St. Eliasberg als der höchste auf der Insel hervorragt.

Wenn man einige Zeit dieses erhabene Schauspiel genossen hat, ermattet der Blick, und man wünscht in die Ebene hinab zu steigen, um in der Nähe andere Gegenstände zu sehen. Als wir am folgenden Tage bey Sonnenaufgang nach dem Hafen zu gingen, trafen wir, nach einer halben Stunde Weges, südwestlich von Castro auf Ruinen, welche wir für die der alten Hauptstadt hielten. Sie erstrecken sich bis ans Meer nach dem Cap Bombarda hin.

Sie bestehen aus einigen Mauern um die Stadt, aus Ueberbleibsel von alten Gebäuden, wahrscheinlich von Tempeln, und endlich aus einer Mauer von auf einander gelegten Steinen, welche fester halten, als wenn sie mit Mörtel gemauert wäre. Man hat zu diesen Mauern feste und schlecht behauene Lavablöcke genommen,

deren Winkel aber so genau auf einander passen, daß das Ganze durch seine Einfachheit und Festigkeit Staunen erregt.

Mitten in dieser Mauer liegt ein kleiner Hügel, auf dessen Gipfel heutiges Tages eine Kirche aus den Ruinen eines Tempels erbauet ist. Außer den alten Baumaterialien, welche bey dem Bau dieser Kirche benutzt sind, sieht man noch einige schöne ganze Säulen von Granit, welche halb in die Erde verscharrt sind, und einige kleinere zerbrochene. An mehrern Stellen findet man Spuren alter Wohnungen, Backsteine, Scherben, gewölbte und übertünchte Höhlen, welche wahrscheinlich zu Cisternen gedient haben.

Der Platz der alten Stadt, welche die heutigen Griechen Clima nennen, ist weder von Tournefort noch Choiseul oder einem andern Reisenden besucht worden; nur der Zufall führte uns hieher; so wie uns auch dieser zu den Begräbnissen, östlich von diesen Ruinen leitete.

Hinter einem tiefen Graben stießen wir auf einen Hügel von weißen, leichten, zum Theil verglasten Stein, welcher dem Bimsstein ähnlich sah. Wahrscheinlich haben hier die Einwohner von Milo zu einer unbekannten Zeit ihren Begräbnißplatz gehabt. Wer die Katakomben um Alexandrien gesehen hat, wird denselben Geist und Geschmack hier wieder finden. Eine große Menge ähnelt vollommen den egyptischen Katakomben; man sieht in den Tuffstein gehauene Säulen, gehauene Façaden um die Sarkophage, und sogar auf dem Mörtel, womit sie inwendig bekleidet waren, gemahlte Blumenkränze. Aber die von Milo sind größtentheils kleiner als die ägyptischen, und wir haben nur eine einzige gefunden, die mehrere Kammern hatte, welche alle mit einem gemeinschaftlichen Vorzimmer zusammenhingen.

Je weiter man den Hügel verfolgt, desto zahlreicher werden die Katakomben; an einigen steilen Orten sind mehrere Reihen über einander, und sie erstrecken sich bis zu dem gegenüber stehenden Berg; man muß aber noch etwas weiter, bis auf den Gipfel des Hügels, an einen Ort, Nahmens Trypiti (von Τρυπα das Loch) gehen, um über ihre Anzahl und Nähe bey einander zu erstaunen, so wie über die gute Benutzung dieses Orts, welcher nicht im Stande ist, etwas hervorzubringen.

Man steigt acht bis zehn Stufen, durch eine zwey Fuß breite Oeffnung, herunter, und befindet sich in einer etwa dreyßig Fuß langen, zehn Fuß breiten und neun Fuß hohen Kammer. Jeder dieser Katakomben enthält in der Regel sieben Sarkophage, drey auf jeder Seite und einen in der Tiefe; aber diese Regel ist nicht unabänderlich; denn wir haben welche angetroffen, welche nur fünf Särge, zwey auf jeder Seite und einen im Grunde enthielten: andere viel kleinere hatten nur drey, und einige, wie wohl sehr wenige, acht Särge, wovon zwey am Ende der Kammer standen.

Die Oerter für die Todten bestanden hier nicht in Oeffnungen, welche in den Wänden der Gallerien hierzu ausgehöhlt sind, wie zu Alexandrien, sondern in wahren Sarkophagen von 5½ bis 6 Fuß Länge, einem Fuß bis 15 Zoll Tiefe, und mit einem Bogen bedeckt; das Ganze war in den Felsen gehauen.

Zwischen diesem Bogen und dem Anfang der Wölbung haben wir griechische Buchstaben gesehen; sie waren aber so verwischt, daß wir nicht im Stande waren, sie zu enträthseln. Wir zweifeln indessen nicht, daß jemand, der geschickter im Inschriften lesen ist, und die nöthige Zeit darauf verwendet, interessante Notizen entdecken könne, Nahmen, die in der Geschichte bekannt sind, lesen, und wenigstens die Zeit bestimmen werde,

in welcher die Griechen auf Milo ihre Todten hieher begruben.

Wir sahen, daß mehrere Familien auf diesen Katakomben wohnten: sie hatten sich in Hütten auf, und bebauen das Erdreich darüber; im Winter füllen sie diese Grüfte mit Regenwasser an, womit sie im Sommer ihre Felder tränken. Wir sahen einen Ackersmann beschäftigt, die Treppe einer Katakombe zu zerstören, um eine Cisterne daraus zu machen; ein anderer räumte aus derselben Absicht die Erde davon hinweg. Ein dritter brachte eine Thür an, die er nach Belieben öffnen und verschließen konnte. Die Katakomben mochten nun verlassen oder in Cisternen umgeschaffen seyn, alle enthielten die erwähnten Sarkophage.

Man versicherte, daß beym Oeffnen der Begräbnisse, zuweilen irdene Vasen und andere Geräthe gefunden würden; es war uns indeß unmöglich, das Geringste anzutreffen. Mehrere, denen wir empfohlen waren, erzählten, daß sie dergleichen im letzten russischen Kriege an die Russen verschenkt oder verkauft hätten.

Wenn man die ungeheure Menge dieser Katakomben längs den ziemlich weitläuftigen Ruinen betrachtet, wenn man die festen Mauern, Säulen, Marmor und Granit-Quadern sieht, welche offenbar zu Tempeln und prächtigen Gebäuden gehörten, und die günstige Lage der Stadt, nahe am Hafen, und fern von den gefährlichen Ausdünstungen der Süd- und Ostseite der Inseln bedenkt, so wird man zugeben müssen, daß dieser ehedem der Ort war, wo die Hauptstadt stand.

Diese Insel ist, wie alle des Archipelagus unter die Herrschaft der Römer und der griechischen Kaiser gekommen. Marco Sanudo vereinigte sie mit allen Cycladen in das Herzogthum Naxos; sie ward in der Folge,

zu Gunsten Franz Crispo's davon getrennt, und endlich dem türkischen Reiche durch Barbaruſa unterworfen.

Milo hat etwa 60 Meilen im Umkreiſe; ſein Hafen iſt einer der ſchönſten und größten des Archipelagus, und kann eine zahlreiche Flotte faſſen. Er hat wie der Hafen Nauſa auf Paros das Unbequeme, daß er gegen Norden liegt, wodurch die Ausfahrt erſchwert wird, indem der Wind in dieſer Gegend während des ganzen Sommers, und oft auch im Winter aus Norden weht. Obgleich der Ankergrund überall gut iſt, ſo bleiben die Schiffe in der ſchlechten Jahreszeit doch lieber hinter dem Vorgebirge, neben welchem die alte Stadt lag. Man ſieht einige Baſalt-Felſen am Eingange des Hafens, woran ſich die Wellen mit Ungeſtüm und einem ſchrecklichen Toſen brechen. Die kleine wüſte Inſel, Nahmens Antimilo, zeigt ſich einige Meilen nordweſtlich, und ſcheint, wie Milo ſelbſt, vulkaniſch zu ſeyn.

Die ganze Bevölkerung der Inſel beträgt jetzt nicht über 500 Seelen, und dieſe Anzahl würde ſtets abnehmen, wenn nicht jährlich von Morea arme Auswanderer ankämen, welche der Ackerbau nach Milo lockt. Der Capudan Paſcha hat Mühe 2500 Piaſter zu erheben.

Zehnter Abschnitt.

Rückkehr nach Cimolis. Abreise nach Santorin, Beschreibung dieser Insel. Gestalt des Hafens und der drey Inseln darin. Fleiß der Einwohner, Produkte, Abgaben. Naturgeschichte. Größe des Hafens und Meerestiefe.

Am Morgen des 21sten Julius reisten wir von Castro ab, sehr zufrieden, daß wir auf dieser Insel die zur Fortsetzung der Reise so nöthige Gesundheit erhalten hatten. Wir schiffren uns bey Apollonia nach Cimolis ein, weil wir lieber dort eine Gelegenheit nach Santorin abwarten wollten. Wir waren so glücklich noch desselben Abends ein Fahrzeug von Sikinos zu miethen, dessen Matrosen den Einwohnern von Cimolis bekannt waren, und für dessen Capitain sich die Vorsteher verbürgten.

Diese Vorsicht muß man auf den griechischen Inseln, und überhaupt in der Levante, wo jeder ohne Patente oder Erlaubniß Schifffahrt treiben kann, nicht verabsäumen. Ein europäischer Reisender würde sehr unvorsichtig handeln, wenn er sich Seeleuten anvertraute, für die niemand gutsagte: er könnte leicht Seeräubern oder Bösewichtern in die Hände fallen, die ihn bey der ersten Gelegenheit ausplünderten, und ins Meer würfen. Wir fuhren den 22sten zu guter Zeit ab, und kamen vor Sonnen-Untergang in den kleinen San Nicolo, an der nördlichen Spitze von Santorin an. Cimolis ist von Santorin 15 bis 16 Meilen entfernt. Sobald wir

angekommen waren, nahmen wir ein Boot, um nach Phira zum katholischen Bischof zu fahren, an welchen wir Empfehlungsschreiben von Naxos hatten.

Nichts ist fürchterlicher, als die Zerstörung auf der ganzen innern Küste von Thera, Therasia und Aspronisi: und nichts wunderbarer, als die Bildung des Hafens und der drey Inseln, welche in bekannten Zeiten aus dem Meeresgrunde emporgestiegen sind. Die Küste von Santorin, welche an einigen Stellen hundert Toisen hoch ist, erscheint wie ein scharf abgeschnittner Berg, welcher aus verschiedenen Schichten vulkanischer Materie besteht. Es ist schwer, einen gangbaren Weg nach Apanomeria und Phira zu finden: an jedem andern Orte würde es unmöglich seyn, die steile und unzugängliche Küste zu besteigen.

Als wir bey Phira ankamen, sahen wir einige kleine Fahrzeuge, welche mit Ankertauen an die Küste gebunden waren, und einen beträchtlichen Felsen von rosenfarbnen Pozzolan, in welchen weitläuftige Magazine gehauen waren, um die Weinausfuhr zu erleichtern. Beym Hinaufsteigen bemerkten wir mehrere Lagen grauer und blauer vulcanischer Asche, und Flötze von schwärzlichen Bimsstein, welcher mit Basaltblöcken vermengt war. Wir entdeckten ferner mehrere Schichten hellrothen Pozzolan, einen Basalt-Felsen mit Bimsstein und verschieden gefärbter vulcanischer Asche; endlich eine dicke Lage weißen Bimssteins, welche sich über die Oberfläche der ganzen Insel verbreitet, und welche man eben so auf Therasia und Aspronisi findet. Wir brauchten beynahe eine halbe Stunde, um vom Meere bis zu dem Dorfe zu gelangen.

Bey Apanomeria sind die Schichten beynahe dieselben; nur daß man in der Mitte der Küste eine be-

trächtliche Lage von Pozzolan *) bemerkt, welche nach beyden Seiten zu an Dicke abnimmt, und die man, in derselben Richtung an der Ostküste von Therasia wieder entdeckt.

Der Bischof, welcher Dalenda hieß, nahm uns mit vieler Artigkeit auf, ließ uns Theil an seinem Tisch nehmen, verschaffte uns eine bequeme Wohnung, und alles was wir nöthig hatten: und trieb die Gefälligkeit so weit, daß er uns durch seinen Neffen bey unsern verschiedenen Wanderungen durch die Insel begleiten ließ.

Den Tag nach unserer Ankunft, durchstrichen wir den ganzen nördlichen Theil, wir gingen nach Phiro-Stephani und Merivelli: von da nach Scauro, welches auf einem hohen vulcanischen Felsen liegt, der sich ins Meer hinaus erstreckt. Dieß ist der Sitz des katholischen Bischofs: er bringt hier gewöhnlich den Winter zu, und geht nur in der schönen Jahreszeit nach Phira. Scauro war stark befestigt, und gut bevölkert, so lange die Insel den Herzogen von Naxos gehörte. Die Einwohner verlassen es jetzt nach und nach, um sich in

*) Wir wundern uns, daß der Verf. bey Gelegenheit des Pozzolans nichts von dem Auftrage erwähnt, den er von der Pforte hatte auf den griechischen Inseln diese Erdart aufzusuchen, welche man zur Erbauung eines Bassins nach dem Muster von Toulon in dem Hafen von Constantinopel erbauen wollte. Die Einwohner von Santorin gaben sich viele Mühe ihn zu bewegen, dieses Geheimniß nicht zu verrathen. Aber die Türken haben es dennoch erfahren, und seitdem sind türkische Beamte nach der Insel gekommen, das Graben der Pozzolane, und den Transport derselben nach der Hauptstadt zu besorgen, und die Einwohner leiden jetzt sehr von mancherley Bedrückungen, die sie vorher nicht kannten, weil keine Türken unter ihnen wohnten. Sonnini T. II. S. 340.

Phira und Phira-Stephani anzubauen, welche beyden Dörfer wohl bald in eins zusammenfließen werden. Von hier kamen wir zum kleinen St. Eliasberge, welcher wenig höher als die Ebene von Scauro und Merivelli ist.

Die Lage von weißem Bimsstein, welche die ganze Insel bedeckt, fehlt an dieser Stelle und ist entweder vom Regen abgespült, oder der Hügel ist lange nach der Bildung dieser Lage ein Vulcan gewesen. In der That bemerkt man an der Spitze des Berges mehrere Oeffnungen, aus welchen er Feuer gespien hat. Man sieht überall umher schwärzliche Lava, welche wie Hammerschlag aussieht, und einen harten, schwammigten Stein von schöner braunrother Farbe, welcher sich längs der Küste bis Scauro befindet.

Am Fuß des Hügels entdeckten wir denselben Pozzolan, welchen wir den Tag vorher bey Apanomeria gesehen hatten, und da die Höhe dieselbe ist, so schlossen wir, daß er zu derselben Schicht gehören müsse.

Wir untersuchten die folgenden Tage den mittägigen Theil der Insel bis zum Vorgebirge Acrotiri zu Wasser und zu Lande. Die Küste ist hier, wie an der Nordseite überall hoch, nach dem Hafen zu scharf abgeschnitten, und aus mehreren vulkanischen Schichten, beynahe wie bey Phira, gebildet. Das Erdreich geht mehr oder weniger abhängig nach der andern Küste zu und ist mehrere Klaftern tief mit zerriebenen Bimsstein bedeckt, über welchem sich etwas Dammerde erzeugt hat. Die Berge St. Stephan und St. Elias erheben sich über die ganze Insel, und, ob sie gleich an einigen Stellen dünne mit dem erwähnten Bimsstein bedeckt sind, so sieht man doch, daß sie die Wirkung des Feuers nicht erfahren haben. Sie sind durchaus kalkig, und bestehen aus einem schlechten weißlichen Marmor.

Was hier von Thera, oder Santorin, gesagt ist, gilt auch von Therasia: diese ist, wie die anderen, mehrere Klaftern hoch mit Bimsstein bedeckt. Die Küste ist hoch, an der Hafenseite scharf abgeschnitten, und der Boden nach der entgegengesetzten Küste hin abhängig. Aspronisi, welches ehedem Automate hieß, ist nicht so hoch; sie ist aber, wie die beyden übrigen, abgeschnitten und mehrere Klaftern tief mit Bimsstein bedeckt, wovon sie den Nahmen der weißen Insel (von ασπρο weiß und νησι die Insel) hat, den sie heutiges Tages führt.

Nachdem wir Thera, Therasia und Aspronisi mit der größten Genauigkeit untersucht und uns überzeugt hatten, daß diese drey Inseln nur eine ausmachten, welche ein plötzlicher Riß trennte, so blieb uns nur zu bemerken übrig, ob die drey Inseln im Hafen eine ähnliche Bildung hätten. Wir wandten auf diese Untersuchung einen ganzen Tag, und wurden vollkommen befriedigt, indem wir sahen, daß diese Inseln auch ohne Hülfe der Geschichte die Epoche ihrer Entstehung zeigen würden.

Wir stiegen von Phira in den kleinen Hafen am Fuße der Küste herab; hier nahmen wir einen Kahn, und fuhren nach der kleinen Camene, welche die Griechen Micra Caimeni nennen. Man rechnet, daß sie zwey Meilen vom Hafen entfernt sey. Sie ist von Conischer Gestalt, und von der folgenden Insel nur durch einen sehr engen Canal getrennt, in welchem zuweilen die Fahrzeuge beylegen.

Man sieht auf dieser Insel nichts als einen Haufen röthlicher oder schwärzlicher vulkanischer Asche, welche nach allen Gegenden verstäubt, und aus dem Crater am Gipfel herausgeworfen ist. Unter dieser Asche sind Stücken Basalt, und man bemerkt schon einen Anfang von

Vegetation: unter andern sieht man eine kleine Gattung Feigenbäume und einige Gräser.

Neu-Kamene (Nea-Kaimeni) ist über eine Meile lang, und gewährt in der Nähe einen fürchterlichen Anblick. Die Insel starrt von schwarzen Basalt-Blöcken, welche zerbrochen, umgestürzt, und unregelmäßig über einander gehäuft sind. Wir landeten in einem kleinen Meerbusen, dessen Wasser eine grünlich gelbe Farbe hatte; es ist ganz undurchsichtig, so daß man bey einem Fuß Tiefe nicht den Grund entdecken kann. Man sieht die Farbe des Wassers sehr genau von Phira aus, zumal, wenn das Meer ruhig ist. Dicht am Ufer ist ein kleiner Pfuhl, dessen Wasser noch auffallender, als im Meerbusen, gefärbt ist. Da er im Sommer nicht abfließen kann, so giebt er einen so scheußlichen Geruch von sich, daß uns auf der Stelle übel ward. Wir entfernten uns schnell von einem so verpesteten Ort, und versuchten, in das Innere der Insel zu dringen; aber unsre Bemühung war vergebens, da es unmöglich war, auf den scharfen Basalt-Massen zu gehen, ohne sich die Füße zu zerschneiden, und die Glieder bey jedem Schritt zu zerbrechen. Oestlich von diesem Sumpf ist ein kegelförmiger Berg, auf dem man noch die verschiedenen Crater erblickt, aus welchen bey der Bildung der Insel Feuer strömte. Er ist mit vulkanischer Asche von verschiedenen Farben, mit verwitterten Basalt und Bimsstein bedeckt, auf welchen die Vegetation eben anfängt. Der übrige Theil der Insel ist flacher und zeigt weder Erde, noch Asche, noch irgend ein Gewächs.

Obgleich das Wasser im Meerbusen und in dem Sumpf wahrscheinlich seine Farbe von Ausdünstungen aus dem Boden hat, und dieser Ort gewiß ein vulkanischer Heerd ist, welcher vielleicht bald einen neuen Ausbruch bereitet, so schien uns doch das Wasser nicht warm zu

seyn. Wir konnten indeß nur, nach dem Gefühl durch die Hand urtheilen, da wir die Thermometer zu Phira gelassen hatten. Wir haben auf der Ostküste von Hiera ähnliche Löcher gefunden, in denen das Wasser schwach gefärbt war, und an den Ufern dieser drey Inseln sieht man fast überall eine eisenfarbige Materie, welche sich ansetzt, und die Steine schön dunkelroth färbt.

Die Insel Hiera oder Alt-Camene ist über eine Meile lang; sie scheint so wie die beyden vorigen nichts als eine Masse von vulkanischen Materien, und vorzüglich Basaltfelsen, ohne regelmäßige Schichten zu seyn. Sie ist mit etwas Erde, Bimsstein und vulcanischer Asche bedeckt, welche seit langer Zeit Pflanzen aufkeimen läßt. Diese Insel ist wüst und unbebaut: nur in der schönen Jahreszeit schickt man Esel und Maulesel darauf zur Weide. Wir glauben, daß hier der Weinstock und Oehlbaum gut gedeihen würden, und daß mehrere Familien von des Landes Producten leben könnten. In dem südöstlichen Theil der Insel ist noch keine Spur von Gewächsen; dieser ist niedriger als die übrige Insel und augenscheinlich später entstanden. Es sind nur Basalt-Stücke, auf welchen sich noch keine Erdschicht gebildet hat, und auch lange noch nicht bilden wird; wenn nicht ein neuer Ausbruch diese Felsen mit vulcanischer Asche bedecken sollte.

Man bemerkt auf Hiera beträchtliche Spalten, welche sich beynahe von einem Ende der Insel zum andern erstrecken; sie sind ohne Zweifel durch die häufigen Erdbeben verursacht worden. Wir müssen jetzt von der Bildung der drey vulkanischen Inseln im Hafen sprechen, deren Epoche sowohl von ältern als neuern Schriftstellern angegeben ist.

Tournefort hat nicht genau bemerkt, daß Therasia und Asproniſi einen Theil der großen Insel ausgemacht

haben müssen, und daß Alt- und Neu-Camene, welche schon zu seiner Zeit da waren, auf dem ersten Blick ihre spätere Bildung zeigen.

Therasia, auf welches Ptolemäus eine Stadt setzt, und welches sich wie Plinius mit Recht vermuthet, von Thera losgerissen hat, kann nicht für Aspronisi, oder diese für jene genommen werden, wie Tournefort glaubt. Aspronisi ist nicht beträchtlich genug, daß nur das geringste Dorf darauf stehen könnte; indeß Therasia groß und fruchtbar genug ist, um von jeher eine Stadt zu haben, so wie auch noch jetzt eine darauf liegt. Tournefort setzt hinzu, daß Therasia damahls Hiera geheißen habe. Die Lage von Hiera zwischen Thera und Therasia, wie sie die Schriftsteller bestimmen, beweist, daß Tournefourt sich geirrt hat. Die Einwohner von Santorin, welche in diesem Punkte auch eine Autorität sind, nennen die Inseln noch jetzt so, Therasia, Aspronisi und Palaia-Caimeni.

Die heilige Insel (hiera) ward den Höllengöttern geweiht, weil man sie feurig aus dem Meeresgrunde hatte empor steigen sehen. Plinius sagt, daß dieses dreyßig Jahre nachher geschehen sey, als sich Thera von Therasia getrennt hatte; Choiseul meint aber nach dem Pater Hardouin, daß es erst vierzig Jahre nachher geschehen sey.

Der Jesuite Philipp Briet führt an, daß im Jahre 47 nach Christi Geburt sich eine kleine Insel bey Thera plötzlich aus dem Meeresgrunde hervorgehoben habe.

Nach Justin entstand bey dem Erdbeben im Jahre 196 vor Christi eine Insel zwischen Thera und Therasia, welche man die heilige nannte und dem Pluto weihte.

Dio Cassius erwähnt die Erscheinung einer kleinen Insel bey Thera unter der Regierung des Claudius. Syncellus führt das Jahr 64 nach Christi an, und setzt

sie zwischen Thera und Therasia; aber es scheint, daß einige Zeit darauf eine andere Insel, Nahmens Thia, hervorstieg, welche wieder verschwunden ist, oder sich mit Hiera vereinigte. Diese wird auch vom Plinius, Theophanes und Briet erwähnt.

Es geschah bis zum Jahr 1427 nichts weiter, als plötzlich ein neuer Ausbruch den schon erwähnten südöstlichen Theil von Hiera hervorbrachte, wie einige lateinische Verse auf einem Marmor zu Scauro bey der Jesuiter-Kirche bezeugen.

Im Jahr 1573 entstand, während einer neuen Explosion, Klein-Camene, so wie es noch heute zu sehen ist. Der Pater Richard, ein Jesuit versichert, daß zu seiner Zeit noch mehrere alte Leute auf Santorin lebten, welche diese Insel mitten aus dem Meer hervorkommen sahen, und sie deshalb Mikra-Caimeni, die kleine verbrannte Insel, nannten.

Als Tournefort zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Santorin war, existirte Neu-Camene noch nicht: es entstand erst einige Jahre darauf von 1707 bis 1711, wo es bey verschiedenen Erdbeben nach und nach in die Höhe stieg. Vor jedem Zuwachs dieser Insel ging ein fürchterliches Getöse voraus, und ein weißer, dicker, stinkender Rauch folgte. Ein Regen von Basalt-Stücken, Bimsstein und Asche machten den Beschluß. Die genauern Umstände sind weitläuftig in damaligen Zeitschriften und einer lateinischen Abhandlung, die ein Jesuit an Ort und Stelle entwarf, beschrieben *).

*) Da Herr D. diese merkwürdige Naturbegebenheit nur kurz berührt, auch nicht bestimmt angegeben hat, wo man darüber ausführliche Nachricht finden kann, so verweisen wir unsere Leser auf den ebenfalls deutsch

Wenn man die beträchtlichen Veränderungen von Santorin durch die Vulkane genau bemerkt, so wird man 4 Hauptepochen unterscheiden. Bey der ersten war die Insel durch den St. Stephan's- und Elinsberg begrenzt; bis nach Pirgos und Messaria, den einzigen Orten, welche nicht vulkanisch sind. Bey der zweyten Epoche bildete sich der übrige Theil der Insel bis Therasia und Aspronisi, der Hafen existirte noch nicht, und die Insel war noch einmahl so groß, von länglich runder Gestalt: der Boden erhob sich, und bildete in der Mitte eine Wölbung, welche an einem Ende durch die erwähnten Berge begrenzt ward.

Bey der dritten Epoche versank plötzlich der mittlere Theil der Insel und der Hafen entstand. Die vierte und letzte begreift die Bildung der drey Inseln, welche nach und nach aus dem Meere hervor stiegen. Vielleicht entstehen einst noch mehrere, oder alle diese Inseln vereinigen sich mit einander, und der ganze Hafen wird ausgefüllt. Man kann nicht alle Veränderungen vorher sehen, welche möglich sind, so lange der Vulkan auf Santorin fortdauert.

Ich habe gesagt, daß bey der einen Epoche die Insel kleiner, als in der Folge gewesen sey. In der That, wenn man bedenkt, daß die drey Inseln, welche den Hafen bilden, ganz aus vulkanischer Materie bestehen, und genau dieselben Schichten haben, so muß man glau-

---

vorhandenen Sonnini. (Th. II. S. 313—337.) Er hat hieraus den levantischen Missions-Relationen ein ausführliches Tagebuch über diese Revolution eingeschaltet, welche für Santorin ebenfalls schädlich ward, weil der brennende Rauch in einer Nacht die beynahe reifen Trauben der besten Weinberge verbrannte.

ben, daß alle diese Massen eine einzige, fast ganz runde Insel, ausgemacht haben. Betrachtet man darauf den scharfen Abschnitt der Küste rund um den Hafen herum, so wird es klar, daß in der Folge ein plötzlicher Einsturz einen großen Theil der Insel vernichtet hat.

Indem dieser Einsturz die zirkelförmige Oeffnung rund um den Hafen bildete, formte er zugleich aus einer Insel drey, deren alte Namen, Thera, Therasia und Automate sind. Selbst, wenn uns die alten Schriftsteller nicht die Zeit von Hiera's Entstehung hinterlassen hätten; wenn wir auch nicht die Erscheinung von Klein- und Neu-Camene genau wüßten, so würde uns der bloße Anblick schon zeigen, daß diese drey Inseln lange nicht so alt, als die drey vorigen, seyn könnten; denn sie haben nicht allein ganz andere Bestandtheile, sondern sie sind auch nicht mit der dicken Lage von weißen Bimsstein, wie jene, bedeckt. Diese Lage ist augenscheinlich älter als Hiera und selbst als der Hafen, da man sie weder auf dieser Insel, noch auf den hervorragenden Stellen der Küste antrifft.

Santorin erhielt nach Plinius, bey ihrer Entstehung den Nahmen Kallistos oder der schönen Insel: sie hieß nachher nach einem ihrer Könige Thera; ihr heutiger Nahme ist aus sancta Irene, welcher Heiligen sie unter den griechischen Kaisern geweiht ward, entstanden.

Wenn man Santorin, nach dem, was es jetzt ist, beurtheilt, so muß es bey seiner zweyten Epoche eine der schönsten und fruchtbarsten Inseln des Archipelagus gewesen seyn. Die runde Gestalt ein durchaus zum Ackerbau taugliches Erdreich, welches sich vom Meere allmählig erhebt, und die Berge St. Stephan und St. Elias, welche vielleicht ehedem mit Waldungen bedeckt waren, trugen dazu bey, diese Insel zu einer der angenehmsten zu machen. Denn, wenn die Berge mit Bäu-

men bedeckt waren, so lieferten sie Holz und hatten auch wohl eine ergiebige Quelle, da das Erdreich, ehe es vom Regen abgespühlt wurde, das Wasser in sich zog, und die kleine Quelle, an der Seite von Messaria, war vermuthlich viel ansehnlicher, als jetzt, da der Berg ganz kahl ist.

Die andern Inseln haben einen sehr unebnen Boden; es sind nichts als nackte steinigte Berge, und außer einigen kleinen Ebnen und Hügeln gänzlich unbebaut. Ihr Anblick ist viel unangenehmer, als der von Santorin; und ob diese Insel gleich keinen guten Hafen und nur Cisternen-Wasser hat: so ist sie doch die reichste und bevölkerteste von allen kleinern Inseln des Archipelagus.

Man liest in Briets Annalen der Welt, das Theros, der Sohn des Autesionus und Enkel des Polynices, dreyßig Jahr vor der Jonischen Auswanderung eine Mynische Colonie nach Kallistos versetzte. Die Mynier waren von den Argonauten entsprungen, welche dem Jason nach Colchis gefolgt waren, und sich auf ihrer Rückkehr in Lemnos festgesetzt hatten. Ihre Nachkommen wurden von hier durch die Pelasgier vertrieben, und flohen nach Sparta, wo man sie aufnahm. Man gab ihnen sogar Ländereyen, und verheirathete sie mit den Töchtern des Landes; als aber die unruhigen Fremdlinge überführt wurden, daß sie nach der Oberherrschaft strebten, ergriff man sie und verurtheilte sie zum Tode. Die Zärtlichkeit gab ihren Weibern eine List ein, welche gelang. Nachdem diese Erlaubniß erhalten hatten, ihre Männer noch einmahl zu sehen, tauschten sie die Kleider mit ihnen, und die Männer gingen des Nachts aus dem Gefängniß und flohen auf den Berg Taygetes. Nun verlangte Theras sie, und ließ sie nach Kallistos bringen, welches seitdem Thera genannt ward. Auf

dieſe Art wußte dieſer weiſe Mann Rebellen und Räuber, die den Tod verdient hatten, zu nutzen.

Man ſagt, daß die Einwohner von Thera weder die Kinder unter ſieben Jahr, noch die Erwachſenen über 50 Jahr bey ihrem Tode beweinten; die erſtern, weil ſie noch nicht gelebt hatten, und die andern, weil ſie unnütz geworden wären. Dieſer barbariſche Gebrauch konnte nur bey einem abgeſonderten kleinen Volk entſtehen, wo alles Verdienſt eines Mannes darin beſtand, Kinder zu zeugen, und mit ſeinem Arm das Vaterland zu vertheidigen. Wenn es aber darauf ankommt, eine wilde und ſtolze Jugend zu leiten, mit ſicherer Hand das Ruder eines großen und beunruhigten Staats zu führen, oder die Zukunft aus Vergangenheit und Gegenwart zu leſen; wird man dann noch ſagen, daß der Menſch mit funfzig Jahren genug gelebt habe, und daß ihm nichts übrig bleibe, als ein unnützes Leben zu verlaſſen? Nein! Dieſem Alter iſt es ohne Zweifel mehr als jedem überlaſſen, dem Vaterlande mit ſeinem Kopfe zu dienen, da es dieſes nicht mehr mit ſeinem Arme vermag.

Doch, wir wollen die fabelhaften Erdichtungen übergehen, und auf dem St. Stephansberge die Ruinen einer alten Stadt betrachten, und aus ihrem Anblick ſchließen, wie volkreich Thera unter den römiſchen Kaiſern war.

Hinter Meſſaria trafen wir in der Mauer die marmorne Bildſäule einer Frauensperſon an, welcher Kopf, Arme und Füße fehlten. Ohngeachtet dieſes zerſtümmelten Zuſtandes ſchien uns dieſe Statue von ſehr ſchöner Form. Am Fuß des Berges ſtiegen wir von unſere Mauleſeln, und ſchlugen einen ſehr ſteilen Weg ein, welchen der hie und da zerſtreute Bimsſtein noch ſchwieriger machte.

Ohngefähr in der Mitte des Berges ist eine kleine Quelle mit sehr gutem Wasser, welche dazu gebraucht wird, einige Schafe und Ziegen, die in dieser Gegend weiden, zu tränken. Vom Gipfel wendeten wir uns links, und ließen den St. Eliasberg, welcher weit höher ist, rechts liegen.

Hier fielen uns die Sarkophagen, welche in einen Kalkfelsen gehauen waren, auf; als wir näher hintraten, fanden wir die Ueberbleibseln von Stadtmauern, Spuren von Häusern, und einige, ziemlich gut erhaltene, Cisternen. Wir kamen bald zur neuen Kirche, welche dem heiligen Stephan geweiht, und wahrscheinlich, auf den Ruinen eines Tempels der Minerva oder des Neptuns erbauet ist. Weiterhin erblickt man die Trümmer eines andern Tempels; sehr dicke Mauern, und Säulenstücke von grauem Marmor, die theils offen daliegen, theils fest verschüttet sind. Am Ende der Stadt findet man ein ziemlich großes Sechseck, auf dem wahrscheinlich ehedem eine Bildsäule stand; vielleicht war es die des Marcus Aurelius oder Antoninus, welchen die Einwohner von Thera Ehrensäulen errichteten. Zur Seite dieses Sechsecks liegt ein kleineres, verlaßnes, neueres Gebäude, auf den Ruinen eines ziemlich großen antiken Tempels errichtet. Am Fuße einer Mauer bemerkten wir einen marmornen Sarkophag, an dessen Seiten Laubwerk erhaben ausgehauen war; an den beyden Enden waren zwey sehr unkenntlich gewordene Satyre.

Die Russen haben Inschriften, Bildsäulen und interessante Basreliefs weggenommen und mehrere Säulen deshalb zerbrochen. Der Bürger Fauvel hatte auch, einige Zeit vor unsrer Ankunft, auf Befehl des Grafen Choiseul nachgraben lassen, wodurch er einige Stücke, welche den Russen entgangen waren, erhalten hat.

Wir

Wir fanden auch einige Inschriften, welche frühere Reisende nicht gesehen, oder nicht bekannt gemacht haben: sie sind von Lazarus Albi, einem Priester, der wegen seiner Rechtschaffenheit, seiner Kenntnisse, und dem tiefen Studium der griechischen Sprache bekannt ist, aufs genaueste copirt worden.

Die Stadt war von mittlerer Größe, mehr lang als breit; die Mauern waren sehr stark und vertheidigten sie so wohl als ihre Lage auf diesem steilen Berge.

Man kann von hier nach allen Himmelsgegenden sehen, ausgenommen nach der Seite des St. Eliasberges, welcher weit höher ist. Bey heiterm Wetter sieht man den Gipfel des Berges Ida auf Creta, und sehr deutlich Anaphe, Astipalea, Jos, Naxos und die mehresten Cycladen; die Ebne, welche man südwestlich am Fuße des Berges sieht, ist der fruchtbarste und schönste Theil der Insel. Die Schiffe ankern zuweilen in der Bucht vor dieser Ebene: der Ankergrund ist Sand und Kies.

Santorin ist im Verhältniß seiner Größe, die reichste und bevölkerteste Insel des Archipelagus. Man zählt fünf Hauptdörfer, wovon jedes einen Vorsteher hat: Apanomeria, Scauro, Pirgos, Emborio, und Acrotiri. Die Vorsteher, welche Epitropi heißen, verwalten die Polizey ihres Distrikts, besorgen die Versammlung der vornehmsten Einwohner bey allgemeinen Angelegenheiten, die Einkassirung der Abgaben u. s. w. Sie werden jährlich in einer allgemeinen Volksversammlung ernannt. Außer diesen fünf Haupedörfern zählt man noch mehrere kleine, als Merevelli, Varvulo, Condochori, Phiro-stephani, Phira, Messaria, Megalochorio, Gonia, Votona und Carterado; die Bevölke-

rung beträgt etwa 12,000 Seelen, welche faſt alle griechiſcher Religion ſind.

Die Anzahl der Katholiken hat ſeit Tourneforts Zeiten abgenommen; da ſie zu ſeiner Zeit ein Drittel, und jetzt kaum ein Sechſtel ausmachen. Es giebt zwey Biſchöfe, einen lateiniſchen, welcher den Winter in Scauro, und den Sommer in Phira zubringt, und einen griechiſchen, welcher zu Pirgos reſidirt. Es gab ehedem Jeſuiten, welche jetzt durch barmherzige Brüder erſetzt ſind: beyde beſchäftigen ſich ſeit langer Zeit mit der Erziehung der Jugend. Man findet überdem zwey Mönchsklöſter, ein lateiniſches und ein griechiſches: das lateiniſche iſt von der Regel des heiligen Dominicus und das griechiſche von der des heiligen Baſilius. Die griechiſchen Prieſter ſind hier eben ſo zahlreich, wie im ganzen Archipelagus und beynahe eben ſo arm.

Die Einwohner von Santorin ſind ſehr arbeitſam und mäßig, und gelten mit Recht für geſitteter und rechtſchaffener als die von Naxos; ſie ſind auch weit betriebſamer und fleißiger, den Bau des Weins und der Baumwolle treiben ſie mit unglaublicher Thätigkeit. Die Weiber verfertigen Zeuge von verſchiedener Güte, ſtricken auch Mützen und Strümpfe, die ſie an Fremde verkaufen, oder nach Rußland, und einigen italieniſchen Städten ſchicken; die feinſten und beſten Tücher werden von Mönchen verfertigt. Dieſer Handelsartikel iſt für die geringe Volkszahl der Inſel ziemlich beträchtlich, und da die inländiſche Baumwolle nicht hinreicht: ſo wird ſie von den übrigen Inſeln und vorzüglich von Scala-nova, in den Meerbuſen von Epheſus eingeführt.

Der Wein verſchafft den Einwohnern den größten Ertrag, und der berühmteſte iſt der ſogenannte Vinoſanto. Es iſt ein ſüßer Liqueur-Wein, und im erſten

Jahre von mittelmäßiger Beschaffenheit; mit den Jahren aber wird er gut, und besser als der vortrefflichste Cyperwein; die Einwohner verkaufen ihn zu drey oder vier Para's die Ocke, und er geht fast alle nach Rußland. Er wird aus sehr weißen, ganz reifen Trauben verfertigt, die man auf den Terrassen der Häuser acht Tage lang den Sonnenstrahlen aussetzt; hierauf wird er ausgepreßt, und der Most auf Tonnen gefüllt, die man nach beendigter Gährung sorgfältig verstopft.

Der gewöhnliche Wein ist selten gut: er ist meistens süß, und wird leicht sauer. Man verfertigt ihn, ohne Unterschied, von weißen und schwarzen Trauben, die man bey der Weinlese aufhäuft, und sogleich auspreßt, um den Most auf Tonnen zu füllen. Da die Trauben zu reif und zu süß sind, so setzt man zur Beförderung der Gährung, wie auf allen Inseln, ein Viertel oder auch ein Drittel Wasser hinzu; man läßt den Wein ohngefähr einen Monat gähren, und verwahrt die Tonnen sehr sorgfältig. Auf die Trestern in den Keltern gießt man eine ziemliche Menge Wassers, und läßt sie damit acht bis zehn Tage gähren, dann preßt man die Ueberbleibsel noch einmal aus, und läßt den Wein ab. Dieser Wein, welcher weit schlechter ist, dient zum Gebrauch der Einwohner; und die Ocke wird für ein oder zwey Para's verkauft.

Die Keller sind geräumig und reinlich: sie sind in die Bimssteinlage, welche die ganze Insel bedeckt, gegraben, und ihre Decke ist gewölbt. Einige reiche Privatpersonen lassen die Kellerwände mit Kitt bewerfen; es scheint aber unnöthig zu seyn. Obgleich die Materie weich und zerreiblich ist, so ist doch das Gewölbe sehr fest, und nur selten bröckelt sich etwas los. Die Tonnen liegen in zwey Reihen übereinander; am Eingange des Kellers ist eine große viereckigte gemauerte Kelter,

welche inwendig mit einem Kitt beworfen ist, der aus Kalk und durchgesiebten Bimsstein besteht.

Die Menge Weins, welche jährlich von Santorin ausgeführt wird, ist sehr beträchtlich; man schätzt sie bey einer gewöhnlichen Erndte auf 1,000,000 Ocken. Es wird auch etwas Liqueur ausgeführt. Die Einwohner, welche kein Quellwasser haben, kennen fast kein anderes Getränk, als ihren dünnen Wein. Sie trinken ihn, wenn er auch sauer geworden ist, und sein Geschmack ist auch alsdann nicht übel. Wir haben ihn gern und ohne Nachtheil, während der großen Hitze, die wir auf der Insel ertragen mußten, getrunken.

Obgleich der Boden von Santorin sehr dürr und unfruchtbar ist; so kommt noch der Wein und die Baumwolle sehr gut fort; die Oberfläche besteht aus einer Mischung von Bimsstein, Basalt und Dammerde, welche aus dem Dünger und verfaulten Gewächsen entstanden ist. Die Baumwolle von Santorin scheint von der auf den andern Inseln verschieden zu seyn; man beschneidet sie jährlich bis zur Wurzel, die Erndte dauert von der Mitte des Septembers bis zum November. Man pflanzt die Weinstöcke zwey bis drey Fuß von einander, und läßt sie zehn bis zwölf Jahr wachsen, ohne sie zu beschneiden; wenn sie groß genug sind, beschneidet man sie jährlich, läßt aber mehr Sprossen, als man im mittäglichen Frankreich zu thun pflegt, stehen. Man stützt den Weinstock, damit er nicht auf der Erde kriechen möge, und hält die Zweige durch Reben zusammen, welche man um sie wickelt. In der Mitte des Augustes, sind die Trauben gereift, und können gelesen werden.

Die so gepflanzten und beschnittenen Stöcke dauern nicht so lange, als die unserigen; aber sie geben doppelt und dreyfach Trauben. Diese Bemerkung sollte die Winzer bewegen, in den warmen Gegenden, oder sol-

chen Orten, wo das Erdreich so tief und leicht, als auf Santorin, ist, Versuche anzustellen.

Uebrigens wird auf der Insel nichts von Belang gebauet. Zum Getreide ist der Boden nicht gut genug, und man erndtet bloß etwas Gerste und einige Gemüse; Fruchtbäume sind selten, und von ihnen trifft man fast nichts, als Feigen und Mandel-Bäume an. Das Vieh besteht in Hammeln, Ziegen und Schweinen. Man bedient sich der Maulthiere und Esel zum Transport, aber nur selten der Ochsen zum Pflügen. Auf Santorin hat man keine andern Brennmaterialien, als Holz und Kohlen, die von der asiatischen Küste eingeführt werden, oder Mastix-Bäume, welche man auf Hiera und den benachbarten Inseln fällt.

Santorin bezahlt etwa 55,000 Piaster Abgabe an Grundsteuer, Kopfsteuer, zwey Paras für jede Oke Wein, und an den gewöhnlichen Geschenken, welche jährlich bey der Ankunft des Capudan Pascha entrichtet werden. Die Abgabe von den Aeckern soll eigentlich nur ein Zehntel des Ertrags ausmachen, wie bey Eroberung der Insel festgesetzt wurde; aber der Waiwode, welcher diese Steuer von der Pforte gepachtet hat, hat seit langer Zeit ein Fünftel eingefordert, ohne daß die Einwohner ihre gerechten Klagen hätten anbringen können.

Die Dörfer am Ufer des Hafens haben ein sonderbares Ansehn; die Häuser sind halb in Bimsstein gehauen, und halb ragen sie hervor: und nach der Lage des Bodes sind sie manchmal über einander gebaut; der Theil, welcher hervorragt, ist mit einer Mischung von Kalk und Bimsstein überzogen: so sind Ampanomeria, Scauro, Merevelli, Viro-Stephani und Vira. Die ärmern Dörfer im Innern, als Vurvulo, Condo-Chori, und Messaria, welche am Abhange liegen, sind nur Höhlen, welche in den Bimsstein gehauen sind. Nur

ein kleiner Theil der Vorderseite jedes Hauses ist, um die Thüre darin anzubringen, gemauert. Pirgos ist das größte, reichste, und am besten gebaut; man athmet daselbst eine reine Luft und hat eine angenehme Aussicht. Fast jedes Haus hat auf Santorin eine Cisterne, welche die Einwohner während der Regenzeit sorgfältig füllen, da sie kein anderes Trinkwasser für sich und ihr Vieh haben.

Rebhühner und Hasen, welche auf den meisten Inseln des Archipelagus so häufig sind, giebt es auf Santorin sehr wenige; Kaninchen, welche wir auf Tenedos, Miconi, Delos, Paros, Lero und andern Inseln antrafen, giebt es hier gar nicht; aber dafür ist die Wachtel von der Mitte des Septembers an, desto häufiger. Die Einwohner fangen sie vermittelst eines Netzes, welches an einem Reif, von drey bis vier Fuß im Durchmesser, befestigt ist, der an dem Ende eines, sieben bis acht Fuß langen, Stocks festsitzt. Der Jäger wirft sein Netz auf einen Weinstock oder eine Baumwollenstaude, wo er eine Wachtel vermuthet, und gewöhnlich fängt er eine. Wir sahen auf diese Art, in weniger als einer Viertelstunde, mehrere fangen.

Da man nicht alle Wachteln zu verzehren im Stande ist, so pflegt man sie gelinde zu kochen und den ganzen Winter hindurch in Weineßig oder Vino-Santo aufzubewahren. Dies ist ein sehr leckeres Gericht, und besser als die, eben so eingemachten Feigenschnepfen von Cypern.

Wir trafen in derselben Jahreszeit die Alpen-Krähe hier an; man sagte uns, daß sie durchzöge und von den Bergen in Kleinasien käme.

Der Hafen von Santorin ist etwa, von Norden nach Süden gerechnet, sieben Meilen lang und sechs breit, von dem kleinen Hafen Phira bis zur Insel

Aſpronisi Er würde einer der beſten Häfen des Archipelagus ſeyn, wenn die Schiffe Anker werfen könnten; allein das Senkbley giebt 250 bis 300 Klaftern Tiefe an. Einen Steinwurf vom Lande beträgt die Tiefe 60 bis 80 Klaftern. Die Kähne landen bey San-Nicolo, und die Schiffe werden mit Landankern befeſtigt, wenn ſie Wein laden. Wenn ſie ungünſtiger Wind nach Santorin verſchlägt: ſo bleiben ſie gewöhnlich zwiſchen Klein- und Neu-Camene. Die Fregatten können ſüdlich von Alt-Camene auf einem Sandgrunde ankern.

Nahe bey Klein-Camene iſt das Meer nicht ſo tief, ſondern höchſtens funfzehn bis zwanzig Klaftern; allein es hat felſigten Grund, worin die Anker nicht haften. Die Fiſcher der Inſel verſichern, daß ſich, ſeit einiger Zeit, des Meeresgrund beträchtlich erhoben hätte, ſo daß man vielleicht die Bildung einer neuen Inſel erwarten darf.

Es iſt wahrſcheinlich nicht rathſam, lange zwiſchen Klein- und Alt-Camene vor Anker zu liegen, da die letztere einen ſehr ſtinkenden und ungeſunden Dunſt aushaucht; denn ſie hat nicht allein ſtehende Sümpfe, ſondern die vulkaniſchen Dämpfe müſſen auch in einer ſehr großen Entfernung die Luft verderben, und in kurzer Zeit gefährliche Krankheiten verurſachen.

Eilfter Abschnitt.

Ankunft in Candia. Beschreibung dieser Stadt. Besuch beym Pascha. Abreise. Ankunft in Rethymo. Betragen des Pascha. Ankunft in Canea. Beschreibung der Gegend. Klima. Bemerkungen über die Winde. Erdbeben.

Voll Ungeduld, uns nach Creta zu begeben, und das Vaterland des Jupiter und Minos zu sehen, schifften wir uns am 30. Julius auf einem großen Fahrzeuge ein, welches seit einigen Tagen im Hafen San-Nicolo lag; der Capitain war ein Muselmann und zu Tunis geboren. Er besuchte oft die Inseln des Archipelagus und stand in einem sehr guten Ruf. Er hatte Mantega (ein Gemisch von Butter und Hammelfett, dessen sich die Orientalen zu Ragouts und Gebäck bedienen) von Sidra in Africa gebracht, und ging nach Candia, um Rosinen, Mandeln, Johannisbrodt, Süßholz und Honig nach Egypten zu führen.

Da die Entfernung von Santorin nach Candia etwa 30 Meilen beträgt: so hätten wir uns lieber auf einem europäischen als einheimischen Fahrzeug eingeschifft; aber es blieb uns keine Wahl übrig. Die Kauffartheyschiffe besuchen Santorin niemals im Sommer, und der regelmäßige Wind erlaubt in dieser Jahreszeit nicht, daß man sich ohne Gefahr einem schwachen Fahrzeug anvertrauen kann.

Wir fuhren des Abends von Santorin ab, um bey hellem Tage in Candia anzukommen; rechts ließen wir die kleine Insel Christiana liegen, und fuhren ohne Compaß beynahe gerade südwärts. Der Nordwind hörte, wie gewöhnlich, nach Sonnenuntergang auf, und war die Nacht durch schwach und veränderlich: so daß wir uns des Morgens zehn bis zwölf Meilen von Candia, nordöstlich von Dia, befanden. Da wir zu weit östlich waren, und der Wind von acht Uhr Morgens an, nordwestlich blies, so erreichten wir erst den 30sten Junius gegen Abend den Hafen.

Wir sagten dem Capitain, daß es besser sey, einen Compaß um Rath zu fragen, sobald man das Land aus dem Gesichte verliere, als Sonne und Sterne, welche nicht so genau den Weg bezeichnen; allein dessen ohngeachtet segelte er einige Tage darauf nach Egypten, ohne einen vortrefflichen Compaß, den ihm ein Ragusanischer Matrose sehr wohlfeil anbot, kaufen zu wollen.

Die erste Kette des Ida, welche sich südwestlich von Candia erhebt, dient den Schiffen, welche hieher fahren, zum Führer; so wie die kleine Insel Dia, welche von den Matrosen Standia genannt wird: die drey Buchten, welche sie auf der Südseite hat, sind bey widrigen Wind, Zufluchtsörter.

Der Hafen von Candia ist durch Felsen gegen den Nordwind gedeckt, auf welchen man einen starken, mit der Küste parallellaufenden Damm erbaut hat. Er ist sehr sicher und könnte 30 bis 40 Kauffartheyschiffe fassen, wenn er ausgeräumt und gut unterhalten würde. Jetzt hält er höchstens acht bis zehn Fahrzeuge, welche noch dazu leer oder sehr leicht seyn müssen; denn im Innern hat er nur acht bis neun Fuß Tiefe, und am Eingange funfzehn. Die Türken, welche alles mit der

Gleichgültigkeit eines Miethmanns gebrauchen, welche alles verderben, und nichts verbessern, lassen ihn täglich mehr versanden, welches zu verhindern doch sehr leicht wäre, da der Grund aus Schlamm und Sand besteht.

Links von der Einfahrt stehen Arsenale, die man eben so wenig ausbessert: sie sind von den Venetianern im Jahr 1552 erbaut, wie man aus der Jahreszahl unter dem venetianischen Wappen schließen kann. Sie haben sehr durch die türkische Belagerung von 1667 bis 69 gelitten, und einige haben sogar einen Theil ihres Gewölbes verloren. Diese Arsenäle, zehn an der Zahl, sind eigentlich nur Werfte, welche dieses industriöse Volk errichtet hatte, um Galeeren zu erbauen, und aufzubewahren.

Man kommt von dem Hafen in die Stadt, durch ein Thor, welches bey Nacht geschlossen wird. Feste Mauern, ein tiefer Graben und Außenwerke vertheidigen diese Stadt zu Lande; die Häuser sind besser gebaut, als alle, die wir bisher gesehen, hatten, auf Scios ausgenommen; aber die Bevölkerung ist der Größe des Orts nicht angemessen. Man zählt kaum 10 bis 12,000 Türken, 2 bis 3,000 Griechen, und etwa 60 Juden. Die Griechen, welche sie vor der Uebergabe an die Türken bewohnten, folgten den Venetianern, der Capitulation zufolge, oder retteten sich ins Innere des Landes. Jetzt setzen sie sich nur furchtsam in einer Stadt, wo ihr Leben beständig durch die Janitscharen bedroht, und ihr Vermögen sehr oft ein Raub der Pacha's ist.

Candia liegt auf einer, etwas erhabnen, Ebene; nach der Seeseite zu wird sie von einer starken, auf Felsen gegründeten, Mauer unterstützt, und gewährt einen angenehmen Spatziergang. Man sieht hier mehrere Kanonen mit venetianischen Wappen, wodurch die

Stadt vor Angriffen zur See, geschützt wird. Das Serail des Pacha liegt auf der andern Seite, an dem Ort, wo ehedem der Pallast des Proveditore stand. Die schönsten Kirchen, welche bey der Belagerung beschädigt waren, sind ausgebessert und in Moscheen verwandelt; die von den Venetianern erbaueten Häuser sind längst verschwunden; aber die Festungswerke sorgfältig unterhalten, da der Pforte die Erhaltung dieser Insel sehr wichtig ist.

Wir wollen nicht entscheiden, ob Candia auf der Stelle des alten Cytöum liegt, wie einige Geographen meinen, oder auf Matium, wie andere behaupten, und glauben bloß, nach Untersuchungen auf der zweyten Reise, daß die Trümmer einer Stadt, vier Meilen westlich, die von Cytöum seyn müssen, und setzen Matium zwey Meilen östlich von Candia, Dia gegenüber, wie es Plinius beschreibt. Heracläa, welches der Hafen von Cnossus war, liegt noch vier bis fünf Meilen östlich, der Hafen Candia, der beste auf der ganzen Küste, scheint uns daher der von Panormus zu seyn, welcher, nach dem Ptolemäus, zwischen Cytöum und Heracläa belegen war.

Den Nahmen Candia, den diese Stadt jetzt führt, hat sie von dem arabischen Worte Chandax und Candax, welches Verschanzung bedeutet, weil sich hier die Saracenen verschanzten, als sie, unter dem Kaiser Michael dem Zweyten, oder dem Stammler, die Insel eroberten.

Die Türken machten sich im Jahr 1645 von Canäa, Rethymo und ganz Creta Meister; aber der Festungen Grabusa, Suda, Spina-longa und der Stadt Candia konnten sie sich nicht bemächtigen. Mahomed der Vierte, welcher einsah, daß er die Insel niemahls ruhig besitzen würde, so lange die Venetianer Herren von der Hauptstadt wären, schickte im Jahre 1667 sei-

nen Vezier, Achmet Kuperli, mit einer beträchtlichen Armee hin, sie zu belagern. Die Venetianer, welche immer noch Meister des Hafens und des Meeres blieben, waren im Stande, alle Art von Hülfe einzulassen, und der gut befestigte und tapfer vertheidigte Ort widerstand lange den Angriffen der Türken.

Die Armee der Belagerer war mehrmahls verstärkt worden, und schon zählte man über 100,000 Türken, welche, durch das feindliche Feuer oder durch gesprengte Minen, geblieben waren; die Venetianer erhielten neue Verstärkung von Frankreich, welche ohne Zweifel die Türken zum Abzug gebracht hätte, wenn nicht die Stadt, unter dem Commando des Morisini, durch die List eines Griechen, im Dienste der Pforte, capitulirt hätte, nachdem sie während einer Belagerung von drittehalb Jahren, 30,000 Mann Venetianer, Piemonteser und Franzosen verlohren hatte.

Als wir in Candia ankamen, war das Vice-Consulat unbesetzt. Wir fanden nur einen Agenten, dem wir unsern Entschluß mittheilten, den östlichen und mittlern Theil der Inseln zu bereisen, ehe wir uns nach Rethymo und Canäa begäben. Der Drogman, ein Jude, kam dienstfertiger, als wir es verlangten, den folgenden Tag, um uns zum Pacha zu führen, wodurch er, wie er sagte, seine Pflicht und das Verlangen dieses ehrwürdigen Greises erfüllte, welcher uns zu sehen, und wegen seiner Gesundheit um Rath zu fragen wünschte; dieser würde uns gleichfalls alle Bequemlichkeiten verschaffen, deren wir benöthigt wären, um ohne Gefahr die Insel zu durchreisen.

Anfangs schlugen wir es aus, zum Pacha zu gehen, da wir nichts von ihm zu fordern hatten: „Wozu soll dieser Besuch helfen? — fragten wir den Drogman — er ist ganz überflüssig. Zeigt ihm unsern Fir-

man, sagt ihm, wer wir sind, und was wir hier wollen: daß wir keine Aerzte sind, ob wir gleich Pflanzen sammeln, und daß es oft sehr schlimm sey, wenn man gesund ist, Aerzte um Rath zu fragen." Der Drogman bestand auf seinem Vorschlage, und versicherte, daß wir keinen Schritt auf der Insel thun könnten, wenn wir nicht dem Willen des Pacha Genüge leisteten. Der Agent war seiner Meinung; eben so einige Schiffscapitaine, welche zugegen waren, und da die Neugierde auch auf Seiten des Drogmans war: so willigten wir ein, und wurden des Nachmittags ins Serail geführt.

Wir wurden von den vornehmsten Offizieren empfangen, welche uns sehr eifrig nach der französischen Revolution und dem Kriege fragten, welchen wir wider die natürlichen Feinde der Pforte führten. Wir beantworteten ihre Fragen mit Zurückhaltung, da man diese Materie in der Türkey mit Vorsicht behandeln muß. Man bot uns Pfeifen, Caffee, Sorbet und Parfums an, worauf man uns meldete, daß der Pacha uns erwarte.

Bey den Offizieren hatten wir nur Sofa's gefunden; bey dem Pacha sahen wir zwey Stühle neben ihm gestellt. Wir begrüßten ihn auf orientalische Weise, welches er erwiederte. Er nöthigte zum Sitzen, und der Drogman und der Sohn des Agenten setzten sich auf einen Teppich. Nach den gewöhnlichen Complimenten über unsere glückliche Ankunft, fing der Pacha von seiner Gesundheit zu sprechen an, und bat uns, seinen Puls zu befühlen. Er war ein Greis von mehr als siebzig Jahren, und von gutem Ansehen. Wir thaten, was er verlangte, und versicherten ihm, daß er sich wohl befände, und noch mehr als zwanzig Jahre zu leben habe, womit er sehr zufrieden schien.

Er fragte uns darauf, welches der Gegenstand unserer Reise sey? „Wißbegierde und das Verlangen uns zu unterrichten, antworteten wir, führt uns auf Eure Insel. Wir haben uns einige Monate in Constantinopel aufgehalten, die mehresten Inseln des Archipelagus besucht, und wollten das berühmte Land, welches Ihr beherrscht, nicht vorbey gehen, und einige der balsamischen Pflanzen sammeln, welche der Himmel so reichlich darauf verbreitet hat." „Das geht nicht an, antwortete er kalt, ich kann dies nicht erlauben!" Wir zeigten unsere Firmas, welche uns erlaubten, alle Länder des ottomannischen Reichs zu durchreisen, allein der Pacha erwiederte beständig: „das geht nicht an!" Wir führten mehrere Reisende an, wir erwähnten die Seeleute, welche in der größten Freyheit überall auf der Insel umher gehen, und wohin es ihnen beliebt. Der Pacha antwortete beständig: „Das geht nicht an!" Euer Leben würde in Gefahr stehen! Ich kann es nicht erlauben.

Er erzählte uns von Räuberbanden, welche die Wege unsicher machten, und welche uns ermorden würden, wenn wir, unserm Plan gemäß, nach dem Berge Ida und Gortyne gingen. „Das ist unmöglich, antworteten wir, es giebt keine Räuberbanden in gut regierten Ländern: die Strafe würde zu schnell auf das Verbrechen folgen, wenn solche Bösewichter sich zu zeigen wagen würden!" „Ohne Zweifel, antwortete der Pacha, es giebt weit weniger Räuber, seit ich regiere; aber immer noch genug, um Euer Leben in Gefahr zu bringen!" — Wir sagten dem Drogman, daß er eine Unterredung abbrechen sollte, welche unangenehme Folgen haben könnte, und um Erlaubniß bitten möchte, uns entfernen zu dürfen, welches uns auch zugestanden ward.

Wir waren sehr über diese Strenge des Pacha erstaunt, und suchten die Ursache zu enträthseln, als sie uns durch einige Worte des Drogman klar wurde. „Der Pacha, sagte er, macht blos deswegen Umstände, weil vor kurzer Zeit ein Fremder hieher kam, welcher ihm 500 Piaster für die Erlaubniß gegeben hat, einige Ruinen, zehn Meilen von hier zu besehen.“ „Gut, erwiederten wir, sagt dem Pacha, daß wir den Anblick einiger Schutthaufen nicht so theuer bezahlen werden, und daß er Geld von Griechen und Juden erpressen mag, wenn er es nöthig hat. Wir haben keine 500 Piaster, und, wenn wir sie hätten, würden wir sie besser anzuwenden verstehen!“ Der Drogman versuchte uns zu einer geringern Summe zu bewegen. „Nicht einen Piaster!“ war unsere Antwort. „Uebrigens würden wir nicht durch Euch unterhandeln, wenn wir Lust dazu hätten!“

Unter diesen Umständen war es unnütz, lange in der Stadt Candia zu verweilen; wir beschlossen, wenn es seyn könnte, zu Lande nach Canäa zu gehen, überzeugt, daß wir die nöthigen Bequemlichkeiten bey dem Consul antreffen würden. Wir forderten einen Janitscharen zur Begleitung und der Aga schickte uns einen bekannten Mann, welcher schon lange in der Stadt ansässig war. Ein türkischer Maulthiertreiber, gleichfalls ein Janitschar, verschaffte uns Pferde und diente zum Wegweiser. Wir wußten, daß man von Seite der Griechen nichts zu fürchten hat, und die beyden ansässigen und verheiratheten Janitscharen, welche es öffentlich übernahmen, uns nach Canäa zu bringen, hafteten hinlänglich für unsere Sicherheit. Wir stellten die Schiffer zufrieden, welche Unruhe zeigten, schickten unsere Sachen mit einem griechischen Bedienten zur See

hin, und reiſten allein und ohne Gepäck — des andern Morgens ab.

Dieſe Janitſcharen, welche auf der Inſel geboren waren, verſtanden ſehr gut griechiſch, und noch beſſer Wein und Branntwein zu trinken. Wir waren ſehr zufrieden mit ihnen, und hörten aus ihrem eignen Munde, daß der Pacha nur von Räubern geſprochen habe, um Geld zu erhalten, und uns, auf unſre Koſten, eine Bedeckung zu geben, welches ihm wieder etwas eingebracht hätte. Ich würde dieſe unbedeutende Anekdote unterdrückt haben, wenn ich nicht glaubte, ſie könnte Reiſenden nützlich ſeyn, und zu gleicher Zeit zum Beweiſe der Geldgierde der türkiſchen Beamten dienen.

Die Gegend um Candia beſteht aus fruchtbaren, angebauten Ebenen und Hügeln, und andern Landſtrichen, welche bebaut werden könnten. Südlich von der Stadt ſieht man einen einzelnen pyramidaliſchen Berg, an deſſen Fuß man vorbeykommt, wenn man die Ruinen von Gortyne beſucht: die Europäer kennen ihn unter dem Namen des Jupiter-Berges. Südweſtlich laufen von Ida, welcher faſt das ganze Jahr mit Schnee bedeckt iſt, einige Bergreihen nach der Stadt zu, und auf der andern Seite vereinigt er ſich mit den Bergen von Sphachia, welche gleichfalls acht bis neun Monate im Jahre mit Schnee bedeckt ſind.

Als wir die Stadt verließen, fanden wir eine niedrige, ziemlich große Ebene, welche durch zwey Bäche bewäſſert ward, und darauf Hügel und Kalkberge, auf welchen die Venetianer gepflaſterte Wege angelegt hatten, die ſich ziemlich gut erhalten haben; linker Hand lagen die erſten Bergketten des Ida faſt nahe bey uns. Unter den Pflanzen und Sträuchern, welche wir ſchon auf den Inſeln angetroffen hatten, fanden wir überall

den

den Storax sehr häufig. Wir kamen sehr früh nach Damasta, einem unbeträchtlichen Dorfe, wo wir den übrigen Theil des Tages zubrachten. Am andern Morgen reisten wir vor Sonnenaufgang weiter, und kamen durch ebenere und besser bebaute Gegenden, als den Tag vorher; wir sahen viele Oelbäume, einige Weinstöcke, Maulbeerbäume, und mehrere Eichen. Unter dem Platanus, welche Tournefort erwähnt, ruhten wir aus neben einer ansehnlichen Quelle, welche in der Nähe des Meeres entspringt. Wir blieben lange am Ufer des Meeres, und kamen früh nach Rethymo.

Die Gegend um diese Stadt ist sehr mahlerisch: Orangen-Gärten mit einzelnen Dattelbäumen, Felder von Oelbäumen, und Küchengewächsen, Hügel, auf welchen Weinstöcke, Feigen, Maulbeer- und Mandelbäume unter einander wachsen; weiterhin Tafelberge; westlich kahle Felsen und nackte Hügel; nördlich die Citadelle, der Hafen und das Meer; alles trägt dazu bey, Rethymo zur angenehmsten Stadt auf der Insel zu machen. Sie würde vielleicht auch die reichste und bevölkerteste seyn, wenn der Hafen, so klein er auch ist, unterhalten würde. Ihre Bevölkerung beträgt 5 bis 6,000 Einwohner, zur Hälfte Griechen, und zur Hälfte Türken: die Juden sind weniger zahlreich als zu Candia.

Rethymo, auf den Ruinen des alten Rithymnus erbaut, wurde, da es nach der Landseite schlecht vertheidigt war, von den Türken im Jahr 1572 ausgeplündert, während Selim der Zweyte die Belagerung von Famagusta in Cypern mit Eifer betrieb; aber erst unter Ibrahims Regierung, im Jahre 1645, wurden die Venetianer auf immer daraus vertrieben.

Ob wir gleich mit unserm Führer in einer Caravanserai abgestiegen waren, so nahmen wir doch eine Woh-

nung bey einem Juden, welcher französischer Unter-Agent war. Den Abend führte uns sein Sohn durch die Stadt, den Hafen und einige Gärten, und erzählte uns die traurige Begebenheit, welche seinen Vater genöthigt hatte, sich zu entfernen.

Der Pacha von Rethymo, welcher aus dem niedrigsten Stande, durch Kabale und Geld zu diesem Posten gelangt war, ließ keine Gelegenheit unbenutzt, seine Unterthanen zu bedrücken, um seine Schulden zu tilgen, und neue Reichthümer, zur Erlangung eines größern Postens, zu erwerben; und wenn es ihm an Gelegenheit fehlte; so forderte er geradezu von den Privatpersonen, welche für reich galten, größere oder kleinere Summen.

Seit sechs Monaten, welche er regierte, hatten alle Griechen, Juden oder Türken mehr oder weniger bezahlen müssen. Abraham Maki, Agent der Republik, hatte geglaubt, daß der Pacha ihn verschonen würde; allein er hatte sich geirrt. Er galt für reich, und unmöglich konnte der Pacha diese Beute entwischen lassen; er forderte 10,000 Piaster von ihm, und versicherte ihn seines Schutzes, wenn er sie auf der Stelle bezahlte. Der Jude weigerte sich, diese Summe zu geben, und als der Pacha drohete, benachrichtigte er den französischen Consul zu Canäa, Heinrich Mure, von seiner Lage. Dieser begab sich augenblicklich nach Rethymo. Der Pacha, welcher es erfuhr, ließ den Juden ergreifen, im Serail in Ketten legen, und bedrohen, daß er zu Tode geprügelt werden sollte, wenn er nicht auf der Stelle die verlangte Summe bezahlte.

Was sollte der Consul hier thun? Wenn er den Pacha um Gerechtigkeit ansprach, und Ausübung der Capitulation forderte: so kam der Jude nichts desto weniger ums Leben. Jedermann stimmte damit über-

ein, daß der Pacha hierzu fähig sey. Abraham Maki's Familie versammelte sich, alle Juden von Rethymo berathschlagten, und alle waren einig, daß man bezahlen müsse. Der Gefangene selbst, der für sein Leben besorgt war, bat seine Freunde schriftlich, die geforderte Summe zu bezahlen, und dem Consul zu sagen, daß er nichts für ihn unternehmen möge. Nach Erlegung des Geldes war der Jude losgelassen; aber vom Pacha mit dem Tode bedroht, wenn er die geringste Klage erheben würde.

Dieser Mißbrauch der Gewalt konnte nicht, ohne den größten Nachtheil geduldet werden. Der Pacha hatte sich an das Vermögen und die Freyheit eines Agenten der Republik gewagt, und mußte bestraft werden. Nichts zu sagen, hieß, diesen gottlosen Mann aufmuntern, jeden Tag eine neue Tyranney zu begehen. Bald hätte kein Capitän es gewagt, Oel in Rethymo einzuladen, oder nur daselbst zu landen. Wir erfuhren einige Tage darauf, daß der Consul dem Agenten befohlen, sich vor dem Pacha zu flüchten, und an den Gesandten Descorches geschrieben hatte, um ihn von dem Vorfall zu benachrichtigen.

Die Klage des Consuls wurde durch eine andere des Pacha von Candia über nicht geringere Bedrückungen unterstützt. Die Pforte, welche ihren Beamten wohl erlaubt, die zinsbaren Unterthanen zu drücken, kann nicht ohne Gefahr zu sehr die Muselmänner pressen lassen, und noch weniger die Schützlinge der europäischen Mächte. Der Pacha von Rethymo ward auf die erhobnen Klagen abgesetzt, und verurtheilt, die erpreßten Summen herauszugeben. Er gehorchte dem ersten Theile des Befehls, erklärte aber dem Schlau, welcher ihm diesen überbrachte, daß keine Drohung

ihn dahin bringen würde, das Geld wieder herauszugeben.

Er kam einige Tage hernach zu Canäa an, ward mit Kanonenschüssen begrüßt, und die Aga's und vornehmsten Einwohner der Stadt machten ihm ihre Aufwartung. Er selbst legte einen Besuch beym Pacha von Canäa ab, und eilte, nach Morea zu reisen, wo er die Wirkung seiner neuen Kabale zu Constantinopel erwarten wollte.

Indessen klagten alle, welche Geld zu fordern hatten, und in dem Firman der Pforte ausdrücklich benannt waren, theils beym Pacha von Candia, theils bey dem von Canäa, um vor der Abreise des Räubers entschädigt zu werden. Wahrscheinlich versuchten diese beyden Pacha's, die befohlne Wiedererstattung zu bewirken; allein er erklärte laut, daß er bey der geringsten Gewaltthätigkeit sich an die Spitze seiner Leute stellen, und Gewalt mit Gewalt abwehren würde. Vergebens stellte man ihm vor, er müsse dem Sultan gehorchen; jedoch er beharrte, daß selbst der Anblick des Todes ihn nicht bewegen würde, und keine Gewalt ihn dazu nöthigen solle. Er reiste daher ab, ohne daß jemand etwas wider ihn zu unternehmen wagte. Der Pacha von Canäa erwies ihm alle Höflichkeitsbezeigungen, und er ward aufs neue mit Kanonenschüssen salutirt, als wenn er nichts weniger als ein rebellischer Unterthan gewesen wäre.

Wir wissen das Ende dieser Geschichte nicht; aber wahrscheinlich hat er das erpreßte Geld gut in Constantinopel anzuwenden gewußt, er ist nicht allein unbestraft geblieben, sondern hat auch einen ehrenvolleren und einträglicheren Posten, als vorher, erhalten.

Den folgenden Tag reisten wir mit Sonnenaufgang ab, und wünschten, daß die Türken, welche auf eine so empörende Art die besiegten Völker unterdrücken, einst gezwungen werden möchten, in jene entfernten Wüsten zurück zu kehren, aus denen sie vielleicht nie hervor getreten wären, wenn die Griechen die Tugenden ihrer Väter ererbt hätten.

Wir betrachteten lange auf der Nordwestseite der Stadt, die Citadelle, welche auf einem steilen Felsen, der sich in das Meer herausstreckt, erbaut ist. Wir kamen auf einem bergichten und mühsamen Wege an den Strand von Armiro, nachdem wir am Fuße des Berges über einen kleinen Fluß gesetzt hatten. Hier trafen wir zwey schöne Quellen, eine mit salzigem Wasser, und die andere größere mit süßem Wasser an. Weiterhin liegt das Fort Armiro, welches von den Venetianern erbaut ist, um einen Meerbusen zu decken, und Seeräuber oder Feinde, welche hier landen, abzuhalten in das Innere des Landes vorzudringen.

Wir kamen allmählig höher, bis zum Fuß des Berges Malaxa, am Hafen Suda. Seine Basis besteht aus Schiefer und Granit; indeß die bisher gesehenen aus Kalk und noch häufiger aus Kreide bestanden.

Während wir an dem Berge hin ritten, kamen wir bey den Ruinen einer Stadt, ohne Zweifel Amphimale, vorbey, von der wir bald sprechen werden.

Wir kamen auf einem gepflasterten Wege in eine fruchtbare, gut bebauete Ebene herab, nahe an dem Meerbusen Suda vorbey, und zu guter Zeit nach Canäa, mehr von der außerordentlichen Hitze, als von dem langen Wege erschöpft.

Der Bürger Mure, welcher uns schon lange erwartete, wollte nicht zugeben, daß wir in dem Capuziner-Kloster abträten, wegen der schlechten Art, womit ein

italienischer Mönch, welcher die Aufsicht hatte, die Franzosen behandelte. Wir danken ihm für seine Aufmerksamkeit, die zuvorkommende Höflichkeit, mit der er uns bey sich aufnahm, und die vortrefflichen Aufschlüsse, die er uns gegeben hat. Auch dem Bürger Magalon verdanken wir wichtige Nachrichten über Produkte, Handel, Bevölkerung und Gebräuche der Insel.

Canäa ist zwar weit kleiner, als Candia, ist aber verhältnißmäßig volkreicher; man zählt 4,000 Türken, 2, bis 3,000 Griechen, 150 Juden, vier französische und einige italienische Handelshäuser: diese letztern stehn unter dem Schutze des deutschen Kaisers oder der Republik Raguſa.

Die Stadt ist mit einer starken Mauer und einem breiten Graben umgehen: sie hat nur ein Thor an der Landseite; der Hafen wird durch einige gut erhaltene Batterien vertheidigt. Links von der Einfuhrt ist ein, mit der Küste gleichlaufender Damm, hinter welchem eine große Anzahl Schiffe Platz hätte, wenn der Grund gereinigt wäre. Die größten Schiffe müssen am Eingange des Hafens liegen bleiben, wo sie bey etwas starkem Nordwinde den Wellen eines unruhigen Meeres ausgesetzt sind.

Dem Damme gegenüber steht man, wie auf Candia, eine Reihe gewölbter Arsenäle, welche die Venetianer zur Erbauung und Aufbewahrung ihrer Galeeren errichtet haben. Canäa widerstand den Türken, die es im Jahre 1645 angriffen, kaum einige Tage, Cornaro, welcher die venetianischen Truppen commandirte, zog sich mit Waffen und Gepäck nach Rethymo zurück, wo er kurz darauf getödtet wurde, als er diesen weit unwichtigern, und weniger haltbaren Ort vertheidigen wollte.

Die erste Bergreiche wird vom Meere durch eine Ebene, von einer Meile Breite, getrennt, welche sich zwölf bis funfzehn Meilen weit bis zum Dictymnus erstreckt, einem Gebirge, welches nordwärts läuft, und das Vorgebirge, welches ehedem eben so hieß, und von den Italienern heutiges Tages Capo Spada genennt wird, bildet. Diese Ebene ist im Ganzen ziemlich fruchtbar, und fast überall bebaut. Ueberall erblickt man Orangengärten, Olivenwälder, zerstreute Weinstöcke und Felder, worauf Korn, Gerste, Baumwolle, Sesam, Mais, Melonen und Gemüse wachsen.

Wenn man die Küste westlich verfolgt, kommt man über einen schlammigen Bach, und sieht darauf neben der Küste eine Klippe, und die kleine verlassene Insel Sanct Theodor, auf welcher die Venetianer eine Batterie errichtet hatten, um eine Landung auf der Ebene zu verhindern. Hinter der Insel kommt man nach Platania, einer weiten und einsamen Ebene, wo ein große Menge ungeheurer Platanus wild wächst; um jeden schlingen sich einige Weinstöcke, deren Reben den ganzen Baum umfassen, und ohne Cultur im Ueberfluß vortreffliche Trauben mit großen Kernen hervorbringen. Da sie an diesem schattigten Ort sehr spät reifen: so sieht man sie mit Vergnügen auf dem Markt von Canäa kommen, wenn die übrigen Trauben schon seltner werden. Ein kleiner Bach durchläuft und bewässert diesen lieblichen Wald und verbreitet Fruchtbarkeit und Kühlung.

Wir waren seit einiger Zeit zu Canäa, wir hatten die Gegend durchstrichen, und auf den Bergen, den Dictamus, das cretensische Ebenholz und die meisten merkwürdigen Pflanzen der Insel gesammelt; wir hatten ländliche Feste gefeyert, als man uns vorschlug, die Ruinen von Paläo-Castro zu besehen, welche wir

nach den Beschreibungen einiger Reisenden, für die von Aptera hielten.

Nach anderthalb Stunden Weges kamen wir zum griechischen Kloster Agyia-Kiriaki, welches südwestlich von Canäa liegt. Wir ließen hier unsere Pferde und nahmen einen Wegweiser zum Führer nach den Ruinen. Wir bestiegen, auf einem steilen Wege, einen Felsen, welcher zu der ersten Begreihe gehörte; bald kamen wir an eine dicke Mauer, die zu einer Fläche führt, auf welcher wir die Ueberbleibsel eines, beynahe viereckigten, Forts mit Thürmen bemerkten. Die Mauern dieses Forts, so wie an den Außenwerken der Stadt, sind beynahe eine Klafter dick; sie waren massiv und mit Quadersteinen, die man noch an einigen Stellen bemerkt, bekleidet.

Wir kamen durch die südliche Mauer auf eine Ebene, welche von noch höhern und steilern Felsen, als der vorige gedeckt war. Diese Ebene wird am Ende durch andere senkrechte Felsen, welche einen natürlichen Wall bilden, eingeschlossen, solche von den benachbarten Bergen trennen, und unzugänglich machen.

Auf diesem Felsen stand eine, mit Thürmen befestigte, dicke Mauer; die Stadt lag zwischen der Festung und dem steilen Felsen, welchen wir erwähnt haben. Dieser Raum war für eine Stadt von mittlerer Größe hinreichend. Wir fanden weder Inschriften noch Basreliefs, keine Spuren von Tempeln oder großen Gebäuden, nichts, was den alten Namen der Stadt hätte anzeigen können.

Wenn Kissamos, welches zwischen den Vorgebirgen Grabusa und Spada, zwanzig Meilen westlich von Canäa, liegt, ehedem der Hafen von Aptera war, wie es nach den alten Schriftstellern augenscheinlich ist, und wenn Canäa auf Cydonia, wie man gewöhnlich glaube-

erbauet ist: so hat sich Strabo geirrt, wenn er sagt, daß Aptera nur zehn Meilen von Cydonia entfernt sey. Wenn aber das alte Cydonia 40 Meilen von seinem Hafen entfernt lag, wie der Verfasser der legislation de Crete S. 473. glaubt: so ist es wahrscheinlich, daß wir von dieser Stadt die Ruinen gesehen haben, und daß die von Aptera zehn Meilen westlich, Kissamos gegenüber, liegen, wie Strabo sagt: diese hat Tournefort untersucht, und erwähnt sie im ersten Theil, Seite 81.

Eine Viertelmeile östlich von Canäa sieht man einen Hügel, und weiterhin kahle Kalkgebirge, welche in das Meer hineinlaufen, und eine Halbinsel bilden, welche vom Vorgebirge Melek beendigt wird. Das Kloster der Dreyeinigkeit liegt unter diesen Bergen: es wird von einer großen Menge Mönche bewohnt*), welche sich fast alle mit Ackerbau beschäftigen. Wir bemerkten mit Vergnügen um das Kloster vortreffliche Olivengärten, einige Weinstöcke und Kornfelder; wir sahen viele Bienen, und eine große Menge Ziegen und Schafe. In dem Garten befand sich unter andern ein Ricinus, oder Palma Christi, welcher mehrere Jahre alt war, und durch seine Stärke zeigte, daß man auf Creta die mehresten Pflanzen des heißesten Clima's anbauen könne.

*) Da der Verfasser, wie es wahrscheinlich ist, sich nicht um die Verfassung dieses Klosters bekümmerte, so hat er die darin seyn sollenden vielen Mönche wohl nur auf Glauben angenommen. Vor alten Zeiten lebten freylich hundert Mönche in demselben, hingegen, wie Tournefort dort war, nur funfzig, und wie Sonnini dieses Kloster besahe, hatte sich diese Zahl durch die Plackereyen der Türken bis auf zwölf vermindert, die in großer Armuth lebten, nicht einmal ihre Wohnungen ausbessern, oder die angefangene Kirche ausbauen durften.

Wir blieben einige Tage bey diesen Mönchen, und gingen von hier zum Kloster nach St. Johannes, welches auf dem Vorgebirge liegt. Die Klosterbrüder sind hier nicht so zahlreich, da ihre Ländereyen weder so fruchtbar, noch so weitläuftig, als die des vorigen Klosters sind.

Wir kamen zum Cap Melek durch einen Hohlweg zwischen fürchterlichen Felsen, auf denen wir einige merkwürdige Pflanzen fanden; in der Mitte dieses Weges steht ein halb zerstörtes Gebäude, welches zum Kloster St. Johannes gehört, und ehedem von einigen Mönchen bewohnt wurde, denen die Wache über diesen Paß anvertraut war.

Der Golf von Suda ist einer der schönsten und sichersten des Archipelagus, und liegt an der Südseite der erwähnten Halbinsel; er wird nicht allein durch die Küste, sondern auch durch die beyden Inseln von Suda gedeckt, auf einer derselben liegt die Festung, welche die Venetianer erbaut hatten, und noch lange, nach Verlust der Insel, behielten. Erst unter der Regierung Achmet des Dritten, ward sie von den Türken erobert, die seitdem in ruhigem Besitz von ganz Creta sind.

Die meisten Schiffe ankern hinter der kleinen Insel, welche Alt-Suda genannt wird; die großen Kriegsschiffe aber an allen Orten, sowohl am Eingange des Hafens, als auch neben dieser Insel. Beyde gehen nur ins Innere des Hafens, wenn sie lange vor Anker bleiben; die einheimischen Schiffe ankern gewöhnlich zwischen den beyden kleinen Inseln.

Eine halbe Meile vom Meer, südlich von diesem Golf, findet man an einer erhabenen Stelle die Ruinen von Amphimale; man verfolgt noch sehr gut die Mauern der Stadt, ob sie gleich größtentheils zerstört sind. Innerhalb sieht man überall Schutt, und

Haufen von behauenen Steinen; zwey ungeheure Cisternen erheben sich über diese Ruinen, und es ist schwer zu errathen, wie man sie füllen konnte. Man erkennt sie an dem röthlichen Kitt, womit sie inwendig bekleidet sind, und vorzüglich an dem Zeichen, welches das Wasser gemacht hat. Ein Theil der Stadt liegt auf der Ebene, der andere an dem Abhange nach dem Meer zu. An der Ostseite entdeckten wir die Ueberbleibsel eines Thors. Wir suchten vergebens nach Marmor, Inschriften oder erhabener Arbeit; alles ist verschwunden, oder hat zur Erbauung eines griechischen Klosters unter diesen Ruinen gedient, wo wir sehr froh waren, die Nacht zubringen zu können.

Seit unserer Ankunft auf Creta bis zum Herbstaequinoctium stand das Reaumursche Weingeistthermometer des Tages über beständig auf 25°, 26° und zuweilen 27° in einer Stube, welche gegen Nordosten lag, der höchste Stand auf Santorin und Milo war 25° und auf Naxos 22° bis 23°; indessen war dies in einer etwas spätern Jahreszeit.

Während der drey Sommermonate wird die erstaunende Hitze den ganzen Tag über durch den Nordwind gemildert, welcher auf den Inseln des Archipelagus und auf Creta unausgesetzt weht. Dieser kühle Wind heißt Embat, und richtet sich im ganzen Morgenlande nach der Lage der Küsten, und der davorliegenden Meeresfläche. Auf der Südküste von Creta, Cypern und Caramanien kommt er von Südwesten, in Smirna und Alexandrien von Nordwest. Zu Tyrus, Sidon und ganz Syrien von Westen. In Athen kommt er von Westen, und es ist der, welchen die Griechen Zephyrus nannten, während der Nacht wehet der Wind von der entgegengesetzten Richtung vom Lande nach dem Meere zu.

Er ist schwächer als am Tage, und erstreckt sich nicht über drey bis vier Meilen.

In den übrigen Jahreszeiten, vorzüglich gegen die Tag- und Nachtgleichen, ist der Wind veränderlich. Ein Südwind, welcher zwey Tage anhielt, brachte uns in der Mitte des Septembers eine Hitze von 32°. Der Horizont war wie mit Rauch beladen, und das Sonnenlicht röthlich und schwach, wie in Egypten bey demselben Winde. Der Schiffscapitain Peyron versicherte uns, daß am 30sten May 1793, während er bey Creta vor Anker lag, die Hitze von 8 Uhr bis um 11 Uhr des Abends durch einen Südwind so verstärkt wurde, daß man kaum athmen konnte, und alles an einer allgemeinen Erschlaffung litt; seine eisernen Schiffskanonen waren so heiß, daß man die Hand nicht darauf leiden konnte. Der Bürger Mure und die übrigen Franzosen zu Canäa versicherten uns dasselbe. Es ist zu bedauern, daß niemand mit einem Thermometer den wirklichen Grad der Hitze an diesem merkwürdigen Abend beobachtet hat.

Obgleich die Kälte im Winter auf dem Ida und dem Gipfel der weißen Berge ziemlich streng ist, und diese von der Mitte Octobers an mit Schnee bedeckt sind: so ist doch die Temperatur auf der Ebene und an den Küsten sehr gelinde. Es friert niemahls: die Regenschauer sind häufig, aber nicht anhaltend. Die Sonne zeigt sich augenblicklich nach dem Regen wieder und der Himmel ist oft heiter. Im Sommer regnet es niemahls auf Creta oder den Inseln des Aegeischen Meers; der Thau ist dann für die wildwachsenden Pflanzen hinlänglich. Fast alle übrigen müssen, wenn man sie mit einigem Erfolg bauen will, begossen werden.

Man bemerkt auf Canäa, daß das Meer bey Nord- oder Ostwinden sehr niedrig steht, und im Ge-

gentheil sehr hoch, wenn der Westwind weht. Der Unterschied betrug während unsers Aufenthalts auf Creta etwa zwey Fuß. Im Sommer steht das Wasser im Hafen unter dem Gipfel eines Felsens, welcher den Fenstern des Consular-Hauses gegenüber liegt: während des Westwindes aber hebt es sich acht bis zehn Zoll über diesen Felsen. Der Bürger Mure hat uns sogar versichert, daß das Meerwasser noch höher steige bey einem heftigen Westwinde, und einige andere Felsen bedecke, welche dem Hause des Kaufmanns Magalon gegenüber liegen.

Diese Verschiedenheit der Höhe hat nichts mit der Ebbe und Fluth gemein, die man an einigen Stellen des mittelländischen Meeres bemerkt; es kommt bloß von der Stärke des Windes her, welcher im ersten Fall das Wasser von der Küste auf das hohe Meer, und im zweyten Fall vom hohen Meer an die Küsten treibt. Der Südwind bringt hier keine merkliche Veränderung hervor, indem er das Wasser an allen Inseln des Archipelagus und den Küsten des Aegeischen Meeres auffallend erhöht.

Wir fühlten zu Canäa gegen Ende des Octobers um 5 Uhr Morgens ein Erdbeben, dessen, zwar schwache, Stöße einige Secunden dauerten: es war gerade Windstille; aber bald darauf fing der Westwind, einige Tage hindurch, heftig an zu wehen. Die Einwohner sagten uns, daß Erdbeben bey ihnen nicht selten wären, und die Insel hat auch, der Geschichte zufolge, ziemlich starke erlitten. Das merkwürdigste ist das von 1490: es erstreckte sich über die ganze Insel von Osten nach Westen, und verursachte großen Schaden.

Zwölfter Abschnitt.

Eintheilung der Insel. Die Aga's; ihre Rechte über die Gründstücke, die Polizey, welche sie ausüben. Bemerkungen hierüber. Völker, welche einander in Creta gefolgt sind. Abadioten und Sphachioten. Historische Nachrichten von Lambro Canziani.

Die Insel Creta ist in drey Paschaliks oder Gouvernements getheilt, deren Hauptstädte Candia, Canea, und Rethymo sind. In der ersten ist ein Pascha von drey Roßschweifen, und Seraskier oder General aller Truppen auf der Insel; in den beyden andern Städten sind Pascha's von zwey Roßschweifen, welche von dem erstern was die Regierung betrifft, unabhängig, aber ihm in allen Militärsachen unterworfen sind. Alle drey müssen in ihrer Stadt und Provinz für Erhebung der Abgaben und Sicherheit der Orte sorgen. Sie müssen ferner die Gerechtigkeit durch Cadi's verwalten, und ihre Urtheile, wie schon erwähnt ist, vollstrecken lassen.

Diese Paschaliks sind in Districte vertheilt, und jeder District enthält eine gewisse Anzahl Dörfer, von denen einige den kaiserlichen Moscheen, andere der Sultanin Mutter, und die meisten, welche Malikianejagassi heißen, den Aga's lebenslang gehören, welche für die Investitur eine verhältnißmäßige Summe in den kaiserlichen Schatz, und eine jährliche Abgabe an den Schatz-

meister von Candia zur Unterhaltung der Festungen und Truppen zahlen.

Alle Eigenthümer, Griechen oder Muselmänner, bezahlen an den Aga, die Moschee oder die Sultanin ein Siebentel des Ertrags ihrer Ländereyen; ferner müssen sie ihre Oliven auf den Mühlen der Aga's, welche diese allein das Recht zu erbauen haben, auspressen lassen. Vom Oel erhalten sie ebenfalls ein Siebentel, und was ein wichtiger Gegenstand für den Aga ist, er behält die Hülsen und das aufgegossene Wasser zum Ersatz für die Arbeiter, welche er auf der Mühle hält, und der Pferde, die er zum Pressen der Oliven hergiebt.

Die Dorfpolizey führt der Aga; er ernennt dazu einen Subaschi, welcher gleichfalls ein Muselmann, ein untergeordneter Tyrann, und stets noch habsüchtiger und härter als sein Herr ist. Er giebt Alles an, was er sieht und hört, spürt dem Vermögen eines jeden nach, ist immer damit beschäftigt, die Einwohner zu entzweyen, die Zwietracht zu nähren, und ist so das schädliche Wesen, welches die türkische Politik zum Unglück der Griechen erfunden hat. Der Aga bedient sich seiner, um die geringsten Vergehungen; sie mögen wahr oder falsch seyn, durch willkührliche Geldbußen, Gefängniß, und oft auch durch den Stock zu bestrafen.

Die Griechen ernennen unter sich einen Capitain, oder Vorsteher, welcher die entstandenen Streitigkeiten friedlich beylegen soll; er ist ein Friedensrichter, den die Klügern immer vorziehen, um die fürchterlichen Klauen des Cadi zu vermeiden, vor dessen Richterstuhl die Streitigkeiten immer gebracht werden müssen. Der Vorsteher wacht auch über das allgemeine Interesse; der Aga wendet sich an ihn, wenn er Befehle zu geben, oder Forderungen zu machen hat, wenn er Arbeiter zur Bestellung

seiner Felder oder zu öffentlichen Arbeiten braucht. Die Griechen ernennen auch einen Dascalos oder Schreiber, welcher ein Regiſter über die Einwohner, ihre Kopfſteuer und ihre Abgabe an den Aga, nach jeder Erndte hält.

Kein Grieche kann ſich ohne Erlaubniß des Aga verheirathen, und muß dieſe durch ein Lamm, einen Hammel oder einige Hühner erkaufen. Wenn die Schöne dem Aga gefällt, behält er ſie zuweilen für ſich, ohne daß ſich jemand widerſetzen darf; der Stock iſt immer bereit den widerſprechenden Griechen zu treffen, und wehe dem Unglücklichen, der ſeine Klagen vor den Pacha oder den Kaiſer bringen wollte; er würde mit ſeinem Vermögen und oft mit ſeinem Kopfe dieſe Kühnheit bezahlen müſſen. Der Aga verheirathet ſich in dieſem Fall, nach der freyen Einwilligung des Frauenzimmers, mit ihr. Die ottomanniſchen Sitten erlauben es nicht, daß er anders mit ihr umgehe, und wenn die Frau ſeine Hand durchaus verſchmähte, ſo müßte der Aga, ſeiner Macht ohnerachtet, von ſeinem Vorhaben abſtehen. Oft genug verabſchiedet er die Griechinnen zwey bis drey Jahre darauf, und verheirathet ſie an einen Einwohner des Dorfs, welcher es nicht wagt, zu widerſprechen. Man verſichert, daß ſehr ſelten eine Griechin ſich nicht geſchmeichelt fühlte, das Lager ihres Herrn zu theilen, er möge alt oder jung ſeyn, und das Schickſal, welches ſie über kurz oder lang erfährt, ſey, welches es wolle: ſo, daß alſo Anſehen und Eitelkeit hier, wie überall herrſchen.

Man erlaubt den verheiratheten Männern nicht, die Inſel zu verlaſſen, wenn ſie nicht Seefahrer oder Handelsleute ſind; und ein Karavokerri, oder Schiffscapitän, welcher heimlich einige dieſer Unglücklichen nach Epheſus gebracht hatte, wurde am Maſt ſeines

Schiffs

Schiffs aufgehangen. Man erlaubt indeſſen den unverheyratheten Jünglingen nach Morea und andern Orten auf die Arbeit zu gehen; allein jeder muß vorher zwey Piaſter entrichten.

Wenn ein Mord im Dorfe, oder dem dazu gehörigen Diſtrict begangen, und der Schuldige nicht entdeckt wird, muß der Aga dem Paſcha eine Summe Geldes entrichten, welche er von allen Einwohnern erhebt; einen Theil davon behält er für ſich, wie es in der Türkey Gebrauch iſt: niemahls geht Geld durch die Hände eines Menſchen, ohne daß er ſeinen Theil davon nimmt. Dieſe Abgabe iſt immer willkührlich, und nach Verhältniß der Volksmenge, und dem Reichthum der Einwohner mehr oder weniger ſtark. Wenn der Ermordete ein Muſelmann iſt: ſo iſt die Summe ungeheuer groß, weil die Religion in einem ihrer Glieder verletzt ward. Ein ſolcher Mord zieht überdem noch den Tod mehrerer Griechen nach ſich: die Freunde und Verwandten des Verſtorbenen halten es für ihre Pflicht, wiederum die erſten Einwohner, die ihnen aufſtoßen, zu ermorden, und, ob ſie gleich nach dem Geſetz ſtraffällig ſind: ſo ſpricht ſie doch die öffentliche Meinung faſt immer los.

Wenn ein Grieche ein ſchweres Verbrechen begangen hat, oder deſſelben angeklagt wird, welches zugleich einerley iſt: ſo tritt der Paſcha dazwiſchen und verlangt den Schuldigen, um ihn zu richten und zu verurtheilen. Er wendet ſich deshalb an den Aga, der ihn auf der Stelle ausliefert, oder, bis nach dem richterlichen Ausſpruch des Cadi verweigert; oft hilft ſich der Grieche aus ſeiner übeln Lage durch die Opfer, die er dem Aga und dem Paſcha bringt; wer nichts hat, bezahlt mit ſeinem Kopfe, und wer etwas beſitzt, ſteht beſtändig in Gefahr, es zu verlieren. Dies hängt von der Willkühr des Aga's und oft auch des Subaſchi's ab.

Bey allen Mitteln, welche das Recht des Stärkern dem Aga in die Hand giebt, bedrückt er natürlich die unglücklichen Bauern, so sehr er kann. So kauft er z. B. ihre Lebensmittel (den Wein ausgenommen) wohlfeil ein, und bezahlt sie erst, nachdem er sie mit beträchtlichem Profit verkauft hat.

Alles dieses gilt nur von griechischen Dörfern, welche unter den Aga's stehen; diejenigen, welche Moscheen oder der Sultanin gehören, werden etwas weniger gedrückt, da sie ihre Klagen bey der Sultanin oder dem Aufseher der Moscheen anbringen können, deren Vortheil es ist, sie wider die angestellten Agenten zu schützen. Die türkischen Dörfer sind, gleich den griechischen, einem Aga unterworfen; die Grundstücke bezahlen dasselbe, sind aber von den Frohndiensten befreyt, und der Aga würde bald abgesetzt und bestraft werden, wenn alle Einwohner zugleich beym Pascha oder der Pforte über eine zu offenbare Ungerechtigkeit klagten.

Es ist unnöthig, hier zu wiederholen, daß die Griechen keine Art von öffentlichen Amt bekleiden, noch unter den Truppen dienen können, so lange sie nicht die mahomedanische Religion angenommen haben.

So wird die Insel jetzt regiert, welche die Gesetze des Minos so lange beglückten, unter einem solchen Joch der schimpflichsten Sclaverey leben die Bewohner des Landes, wo die Freyheit gleichsam geboren ward; ohnerachtet des Meeres, das sie umgiebt, und der Felsen, welche sie vertheidigen.

Die Cretenser waren glücklich, so lange sie den Gesetzen eines tugendhaften Königs unterthan waren, die er ihnen im Namen der Gottheit gegeben hatte; sie waren es noch, als sie sich damit begnügten, ihren Unterhalt aus dem Schooß der Erde und dem Ertrag ihrer

Heerden zu ziehen, die sie auf den Bergen weideten, womit die Insel bedeckt ist.

Als sie aber nach Ueberfluß geitzten, und die Verordnungen ihres Gesetzgebers veränderten, und jede Stadt einen unabhängigen Staat bilden wollte; als die Reichen nach langen Kampf mit den Armen sich der Herrschaft bemächtigten, da unterschied man die Bürger, welche den Staat vertheidigen sollten, von denen, welche ihn ernährten; da überließ man den Ackerbau nur Sclaven; die öffentliche und häusliche Erziehung zweckten nur darauf ab, den Menschen stark, geschickt und muthig zu machen; aber die Sitten kamen in Verfall, der Gemeingeist sank, und das Ansehen der Gesetze ward oft verkannt. Die Cretenser waren unruhig, ehrgeitzig und habsüchtig geworden, führten ungerechte Kriege, plünderten ihre Nachbarn und sich selbst unter einander. Bald war der Schauplatz ihrer Räubereyen nicht groß genug; sie machten mit ihren Schiffen die Meere unsicher, störten die Ruhe und den Handel der Völker des Archipelagus, sie würden sie ausgerottet haben, wenn sich nicht zum Besten Aller, die Rhodier bewaffnet, und die Flotten dieser Seeräuber auf einige Zeit vernichtet hätten.

Nicht Liebe zur Freyheit, erhielt noch die ausgearteten Creter, sondern Liebe zur Ungebundenheit, und ein Ueberbleibsel ihrer alten Tapferkeit zeigte sich noch in ihren Gefechten. Sie widerstanden lange den Römern, welche schon Herren von einem Welttheile waren; sie schlugen sie sogar zuweilen, mußten aber den Talenten und dem Glück des Metellus weichen; sie verloren ihre Flotten und wurden gezwungen, die Gesetze ihrer Sieger anzunehmen.

Als das Christenthum unter den orientalischen Kaisern auf diese Insel kam, war die Freyheit schon längst

verschwunden; der Muth der Einwohner, den ein fremdes Joch gebrochen hatte, ward noch mehr durch eine sanfte, tröstende Religion geschwächt, welche Gehorsam, Demuth und Verachtung der Welt predigt.

Die Saracenen, von Eroberungssucht, und dem Verlangen, ihren Glauben auszubreiten getrieben, durften sich im Jahr 823 nur zeigen, um die Insel, trotz dem Widerstande des griechischen Kaisers, Michaels des zweyten, zu erobern. Nicephorus Phocas, ein so unerschrockener Krieger, als schlechter Regent, vertrieb die Saracenen 961 von Creta, und verband diese Insel aufs neue mit dem griechischen Kaiserthum. Sie blieb dabey bis zur Eroberung Constantinopels durch die Kreutzfahrer 1204, der Marquis von Montferrat bezwang und verkaufte sie 1211 an die Venetianer, welche sich schon auf einigen Inseln des Archipelagus festgesetzt hatten, und diese haben sie behalten, bis sie von den Türken vertrieben wurden.

Unter den Völkern, welche heutiges Tages Creta bewohnen, bemerkt man die Abadioten, Muselmänner von Religion und Ueberbleibsel der erwähnten Saracenen. Ihre Physiognomie, welche ganz von der türkischen verschieden ist, und die arabische Sprache, die sie unter sich reden, läßt hierüber keinen Zweifel. Die Abadioten sind schwarzbraun, mager, von mittlerer Statur, mißtrauisch, boshaft und rachsüchtig. Sie gehen, wie die Türken, beständig bewaffnet, und tödten einander bey der geringsten Beleidigung. Sie besitzen einige zwanzig kleine Dörfer, südlich vom Berge Ida, und ihre Anzahl beläuft sich auf etwa 4,000 Köpfe.

Den Türken und Griechen, welche irgend ein Verbrechen begangen haben, gewähren sie einen Zufluchtsort unter sich; aber verlangen, daß sie sich ruhig

verhalten, und nicht um ihre Geschäfte bekümmern. Wenn ihnen diese Verbrecher irgend eine Gelegenheit zur Unzufriedenheit geben, so tödten sie dieselben, um sie los zu werden; liefern sie aber in keinem Falle der Justiz aus, welche sie zurück fordert. Da die Abdioten von Türken und Griechen in Zaum gehalten, und von ihren Aga's bewacht werden: so wagen sie es nicht öffentlich zu rauben: sie fallen indeß zuweilen die griechischen Klöster, welche in der Nähe ihrer Dörfer liegen, an, und setzen die Mönche in Contribution.

Sie waren es, welche im Jahr 1772 ein englisches Schiff plünderten, nachdem sie die Mannschaft gemordet hatten. Der Capitain, welcher lange auf der See gewesen war, wollte sich der Südküste nähern, um sich mit Wasser zu versehen; der Anblick eines blühenden bebaueten Landes lockte ihn in eine Bucht neben den Paximaden, wo er mit Recht Wasser vermuthete. Sobald man den Anker ausgeworfen hatte, begab sich fast die ganze Mannschaft ans Land, um die gehoffte Quelle zu suchen: plötzlich überfällt sie ein Trupp Abadioten, hauet sie nieder, und begiebt sich vermittelst der Schaluppe an Bord, ehe noch der Capitain den Vorfall auf dem Lande vermuthen konnte.

Die Bewohner der hohen Berge, südlich von Canäa und Rethymo, sieht man als die wahren Abkömmlinge der berühmten Creter an, welche, während so langer Zeit, Herren des Landes waren; sie sind unter dem Nahmen Sphagioten bekannt, und zeichnen sich vor den übrigen Griechen durch ihre Größe, gute Bildung, ihre Freyheitsliebe, Muth, Geschicklichkeit und vorzüglich durch den Haß gegen die unrechtmäßigen Besitzer ihrer Insel aus.

Die Gebirge sind von jeher bey allen Völkern der letzte Zufluchtsort der Freyheit, so wie die Wohnung der Stärke und Gesundheit gewesen: ein dürrer, unfruchtbarer Boden, welcher wenig Lebensmittel erzeugt, und den Menschen zu schwerer Arbeit und der größten Mäßigkeit zwingt, lockt die erobernden Schaaren niemals, wenn noch dazu ein jeder Felsen zu einer Festung geeignet ist, und man Schritt vor Schritt mit tapfern Leuten kämpfen muß, welche hartnäckig den Boden vertheidigen, der ihnen Leben und Unabhängigkeit gab.

Die Sphagioten hatten ihre Gesetze und Gebräuche unter den Römern, Saracenen und Türken zu behaupten gewußt; sie ernannten jährlich ihre Obrigkeiten in allgemeinen Volksversammlungen; sie waren von den Türken genöthigt, im Sommer das nöthige Eis für die Einwohner von Canäa und Rethymo vom Gipfel ihrer Berge zu bringen, und bezahlten weiter keine Abgaben, hatten keine Aga's; sie sahen nie türkische Agenten unter sich; und bildeten, mit einem Worte, eine Art von unabhängiger Republik; als plötzlich russische Emissarien im Jahr 1769 den Frieden störten, und das Glück, welches diese Griechen auf ihren Bergen genossen, änderten.

Ob nun Catharina wirklich die Absicht hatte, die Türken aus Europa zu verjagen, und ihren Enkel auf Constantin's Thron zu setzen; oder, ob sie nur die Aufmerksamkeit ihrer Feinde von den Orten, welche sie anzugreifen Lust hatte, abziehen wollte: so ist es doch gewiß, daß alle Griechen von Morea, Macedonien, Epirus und dem größten Theil des Archipelagus bey Erscheinung einiger russischen Schiffe, im Februar 1770, in der Gegend von Coron und Navarin, auf einmal zu den Waffen eilten, und einen Muth zeigten, dessen man sie nicht für fähig gehalten hätte. 20,000 gehörig

vertheilte Gewehre, und 10,000 Russen, unter erfahrnen Generalen, würden damals gewiß in der europäischen Türkey eine Revolution hervorgebracht haben, welche die Griechen auf immer dem ottomannischen Joche entzogen hätte.

Die Sphagioten waren nicht die letzten, welche hierbey die Waffen ergriffen; mehrere hundert der Tapfersten vereinigten sich mit ihren Freunden, den Mainoten, und boten dem Grafen Orlow ihre Dienste an; eine noch größere Anzahl rüstete sich zur Abreise, als man erfuhr, daß die Russen, welche nur drey Linienschiffe und zwey Fregatten, und weder Munition noch Truppen hatten, die Belagerung von Coron aufheben, und die Griechen, welche sich schon Navarin, Patras, Misitra und einiger anderer kleinerer Orte bemächtigt hatten, verließen.

Die mahomedanischen Albaneser, gegen welche man bisher, weder zu Lande noch zu Wasser, einige Vorsicht gebraucht hatte, und welche auf den Isthmus von Corinth einige Batterien und ein paar schwache Fahrzeuge in den daran stoßenden Häfen abgehalten hätten, nach Morea zu kommen, verbreiteten sich bald auf dieser Halbinsel, schlugen überall die Griechen, welche durch die Entfernung der Russen muthlos geworden waren, und richteten unter ihnen eine große Niederlage an. Von den Verwüstungen, welche die Albaneser damals anrichteten, wird sich das unglückliche Land nie wieder erholen, so lange die Türken Herren desselben sind, und die Laune einiger Oberhäupter, mit dem Vermögen und Leben der Einwohner, nach Belieben schalten kann.

Der Pacha von Candia, welcher das Betragen der Sphagioten erfuhr, entschloß sich in demselben 1770sten Jahre mit allen Truppen der Insel gegen sie zu ziehen; er wollte sie ausrotten, um ein schreckliches Beyspiel

für alle Griechen, welche sie nachahmen wollten, zu geben. Die Türken, welche immer zum Streit bereit sind, wenn es Christen zu tödten, Dörfer zu plündern, Knaben und Mädchen zu schänden, und Sklaven aller Art zu erhaschen giebt, versammelten sich bald unter ihren Fahnen; Soldaten und Bauern, Kaufleute und Handwerker, alles wollte an diesem Feldzuge Theil nehmen. 15,000 Mann, die auf alle Art bewaffnet waren, kamen in wenig Tagen bis zu den ersten Gebirgen, welche sie ganz verlassen fanden.

Die Weiber und Kinder der Sphagioten waren mit den Greisen auf die höchsten und unzugänglichsten Orte geflohen, die, welche das Gewehr ohne den Degen führen konnten, hatten sich, 2,000 an der Zahl, sehr vortheilhaft auf die zweyte Gebirgskette postirt, und vertheidigten muthig jeden Felsen, und hielten die Türken, welche in dieser Art Gefecht, wenig geübt waren, überall auf. Sobald ein Paß gewonnen, oder ein Felsen erstiegen war, verschwanden die leicht gekleideten und bewaffneten, so wie in Bergklettern geübten, Sphagioten, indeß die Türken, welche nur zu Pferde fechten können, dick gekleidet und schwer bewaffnet sind, nicht im Stande waren, den Feinden über die Klippen und Felsen zu folgen.

Die Türken zeigten den ganzen Sommer hindurch viel Eifer, die Sphagioten zu bekriegen; doch endlich verlangten sie, über den unerwarteten Widerstand erstaunt, in ihren Hoffnungen betrogen, durch die herannahende Kälte erschreckt, und von dem beschwerlichen Kriege ermüdet, nach Hause zurück geführt zu werden. Die Sphagioten hingegen waren aufs äußerste gebracht: fast alle ihre Dörfer waren abgebrannt, ein großer Theil ihrer Weiber und Kinder fortgeschleppt. Sie hatten ihre Heerden und ihren Mundvorrath verloren, und da

ſie ihre Aecker nicht beſtellen konnten: ſo trugen ſie ihnen auch nichts; ſie ergriffen daher mit Vergnügen die erſten Friedensvorſchläge, willigten ein, den jährlichen Tribut zu bezahlen, dem alle Griechen unterworfen ſind, und konnten nun zu ihrem Heerd zurückkehren, und ihren Verkehr mit den Seeſtädten wiederherſtellen.

Da die Türken keine Pferde und Laſtthiere hatten mit ſich nehmen können, ſo bepackten ſie drey bis viertauſend Griechen mit ihrem Gepäck, und ſtellten in verſchiedenen Gefechten dieſe Griechen voran, damit ſie ihnen mit ihren Körpern zum Wall dienen möchten.

Dieſe Barbarey und Feigheit, welche uns von einer großen Menge Sphagioten erzählt iſt, empörte dieſe braven Bergbewohner am meiſten, und trug vorzüglich dazu bey, ſie in einen ſchrecklichen Zuſtand zu verſetzen: denn oft wagten ſie nicht, nach ihren Feinden zu ſchießen, die ſie noch für unglücklicher, als ſich ſelbſt hielten.

Obgleich die Sphagioten ihre Kopfſteuer mit dem größten Widerwillen bezahlen, und gern die erſte günſtige Gelegenheit benutzen, das drückende Joch abzuſchütteln; ſo haben ſie ſich doch ſehr in Acht genommen, an den Zurüſtungen des Schiffshauptmanns Lambro zu Trieſt, während des letzten Krieges der Ruſſen wider die Türken Theil zu nehmen. Sie ſahen, zu ihrem Glück, den Erfolg beſſer, als das vorigemal, voraus; indem ſie unfehlbar ihre noch übrigen Privilegien verloren haben würden.

Lambro Caſtani war zu Theben von armen Eltern geboren, und hatte ſich von Jugend auf dem Seedienſt gewidmet. Er kannte früh alle Küſten von Griechenland und den Peloponnes, beſuchte faſt alle Inſeln des Archipelagus, hatte mehrmals Gelegenheit, alle Häfen und Buchten des ſchwarzen Meeres zu ſehen; und, ob er gleich nur ein gemeiner Matroſe war, ſo zeichnete er ſich durch

Kopf, Muth und vorzüglich durch Haß gegen die Türken so aus, daß er, noch in seiner Jugend, als Officier in russische Dienste genommen wurde. Er nahm als solcher im Jahre 1770 an der Belagerung von Coron, und in demselben Jahre an der Verbrennung der türkischen Flotte bey Tschesme Theil. Er zeichnete sich auf dem schwarzen Meer, bey Eroberung der Krim durch die Russen, so vortheilhaft aus, daß er endlich von der Kaiserin zum Obersten ernannt wurde.

Der Krieg von 1787 brachte diesen unternehmenden Mann auf die Gedanken, eine große Rolle in seinem Vaterlande zu spielen. Er wußte, daß die Griechen immer beym Worte Freyheit erwachen, daß sie der größten Anstrengung diese zu erlangen, fähig sind, und schmeichelte sich, sie vom türkischen Joche zu befreyen, wenn der russische Hof ihn unterstützen wollte.

Es scheint aber, daß Catharina nicht aufgelegt war, seine Entwürfe, die sie vielleicht für zu gewagt hielt, zu begünstigen, oder daß sie der russische Adel davon abhielt, welcher die Eroberung der europäischen Türkey, und die Befreyung der Griechen, als seinem Interesse zuwider betrachten soll. Denn sey, wie ihm wolle, Lambro entschloß sich, als er von der Kaiserin weder Geld, noch Schiffe erhalten konnte, nichts destoweniger zu Triest auf Kosten seiner Freunde zwölf kleine Schiffe auszurüsten, deren Commando er übernahm, und die Erlaubniß erhielt, die russische Flagge darauf wehen zu lassen.

So schwach auch diese Ausrüstung war, so beunruhigte er doch die Türken sehr; er begeisterte die Griechen von Morea und Epirus: die vom Archipelagus begnügten sich, ihm heimlich Matrosen zu schicken; die Griechen von Constantinopel, Smirna und Salonich schienen keinen Theil daran zu nehmen; aber alle versahen ihn unter der Hand mit Geld.

Schon hatte sich diese Flotte durch beträchtliche Prisen verstärkt: schon sahe sich Lambro als den nahen Befreyer von Griechenland an; als plötzlich der Krieg sich änderte, und durch einen unerwarteten Frieden beendigt ward. Es war im Jahr 1790 und 91 wichtiger, die Fortschritte der Französischen Revolution aufzuhalten, als die Freyheit der Griechen zu befördern; die Höfe Oesterreich und Rußland waren, in einiger Rücksicht, genöthigt, den Krieg gegen die Türken aufzuschieben, zu einer Zeit, wo Frankreich zerstückelt und seine Macht vernichtet werden sollte.

Nach geschloßnem Frieden erhielt Lambro Befehl, nicht mehr unter russischer Flagge zu kreuzen, und seine Schiffe zu entwaffnen. Er gehorchte für eine kurze Zeit; aber bald fing er wieder an, unter derselben Flagge zu rauben, und beunruhigte den Archipelagus und die Küsten von Morea aufs neue. Die Pforte beklagte sich bey dem russischen Gesandten, welcher sich aber vom Lambro lossagte: so, daß den Türken nichts übrig blieb, als sich schnell zu bewaffnen, um die Fortschritte eines so gut unterstützten Feindes aufzuhalten.

Lambro, welcher damals mehrere Fregatten oder Corvetten und eine große Anzahl anderer, kleinerer, gut bewaffneter, und mit tapfern Leuten besetzter, Fahrzeuge hatte, widerstand durch seinen Muth und Geschicklichkeit den wider ihn ausgesandten türkischen Schiffen lange. Aber endlich ward er von einer so beträchtlichen Macht Türken und Algierer angegriffen, daß er gänzlich aufgerieben wurde, und in die größte Lebensgefahr kam. Er bewies bey dieser Gelegenheit Wunder von Tapferkeit, und ob er gleich mit mehreren Linienschiffen zu kämpfen hatte, machte er ihnen doch den ganzen Tag über, den Sieg streitig. Seine ganze Flotte war theils genommen, theils versenkt, theils verbrannt, sein Schiff war durchlöchert,

und drohte jeden Augenblick den Untergang; als glücklicherweise die Nacht diesem ungleichen Gefecht ein Ende machte, und ihm Gelegenheit gab, sich mit seinen tapfern Leuten auf Schaluppen zu retten.

Dieses Unglück schlug Lambro's Muth nicht nieder: sein Kopf und seine Thätigkeit verschafften ihm bald neue Hülfe. In kurzer Zeit hatte er eine neue Ausrüstung von beynahe gleicher Stärke, wie die erstere, womit er sich wieder im Archipelagus zeigte. Dieser außerordentliche Mann würde gewiß die Pforte lange beunruhigt haben, wenn er nicht fast alle Griechen wider sich aufgebracht hätte, indem er ihre Großmuth mißbrauchte, die Unterstützung, welche sie freywillig gaben, gebieterisch einforderte, die Ausschweifungen seiner Matrosen duldete, und am Ende, wie ein wahrer Seeräuber, Kauffartheyschiffe angefallen hätte, um sich Geld zu verschaffen. Einige von seinen Schiffen wagten im May oder Junius 1792, zwey französische Schiffe, welche bey Napoli in Romanien vor Anker lagen, anzufallen und zu verbrennen; ob sich gleich eine Division französischer Fregatten im mittelländischen Meer befand, den Handel zu beschützen.

Die Pforte hatte indessen auf die Nachricht der neuen Rüstung Lambro's und der Theilnahme der Mainoten die Flotte des Capudan-Pacha versammelt, und zu gleicher Zeit die Truppen von Morea in Bewegung gesetzt, um die Mainoten von Misitra her anzugreifen, während das Geschwader in den Buchten von Coron und Colokytia, den Schlupfwinkeln Lambro's, kreutzte.

Während der Graf Choiseul den Befehlshaber der Division Saint-Vallier von dem was vorging, benachrichtigte, war Vennel, Capitain der Modeste, zu Coron angekommen, um die Beleidigung der französi-

schen Flagge zu rächen. Da er hörte, daß Lambro im Wachtelhafen vor Anker läge, segelte er augenblicklich dahin, um diesen gefährlichen Seeräuber in seinem Schlupfwinkel einzuschließen.

Vennel zeigte sich den 17ten Junius vor dem Hafen: er fand ihn befestigt und in gutem Vertheidigungszustande. In einer kleinen Bucht lag ein Cutter vor Anker, den zwey Batterien vom Lande deckten, und von hier beschloß Vennel, den Angriff anzufangen. Während er sich zum Gefecht anschickte, kam die Flotte des Hussein an, um gleichfalls Lambro's Geschwader anzugreifen.

Die französische Fregatte hatte den Tag über zwey Gefechte, während welcher sie die Batterien und noch mehr den Cutter stark beschädigten. Gegen Abend geschah, in Verbindung mit einer türkischen Fregatte, ein dritter Angriff, und für die Nacht überschickte der Capudan-Pacha eine andere Fregatte und drey Kerlangisch, welche er Vennels Befehlen übergab, damit kein Schiff aus dem Hafen entwischen könnte. Den 18ten hörten die Batterien vom Ufer auf zu feuern, und der Cutter ward genommen. An demselben Tage griff die französische, mit den erwähnten türkischen Fahrzeugen den Hafen an. Lambro's Flotte bestand aus eilf Schiffen, von verschiedener Größe. Das Gefecht dauerte den ganzen Tag hindurch, und man bemerkte, daß alles Feuer des Feindes allein auf die Modeste gerichtet war. Lambro glaubte ohne Zweifel, daß er dem Pacha leicht entwischen würde, wenn er jene aus dem Gefecht entfernte.

Bey Einbruch der Nacht hielt man eine Versammlung auf dem Admiralsschiffe, und beschloß, nach dem Rath des Schiffshauptmanns Peyron, daß die französische Fregatte, wie die vorige Nacht, mit den türki-

schen Fahrzeugen umherzukreutzen und bey Tagesanbruch, in Verbindung mit der ganzen Flotte, in den Hafen vordringen sollte.

Diesem Plan zufolge, fieng der Angriff den 19ten Morgens an. Man erstaunte über das Stillschweigen der Batterie und feindlichen Schiffe; aber man merkte bald, daß Alles in der Nacht verlassen war. Lambro hatte sich mit allen seinen Griechen unter die Mainoten geflüchtet, oder war in der Dunkelheit auf den Schaluppen entwischt.

Der Capudan-Pacha schwor, über das gute Gelingen seines Auftrags entzückt, den Franzosen ewige Freundschaft, und ihren Seeleuten besondern Schutz: er dankte dem Capitain Vennel, theilte einiges Geld und Erfrischungen unter dessen Leute aus, bemächtigte sich des verlassenen Geschwaders, und eilte nach Constantinopel, um die Glückwünsche der Großen und die Segnungen des Volks zu empfangen.

Dreyzehnter Abschnitt.

Größe und Bevölkerung der Insel Creta. Produkte der einzelnen Provinzen. Pflanzen, deren sich die Einwohner bedienen. Naturgeschichte.

Creta hat etwa 60 Meilen in der Länge, von der westlichen Küste bis zum Cap Samonium; die größte Breite beträgt in der Gegend des Berges Ida etwa 13 Meilen. Es sind 3 Meilen vom Hafen Mirabel bis nach Hierapetra und sechs bis sieben von Rethymo bis zur Mün-

dung des Flusses Megalopotamo: wenn man aber zu Pferde reiset, ist überall die Entfernung etwas größer, wegen der Umwege, die man überall zu machen, genöthigt ist.

Die Nordküste hat weit mehr Krümmungen als die südliche. Man findet hier vortreffliche Häfen, an der Südküste hingegen nur wenige sichere Ankerplätze.

Die Flüsse sind eigentlich nur Waldströme, welche im Winter durch den Regen und im Frühling durch den schmelzenden Schnee anschwellen: nur wenige behalten das ganze Jahr hindurch ihr Wasser; allein man hat eine große Menge Quellen, welche den Einwohnern hinlänglich Wasser zum Begießen der Felder darbieten. Die meisten entspringen indeß so nahe am Meer, daß sie diesen Dienst kaum verrichten können.

Nach den Registern des Steuereinnehmers beträgt die Bevölkerung der Griechen an 120,000; denn man rechnet 40,000, welche das Kopfgeld bezahlen. Wenn man nun die große Menge Janitscharen hinzufügt und daß viele Dörfer ganz oder wenigstens zur Hälfte von Türken bewohnt sind: so kann man leicht annehmen, daß ihrer eben so viel als Griechen im Lande sind und daß die ganze Bevölkerung etwa 240,000 Köpfe beträgt.

Wenn man den Handelsleuten, welche hier im Lande alt geworden sind und beym Handel Gelegenheit zu Beobachtungen gehabt haben, glauben kann: so nehmen die Griechen durch die Sclaverey, das Auswandern, und das beständige Erpressen immer mehr ab. Durch das Elend kommen viele Kinder um, und die Heirathen werden seltener. Man kann annehmen, daß, wenn die Pforte ihr System nicht ändert, und die Nichtmuselmänner gegen die Gouverneurs beschützt, die Griechen aus dem türkischen Gebiet verschwinden

werden, oder die Türken bey erster Gelegenheit, das feste Land zu verlassen, genöthigt sind.

Wir haben gesagt, daß die Insel in drey Provinzen vertheilt sey, welche wieder Unterabtheilungen enthalten; wir wollen einen Blick auf die Produkte jedes einzelnen Theils werfen.

Im westlichen Theile findet man, nördlich Kissamos und südlich Selino, welche die zwey Unterabtheilungen dieser Gegend ausmachen. Kissamos, dessen Nahme sich unverändert erhalten hat, war ehedem der Hafen von Aptera: sie ist heutiges Tags eine kleine Stadt, welche von einiger Bedeutung seyn würde, wenn nicht die Pacha's die Ausfuhr der Lebensmittel auf ihre Hauptstadt beschränkt hätten.

Diese Provinz ist eine der besten und fruchtbarsten der Insel; sie liefert eine große Menge Oehl und Wein, Honig, Seide und Wachs; aber sehr wenig Gerste und Weitzen. Die meisten Berge sind mit Bäumen bedeckt; man findet eine Menge Eichen und Steineichen, deren Eicheln viele Schweine ernähren. Man findet auch viele Johannisbrodtbäume, deren Früchte nach Canäa gebracht werden. Hinter dem Dorfe Nomalo, welches auf der Reihe der ersten weißen Berge liegt, steht ein beträchtlicher Eichenwald, welcher das meiste Holz und Kohlen für Canäa liefert.

Der Weinstock verdient in dieser Provinz Aufmerksamkeit; er wird so nahe am Stamm beschnitten, daß keine Sprossen sitzen bleiben: dessen ohngeachtet treibt er starke Reben, welche eine Menge Trauben tragen können. Die besten Winzer umgraben die Erde nur einmahl, und düngen die Stöcke niemahls; sie benutzen den Dünger lieber zu Korn- und Gemüsefeldern.

Wenn die Einwohner von Kissamos einen Weinstock pflanzen wollen: so begnügen sie sich, ein spitzes Eisen,

zwey

zwey Fuß tief, in die Erde zu treiben, die Pflanzchen ein zu stecken, und die Erde umher mit demselben Eisen umzulockern. Diese Methode ist ohne Zweifel schlecht, aber sie erspart die Kosten bey der Pflanzung, und in einem Lande, wo es gefährlich ist, reicher, als sein Nachbar zu seyn, wird Industrie beständig unterdrückt. Warum sollte auch der Grieche den doppelten Ertrag seines Feldes wünschen? Er ist zufrieden, wenn er Brodt für seine Familie und zwey bis drey Tonnen Wein hat. Wenn er fünf bis sechs Tonnen hätte, würde es auffallen: der Subaschi würde bald einen Vorwand zum Angeben, und der Aga zum Plündern haben.

Der Wein von Kissamos ist hellroth, stark und ziemlich gut: da er kein Gegenstand des Handels ist, weil der Transport nach Canäa zu theuer wäre, so consumiren ihn die Griechen und Türken sehr stark. Die erstern brauchen einen Theil zu Branntwein, weil er sich besser hält, und weniger Platz als der Wein einnimmt.

Die Weinlese fällt in die Mitte des Julius, wo die Trauben am reifsten sind. Man bringt sie in eine gemauerte Kelter, die sich in der Mitte des Weinberges befindet, und läßt ihn daselbst acht bis zehn Tage der Sonne ausgesetzt, liegen, darauf werden sie ausgepreßt und der Most auf Tonnen gefüllt. Man setzt gewöhnlich $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ Wasser zu, und die meisten Einwohner thun zu dem Wein, der für Türken bestimmt ist, Salz, Gips und sogar Kalk, um ihm einen scharfen Geschmack zu geben, den diese lieben.

An der Bucht von Kissamos ist ein schöner Gipsbruch, den die Creter schlecht benutzen. Die Männer kennen keine andere Art, ihn als Kitt zu bereiten, als daß sie ihn kleingestoßen, fünf bis sechs Zoll hoch, in die Bäckeröfen legen.

Das Fort Grabusa, welches auf einer steilen Insel am nordwestlichsten Ende von Creta, liegt, gehört zum District Kissamos. Da die Türken es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht erobern konnten, so versuchten sie, den Commandanten zu bestechen, und dieser war schlecht genug, das Gold zu nehmen, und diesen Platz, den ihm die Republik Venedig anvertraut hatte, zu überliefern. Drey kleine Inseln und eine Landzunge bilden einen natürlichen Hafen, in dem die größten Schiffe sicher vor Anker liegen können. Die Türken machen etwa den dritten Theil der Bevölkerung von Kissamos aus.

Die Provinz südlich von Kissamos hat ihren Namen von Selino, einer kleinen Stadt an der Südküste der Insel, welche den Platz des alten Lissa oder Lissus einnimmt; eines unbedeutenden Orts, welchen Ptolemäus erwähnt. Sie ist sehr fruchtbar, obgleich durchgängig bergicht. Sie liefert etwas Seide, Honig, Wachs und eine große Menge Früchte, als Kirschen, Aprikosen, Pfirschen, Birnen, Pomeranzen. Dies ist die einzige Gegend, wo der Kastanienbaum wächst; er ist häufig und kommt auf den Schieferbergen und Hügeln sehr gut fort. Man bringt die Kastanien nach Canäa, Rethymo und Candien: und sie werden in diesen Städten vom Anfange Octobers bis zu Ende Frühjahrs gegessen. Es werden jährlich eine große Menge nach Syrien ausgeführt.

Das Oel ist indessen der Hauptartikel von Selino, und es soll hier besser, als auf der ganzen übrigen Insel seyn. Die Kaufleute von Canäa richten sich in ihren Speculationen gewöhnlich nach der Menge und Güte des Oels von Selino.

Wein, Weitzen und Gerste ist nicht sehr häufig; die Türken machen etwa $\frac{1}{4}$ ob er $\frac{1}{5}$ der Bevölkerung aus.

Auf diese beyden Provinzen folgt nördlich Cidonia und südlich Sphachia, diese letztere erstreckt sich viel weiter nach Osten als die erstere, und macht einen Theil vom Paschalik Candien aus; sie wird gleich weiter vorkommen, sobald wir die nördlichen Provinzen von Canäa und Rethymo beschrieben haben.

Cidonia, welches seinen Namen von der alten Cretensischen Stadt hat, giebt Oel, Getreide, Baumwolle, Flachs, Seide, Honig, Wachs, einige Früchte, Käse; der Boden ist größtentheils sehr fruchtbar. Da die ersten Gebirgsreihen ein gelinderes Clima als Canäa haben: so liefern sie viel Früchte, wenig Wein, ein Menge Oel, und etwas Gerste und Getreide.

Die erste Reihe der Gebirge von Sphachia, welche zu der Provinz Cidonia gehört, ist vier bis fünf Monate lang mit Schnee bedeckt. Diese Berge sind größtentheils steinicht und kahl, und nur einige Thäler der Cultur fähig; man säet darauf im May Gerste, welche in September geerndtet wird. Da man diese an der Küste schon Anfangs May erndtet, so geschieh es oft, daß man auf den Bergen die Gerste säet, welche eben auf der Ebene reif geworden ist: eben so kann man diese wieder im October an den Küsten säen, da man aber bemerkt hat, daß frische Gerste an Güte der nicht gleich kommt, die einige Monate hindurch gelegen hat, so nimmt man sie nur in Ermanglung besserer.

Sobald der Schnee geschmolzen ist, führt man auch die Heerden auf diese Gebirge, und, obgleich der Boden ganz kahl scheint: so findet doch das Vieh, zwar nicht reichliche aber doch schmackhafte Nahrung, welche der Milch und dem Fleische ein bessere Beschaffenheit, als in den fruchtbarsten Gegenden giebt.

Die Türken sind in der Gegend von Canäa eben so zahlreich, als die Griechen.

Drey Meilen von dieser Stadt fängt die Provinz Apocorona an, welche sich östlich bis Armiro und südlich bis an die sphachischen Berge erstreckt. Sie zeigt keine besondere Cultur und ist gebirgig: sie liefert zwar eine Menge Oel, etwas Gerste und Korn, aber sehr wenig Wein: die Griechen sind hier zahlreicher als die Türken.

Die Provinz Rethymo, welche nun folgt, ist eine der fruchtbarsten und bebauetesten der Insel: sie liefert sehr viel Oel, etwas Gerste und Weizen und eine ziemliche Quantität Wein. Die Hügel und Berge, welche an die Bucht Armiro stoßen, sind fast alle mit Weinstöcken bedeckt. Man bemerkt, auf der ersten Gebirgsreihe gegen Süden, einen Wald von Sommer- und Steineichen, Ahorn, und Johannisbrodtbäumen, in welchem die Einwohner von Rethymo das nöthige Holz fällen.

Südlich von Rethymo liegen an beyden Provinzen Aion-Vassalt und Amari, die einzigen, welche noch zu diesem Paschalik gehören: sie liefern Korn, Gerste, Oel und einige Früchte. Die erstere, welche nordwestlich von der andern liegt, liefert auch vortreffliche Käse, welche man im Handel mit denen von Sphachia vermischt. Die Griechen sind in Aion-Vassalt und Amari zahlreicher als die Türken.

Die Sphachioten bewohnen, wie schon erwähnt ist, die hohen Gebirge, welche sich ostwärts von Selino bis Amari erstrecken: sie entrichten ihre Kopfsteuer an das Paschalik Candia, obgleich die Polizey, und ihre innere Verwaltung von ihnen selbst geführt wird. Außer einer großen Menge Dörfer auf den Gebirgen liegen einige an der Südküste, und unter diesen der Hauptort Sphachia, mit einem kleinen Hafen, welcher sieben bis acht große Kähne enthält, deren sich die Spachioten zum Handel, und, um ihren Vorfahren nichts nachzugeben, auch zur Seeräuberey bedienen.

Die Malteser besuchten ehedem den Hafen Sphachia: sie wurden sehr gut von den Einwohnern aufgenommen, welche sie gern mit Mundvorrath und allem Nöthigen versahen.

Sphachia bringt fast gar kein Oel, aber dafür etwas Weitzen, und eine große Menge Gerste hervor; es liefert auch Honig und Wachs. Der Hauptertrag besteht in kleinen Schaafkäsen, welche nach Constantinopel verführt werden.

Die Sphachioten pflegen ihre Heerden an die Küsten zu schicken, weil während der Regenjahreszeit das Gras daselbst häufig ist; aber bey der ersten Sonnenhitze führen sie solche wieder zu den saftigen Weiden der Gebirge, welche das gelindere Clima und das allmälige Schmelzen des Schnees immer grün erhalten.

Der Wein, welchen diese Griechen auf der ersten Gebirgskette erndten, würde bey einiger Sparsamkeit für das ganze Jahr hinreichen; aber sie nehmen ihn so unmäßig, in den ersten drey bis vier Monaten nach der Weinlese, zu sich, daß sie den übrigen Theil des Jahres Wasser trinken müssen. Nur wenige unter ihnen sollen so klug seyn, ein Getränk mäßig zu genießen, welches zu viel genommen eben so schädlich, als bey mäßigem Genuß gesund ist.

Die erste Provinz, welche man an der Nordseite antrifft, wenn man Rethymo verlassen hat, heißt Milopotamo: sie erstreckt sich südöstlich bis über den Berg Ida, und umfaßt die Districte: Arlo-potamo, Lambis, Arcadi, und Riso-castri. Sie liefert Korn, Gerste, Seide, Baumwolle und Früchte: man erndtet eine ziemliche Menge Oel, obgleich die meisten Olivenbäume weder umgraben noch gedüngt werden, und einigermaßen wild wachsen.

Diese Provinz gehörte ehedem zu Rethymo, aber, vor etwa 50 Jahren, bemühete sich ein Pacha von Candia, der sie als eine vortreffliche Fundgrube betrachtete, lebhaft beym türkischen Hofe darum, und erhielt, daß sie zu seinem Paschalik geschlagen wurde. Durch diese Maaßregel ist die Anzahl der Einwohner, ingleichen der Ertrag der Produkte beträchtlich geringer geworden; denn außer den Erpressungen, hat auch der Zwang, das Oel nach Candien zu bringen, wo es schlechter als zu Rethymo bezahlt wird, und die Transportkosten, welche bey dem längern und schlechtern Wege, über die Gebirge, größer sind, die Einwohner in eine Muthlosigkeit versetzt, welche die Pforte nicht weiß, und welcher der Pacha nicht abhilft. Dieser bekümmert sich wenig darum, ob die Einwohner über die Maaßregeln der Regierung klagen, wenn nur die Zolleinkünfte vergrößert werden.

Candia liefert etwas Baumwolle, viel Getreide und Weitzen, und eine große Menge Rosinen. Es gehen mehrere Ladungen von diesen letztern nach Syrien, Egypten: die Muselmänner dieser Länder bereiten ihre Sorbets daraus, und die Christen gießen Wasser darauf, und lassen es zehn bis vierzehn Tage nach Maaßgabe der Temperatur der Luft, damit sie gähren. Sie destilliren es darauf, und erhalten einen sehr guten Branntwein. Die Zubereitung dieser Rosinen besteht darin, daß man die Trauben sammelt, wenn sie recht reif sind, sie auf der Erde ausbreitet, und mehrere Tage den heißen Sonnenstrahlen aussetzt. Man beert sie darauf ab, und packt sie, zum Verschicken ein.

Obgleich der Boden von Candien zum Olivenbau sehr geschickt ist: so findet man doch nur äußerst wenige. Die Türken sind hier so zahlreich, als die Griechen.

Die Insel Dia oder Standia liegt drey Meilen nordöstlich von Candia: sie ist vier Meilen lang, zwey breit und von unregelmäßiger Gestalt. Sie hat an der Südseite drey natürliche Häfen, wo die größeren, nach Candia bestimmten, Fahrzeuge ankern und einen Theil ihrer Waaren ausladen, weil der Hafen dieser Stadt nicht tief genug ist, sie mit voller Ladung aufzunehmen. Eben so gehen sie auf der Rückreise nach Dia, um die übrige Ladung, welche ihnen auf Kähnen nachgebracht wird, einzunehmen.

Wenn ein Kriegsschiff, durch einen zu starken Nordwind nach Creta verschlagen würde, und den Hafen Suda, oder Spina-Longa, nicht erreichen könnte: so würde es in Dia einen Zufluchtsort finden. Der mittelste Hafen De la Madona ist der beste; man kann von sechs bis acht Klaftern bis zu einer beträchtlichen Tiefe Ankergrund haben.

Wenn man um die Ostspitze fährt, findet man einen vierten, nicht sehr sichern oder tiefen Hafen, welcher dem Ostwind offen, aber vor dem Süd-West- und Nordwestwinde gedeckt ist. Ein verschlagenes Kauffarthеyschiff könnte sich eben so hieher flüchten.

Die Insel ist hoch, uneben, kalkicht und weder bewohnt noch bebaut. Der Felsen ist überall kahl, ausser gegen den Gipfel, wo man ein Erdreich findet, welches für den Bau des Weinstocks und Oelbaums geeignet seyn könnte. Es scheint, daß es hier ehedem Wohnungen gegeben hat, wie man aus den Steinhaufen und Ziegeln schließen muß. Man trifft an einigen Stellen weißen Marmor, welcher aber niemals gebrochen ist, und Adern von streifigen Alabaster mehrere Fuß dick, welchen man für sehr schön hält.

Es gibt auf der Insel eine große Menge Kaninchen, und einige wilde Ziegen, welche aber schwer zu

entdecken, und zu schießen sind, weil sie sich an unzugänglichen Orten aufhalten. Wir sahen auch mehrere Katzen von verschiedener Farbe, welche wahrscheinlich verunglückten Schiffen angehört haben.

Die Provinz Messara, welche südlich von Candia liegt, ist die schönste und fruchtbarste auf der ganzen Insel; sie hat unter andern eine schöne Ebene von sechs Meilen Länge, welche Weitzen, Gerste, Flachs, Baumwolle und Früchte im Ueberfluß liefert. Sie wird von einem kleinen Bach, welcher heut zu Tage Malognithi und ehedem Lethe hieß, durchströmt, er läuft bey den Ruinen von Gortyna vorbey, und ergießt sich, den paximadischen Inseln gegenüber ins Meer.

Als die Römer die Insel erobert und Cnossus gedemüthigt hatten, ward Gortyna die ansehnlichste und schönste Stadt von Creta: sie hatte zwey Häfen gegen Süden, wovon der eine, Namens Metallum, heut zu Tage Metala heißt, und den beyden Inselchen gegen über liegt; der andere, Namens Lebene, lag fünf bis sechs Meilen weiter nach Osten.

Drey Meilen nördlich von diesen Ruinen sieht man das berühmte Labyrinth, welches man für einen alten Kalkbruch, oder den Aufenthalt eines ganzen Volks halten würde; wenn nicht die alten Schriftsteller erwähnten, daß es vom Dädalus nach dem Modell des egyptischen Labyrinths, erbaut wäre, und zum Aufenthalt des Minotaurus gedient hätte.

Der Weitzen von Messara gehört zu dem besten in der Türkey: er giebt viel Mehl und vortreffliches Brodt. Die Bauern bringen ihn auf Eseln nach Candia, Rethymo und selbst nach Canäa, und so reichlich auch die Erndte seyn mag: so behalten sie doch niemals etwas für sich davon, sondern nähren sich, so wie die übrigen Landleute, das ganze Jahr hindurch von sehr groben

Gerstenbrodt. Die reine Weitzen wird für die Aga's und die reichen Bewohner der Städte aufgehoben.

Diese Provinz gilt mit Recht für den Kornboden von Creta; alle Aecker sind bebaut und tragen gewöhnlich funfzehn bis zwanzigfältig, während die Landleute anderer Gegenden zufrieden sind, wenn sie von den besten Aeckern die Aussaat sechs- bis achtfach wieder erhalten; freylich ist der Ackerbau sehr vernachlässigt, und selten werden die Aecker gedüngt. Die Türken sind hier zahlreicher, als die Griechen.

Die Provinz Mirabel, welche östlich von Candia liegt, ist volkreich, fruchtbar, und hat Ueberfluß an Oel, Korn und Früchten. Die Einwohner hatten ehedem in den Häfen von Mirabel und Spina-Longa Absatz von ihrem Oel an französische Schiffe, wodurch es im Preise blieb, und ihnen eine Wohlhabenheit gab, die sie nicht mehr haben, seitdem sie gezwungen sind, es mit großen Kosten nach Candia zu bringen, und an die Türken, welche Seifensiedereyen haben, um einen geringen Preis zu verkaufen.

Die Ackerleute, welche durch diesen unüberlegten Befehl abgeschreckt sind, vernachlässigen ihre Olivenbäume täglich mehr, und verbrauchen weit mehr Oel und Oliven, als sie vorher thaten. Sie salzen eine große Menge dieser Früchte ein, welche ihre Hauptnahrung ausmachen. Sie essen gleichfalls viele wilde Kräuter als Salat, oder in Oel gesotten: so, daß der Pascha von Candia, welcher den Ertrag des Zolls zu erhöhen dachte, indem er den Unterschleif, welcher bey dieser Entfernung Statt finden könnte, verhinderte, im Gelegenheit diese Einnahme sehr vermindert hat, weil kaum die Hälfte soviel Oel, als ehedem aus dieser Provinz ausgeführt wird.

Der Hafen Mirabel liegt östlich, und ist ein ziemlich sicherer Ankerplatz; zwey kleine Insel decken den Eingang. Die Stadt hat seit der veränderten Richtung des Handels sehr gelitten; man zählt indeß noch 1,500 Einwohner, welche größtentheils Griechen und dazu Ackerleute sind.

Spina-Longa, welches eine Meile weiter nördlich liegt, ist einer der besten Häfen der Insel. Er wird durch eine Halbinsel, welche ihn vor den Ostwinden deckt, gebildet; der Eingang ist nach Nordosten hin, und wird durch eine kleine Insel gedeckt und beschützt, auf welcher die Venetianer, wie bey Suda, eine Festung errichtet hatten. Die Türken hatten sich lange vergebens bemühet, sich ihrer zu bemächtigen, und erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts ward sie ihnen von den Venetianern abgetreten.

Die Provinz Hiera-Petra, oder Gera-Petra liegt südlich von Mirabel: sie bringt, wie diese, Oel, Korn, Früchte, Honig, Wachs, Flachs u. dgl. hervor; aber sie leidet eben soviel von dem Befehl des Pacha, die Lebensmittel anderswo, als in Candia, zu verkaufen. Die französischen Schiffe kamen ehedem, um Oel zu laden, in den Hafen von Hiera-Petra, aber heutiges Tages müssen es die Einwohner drey bis vier Tagreisen weit her zum Verkauf bringen.

Die Stadt, welche ehedem Eyrba, Camyrus und Hiera-Pytna hieß, ist jetzt nur ein Dorf, dessen Bevölkerung täglich abnimmt. Ihr Hafen ist dem Südwinde und vorzüglich dem Sirocco zu sehr ausgesetzt, um häufig besucht zu werden. Die europäischen Schiffe, welche ehedem hieher kamen, eilten so sehr sie konnten, ihre Ladung einzunehmen und abzureisen.

Die Provinz Settia nimmt die ganze Ostseite der Insel ein: sie ist die größte, am schlechtesten bevölkert,

und bringt am wenigsten hervor, ob sie gleich größtentheils sehr fruchtbar und des Anbaues fähig ist. Die Entfernung aber von der Hauptstadt, der Mangel an Häfen und die Ungerechtigkeit der Aga's vereinigen sich, die Einwohner dieses Theils der Insel träger, als die übrigen zu machen. Sie sind zufrieden, Korn und Früchte zum nothdürftigen Unterhalt, und Oel zur Bezahlung der Abgaben und Anschaffung der Kleidung und der nöthigsten Geräthe zu erhalten, und wünschen nicht, der Erde mehr abzugewinnen. Dies würde sie nur beschweren und ihnen von den Aga's genommen werden.

Die Stadt liegt an einer Bucht, welche ein kleines Vorgebirge, und drey kleine, etwas über eine Meile entfernte, Inseln nur schwach vor dem Nord- und Nordostwinde decken. Sie war ziemlich befestigt und gut bevölkert, so lange die Venetianer Herren der Insel waren. Diese hatten einen Damm zum Schutz der Schiffe erbaut, welche die Produkte aus- und die Bedürfnisse für die Einwohner einführten; jetzt sieht man zu Settia nur einige kleine Fahrzeuge, die Bevölkerung hat beträchtlich abgenommen, und die Festungswerke werden nicht unterhalten.

Der Berg Dictäus nimmt in dieser Provinz einen ansehnlichen Strich von Osten nach Westen ein; ob er gleich einer der höchsten auf der Insel, nach dem Ida und den weißen Bergen, ist: so ist sein Gipfel doch nicht mit Schnee bedeckt; es ist mir daselbst kühler und feuchter, als auf den Bergen in der Nähe des Meeres, vorgekommen, und er würde zur Weide für eine große Menge Heerden geschickt seyn.

Der Johannis-Brodtbaum, ein Baum von mittler Größe, welcher auf der ganzen Insel wild wächst, und vorzüglich steiniges Erdreich und Felsenritzen liebt, ist

hier häufiger als irgendwo. Er hat eine schöne Gestalt, stets grünes Laub, und sehr kleine Blüthen ohne Corolle; die Früchte sind braun und platt, wie Schoten, und das Holz sehr hart, geädert, von einem schönen Dunkelbraun, und sehr geschickt zu eingelegter oder Tischler Arbeit. Allein dieses Holz hat den Nachtheil, daß es bey zunehmendem Alter des Baums leicht fault: es hat auch einen zu grossen und zu weichen Splint von weißlicher Farbe.

Man bringt die Früchte nach Constantinopel, Syrien und Egypten, wo sie Armen und Kindern zur Nahrung dienen, da diese letztern das weiche und süße Fleisch gern kauen. Mit Süßholz, Rosinen und und einigen andern Früchten vermischt, dient es zu den Sorbets, welche die Muselmänner täglich genießen.

Zahlreicher sind die wildwachsenden, oder als Salat und als Gemüse den Einwohnern zur Nahrung dienenden Pflanzen. Die Blätter des Cochorus olitorius werden gekocht gespelset. Hier baut man auch die Ketmie oder Bamie (Bibiscus esculentus), dann die meisten europäischen Gemüse.

Die Kartoffeln würden hier gut fortkommen, und den Kornmangel minder fühlbar machen.

Die armen griechischen Landleute leben das ganze Jahr hindurch von Gerstenbrodt, gesalzenen Oliven und wilden Pflanzen, um ihre Abgaben und die häufigen Anforderungen ihrer Aga's bestreiten zu können. Für wenig Geld lebt man in der Stadt sehr gut. Das Schweinefleisch ist um so wohlfeiler, da die Türken es nicht essen dürfen.

Mufflons und wilde Ziegen werden durch die Bauern auf den Gebirgen häufig geschossen. An Federvieh fehlt es nicht, doch Rindvieh wird seiner Seltenheit wegen nur zum Feldbau gebraucht.

Unter vielen Eidechsen und Schlangen bemerke ich den Scincus ocellatus. Er lebt in Creta, Cypern, und Egypten im Sande, und nicht in den Häusern, wie Forskäl sagt.

Der ganze Körper ist mit kleinen, glatten glänzenden Schuppen bedeckt: auf der untern Seite ist er gelblichgrau, auf der obern grünlich, und mit Queerreihen von sechseckigen schwarzen Flecken bezeichnet, deren jeder einen weißen Punkt in der Mitte hat. Der Schwanz ist bey einigen gleichfalls gefleckt. Die Füße sind kurz, die Zehen klein, und mit einer Kralle versehen. Das Thier läuft ziemlich schnell.

Die gewöhnlichste Eidechse im ganzen Morgenlande ist Lacerta Stellio, welche die Griechen Cocordilos nennen: der Leib ist grau, gelb und braun, und Kopf und Rücken mit glatten oder spitzigen Schuppen bedeckt. Die Schuppen an den Füßen sind spitziger, als die am Rücken, und der Schwanz ist gleichfalls mit ähnlichen bedeckt. Diese Eidechse wird zehn bis zwölf Zoll lang, lebt von Insekten und ist unschädlich; im Sommer sucht sie die Sonne, und den Winter bringt sie in einer Art von Erstarrung unter der Erde zu.

Vierzehnter Abschnitt.

Zustand des Ackerbaues und der Industrie auf Creta. Character der Türken, ihre Vorkehrungen gegen die Pest. Ausfuhr und Einfuhr der Insel.

Fern von der Ruthe der Türken bearbeiten die Griechen des Archipelagus durch ihre Privilegien gesichert, ihre Felder, oder treiben irgend eine Kunst mit Eifer und Verstand; aber auf Creta, wo ihre Erndte stets dem Raube des Aga und ihr Eigenthum dem Pacha, so wie sie selbst dem Stocke jedes Janitscharen ausgesetzt sind, hören sie auf der Erde mehr als das Nothdürftigste zu entreißen, da es doch nur in deren Hände kommen würde, die sie mit vielem Rechte hassen. Die Felder, welche ihre Vorfahren unter der Herrschaft und Begünstigung der gebildeten, fleißigen, und handelliebenden Venetianer bebauten, verschlechtern sich täglich: Weinstöcke und Oehlbäume gehen zu Grunde, die Erde wird weggeschwemmt, ohne daß die unglücklichen muthlosen Griechen an Verbesserung des Schadens dächten. Nur der Drang zum Leben und die Nothwendigkeit, die Abgaben zu bezahlen, bewegt sie, ihre Oliven zu sammeln, Korn zu säen, und einige Bienenzucht zu treiben.

Kunstfleiß findet man in den Dörfern der Aga's fast gar nicht; nur mit Zittern verfertigt man einige grobe Zeuge und die einfachen Ackergeräthe. Die Weiber beschäftigen sich beständig die alten Lumpen zu flicken, welche sie und ihre Männer, so lange als möge-

lich tragen. Sobald sie sich neu kleiden, was selten geschieht, vermeiden sie die glänzenden Farben, und die nur einigermaßen theueren Zeuge; indem ihnen sonst ihr Kleid von dem Subaschi oder einem andern Türken vom Leibe gerissen, und sie selbst vielleicht mißhandelt werden könnten.

In Sphachia ist es anders: hier ist der Grieche Ackermann, Hirt und Künstler. Er benutzt seinen schlechten Boden ziemlich gut; zieht eine Menge Vieh, und verfertigt ziemlich geschickt seine Kleidung und die Geräthe, welche er braucht. Aber der Sphachiot hat auch die Kraft des unabhängigen Menschen behalten, und die Thätigkeit dessen, der ungestört die Frucht seiner Arbeit genießt.

Die türkischen Dörfer zeigen nicht so viel Elend, als die griechischen; weil der Landmann seines Eigenthums gesichert ist, und es ohne Furcht nach Vermögen verbessern kann. Außer den geringen Abgaben und der Befreyung von der Kopfsteuer erlaubt man sich auch selten eine zu große Ungerechtigkeit gegen die Türken, indem sie stets bereit sind, aufzustehen und den Bedrückten in Schutz zu nehmen. Dessen ungeachtet wird der Ackerbau von ihnen nicht stark getrieben, denn da sie fast alle unter die Janitscharen enrollirt sind, so rechnen sie auf ihren Sold, und eben so sehr auf die Bedrückungen, welche sie bey jeder Gelegenheit an den Griechen ausüben. Die Türken sind in der That, gleich den gefräßigen und faulen Hornissen, in ein fremdes Land gezogen, um das aufzuzehren, was andere durch Arbeit der Erde abgezwungen oder durch ihren Fleiß verdient haben.

Der Charakter dieser Fremdlinge ist so scharf, daß man sie in jedem Theil des Reichs gleichartig findet; die europäischen Türken gelten indessen für muthiger, will-

der, weniger unwissend und weniger rechtschaffen, als die asiatischen. Die von Constantinopel und der vorzüglichsten Seestädte sind gewöhnlich etwas sanfter und unterrichteter, als die im Innern des Landes. Die Türken von Creta zeichnen sich durch ihre Niederträchtigkeit, ihr gutes Aeußere, und ihre Klugheit aus.

Ob die Sphachioten, deren Muth und feindselige Absichten ihnen bekannt sind, sie mißtrauisch machen: oder ob die große Anzahl der übrigen Griechen auf der Insel sie zur Vorsicht nöthigt; kurz die Türken sind hier mehr, wie anderswo bereit, die Griechen eigenhändig oder durch das Schwerdt des Richters zu ermorden. Es fehlt nie an falschen Zeugen, wenn man sich gesetzlich von einem Menschen losmachen will, dessen Eigenthum man wünscht, oder dessen Muth man fürchtet.

Es ist bekannt, daß man in der Hauptstadt mehrmahls eine allgemeine Uebereinkunft zu treffen gesucht hat *), um sich an einem Tage aller Griechen des Reichs zu entledigen; aber das Interesse hat noch immer den Schlag zurückgehalten. Man würde ohnfehlbar in Creta seine Zuflucht zu diesem Mittel nehmen, wenn die Insel von irgend einer europäischen Macht bedroht würde. Ich bin überzeugt, daß die Türken bey der geringsten Gefahr alle waffenfähige Griechen angreifen, und ihrer Sicherheit opfern würden; wenn nicht jene Macht die Vor-

*) Sultan Mustapha der Vater des jetzt regierenden Großherrn Selim war wirklich Willens bey Antritt seiner Regierung alle Christen im ganzen Reiche niedermetzeln zu lassen, und ward dadurch nur von seinem Vorhaben abgebracht, daß er durch Ermordung dieser Ungläubigen den Ertrag der Kopfsteuer, den besten Theil seiner Einkünfte, oder jährlich zwanzig Millionen Piaster verlieren würde.

Vorsichtsmaaßregel ergriffen hätte, Waffen heimlich zu vertheilen, und so diese Unglücklichen dem Mordschwerdt ihrer Unterdrücker zu entziehen.

Die Türken sind im Durchschnitt schöner als die Europäer. Ihre Statur ist nicht größer; aber ihr Kopf regelmäßiger, und die Züge angenehmer und ausdrucksvoller. Ob sie dieses ihrem unthätigen Leben, dem Clima, den Nahrungsmitteln, und der allgemeinen Wohlhabenheit verdanken, oder vielmehr den schönen Sclavinnen, welche ihnen das Leben geben? Zu dieser letztern Meinung könnte die Bemerkung berechtigen, daß die Türken auf Creta, welche die Gewohnheit haben, die hübschesten Griechinnen zu Beyschläferinnen zu wählen, noch schöner als die übrigen sind.

Sie sind auch weit klüger: man sollte glauben, daß sie von ihren Müttern einige Funken des lebhaften Geistes, und des feinen Scharfsinns erhalten hätten, womit die Griechen begabt sind, und den sie auch in der Sclaverey behalten haben.

Diese Türken sind die einzigen im Reiche, welche der Vorurtheile ihres Volks ungeachtet, gewagt haben, alle Fremden, die aus einem verpesteten Lande kommen, einer Art von Quarantaine zu unterwerfen. Sie treiben die Vorsicht so weit, allen Schiffen, welche verdächtige Kranke haben, die Häfen zu verbieten, ausgenommen, wenn sie Lebensmittel bringen, welche die Insel so nöthig hat, und in diesem Falle verhindern sie durch alle bekannte Mittel das Einschleichen der Pest. Da sie aber das Anlanden der türkischen Kriegsschiffe nicht verhindern, und diese den heilsamen Verordnungen nicht unterwerfen können: so ist oft alle Vorsicht unzulänglich, die Galiondschis kommen auch augenblicklich ans Land, (der Ort, woher sie kommen, und ihr Gesundheitszustand mag seyn welcher er will), schiffen ihre Sa-

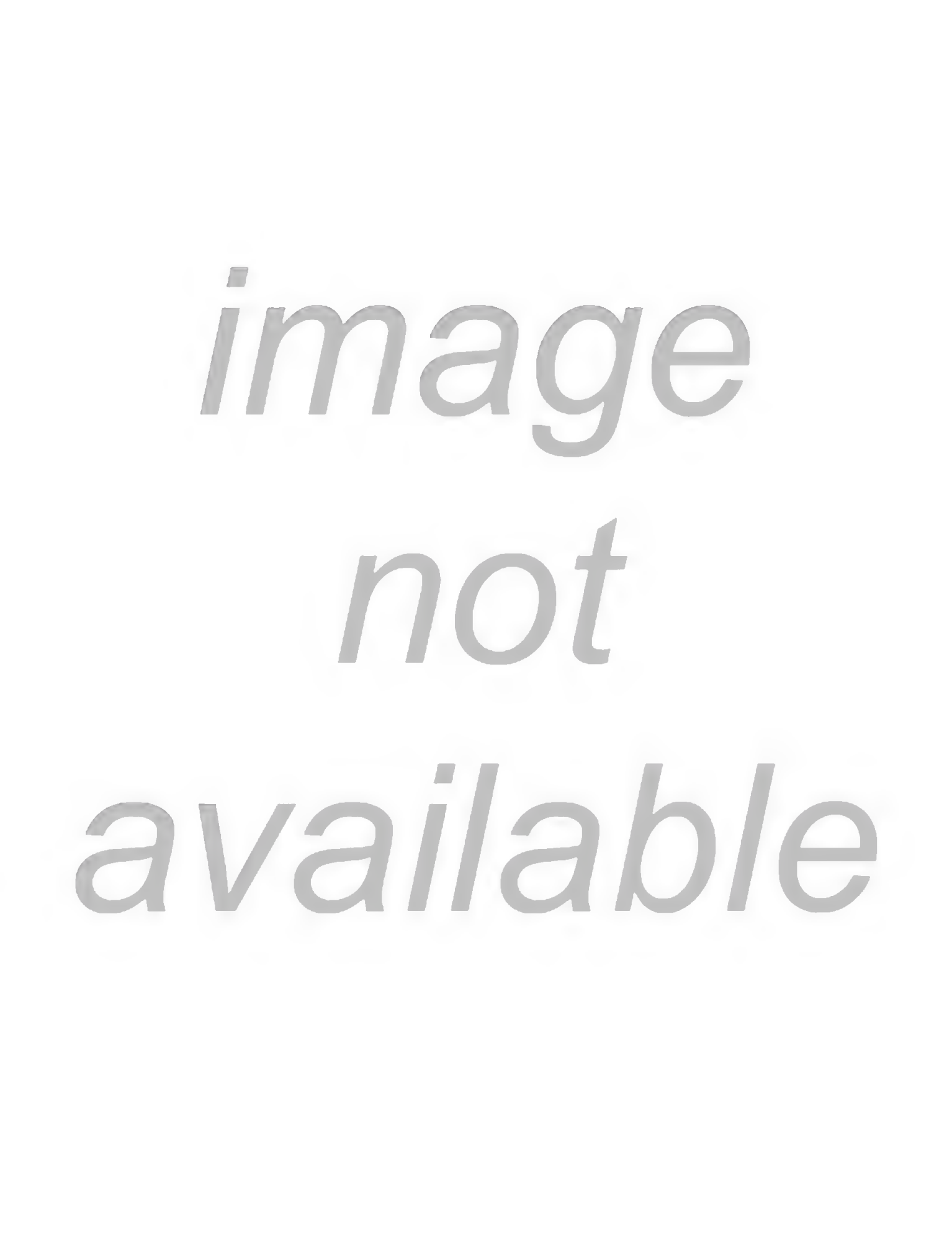


image
not
available

Wein wird nur in einigen Districten bereitet: in andern bringt man lieber die Trauben nach der Stadt, um Rosinen zum Handel daraus zu bereiten. Die Provinzen, welchen der Wein mangelt, begnügen sich mit Wasser: selten wird ihnen etwas von den Inseln des Archipelagus zugeführt.

Der Maulbeerbaum wächst auf Creta sehr gut, die Seidenwürmer kommen vortrefflich fort; und dessen ungeachtet sind sie selten. Man erhält jährlich aus Syrien die nöthige Seide zur Verfertigung einiger Schnüre und Bänder, welche nach Constantinopel ausgeführt werden. Man verfertiget auch einige Stoffe von Seide und Baumwolle oder Seide und Flachs: die letztern werden zu Hemden benutzt, und im Lande verbraucht.

Obgleich der Flachs sehr häufig ist, so ist er doch nicht hinlänglich, sondern er muß aus Egypten eingeführt werden.

Baumwolle wird wenig gebaut; die, welche verbraucht wird, kommt aus Smirna und der Gegend um Ephesus.

Von diesem letztern Ort kommen auch Büffel-Ochsen- und Hammelfelle, welche zu den Fußbedeckungen der Bergbewohner dienen, die aus einer Art Stiefeln bestehen.

Es wird etwas Sesam gebaut, welchen man in den Dörfern unter das Brodt mengt, um es geschmackvoller zu machen. Es ist nicht üblich Oel, wie auf den Inseln des Archipelagus, in Syrien, und einem großen Theil von Persien und Indien daraus zu pressen.

Die einzigen Ausfuhrartikel von Creta sind: Oel, Seife, Honig, Wachs, Käse, Rosinen, Mandeln, Nüsse, Kastanien, Johannisbrodt, Flachssaamen und Süßholz.

Man schätzt das Oel, welches die Insel bey einer guten Erndte giebt, auf 200,000 Millerolen, jede von sechs und sechzig pariser Pinten. Die Franzosen erhalten davon ein Viertel: die Italiener und Deutschen eine geringe Quantität, und im Lande wird eine große Menge verbraucht. Alles Uebrige wird in den Seifensiedereyen verbraucht. Nach dem Oel ist die Seife einer der wichtigsten Ausfuhrsartikel. Sie geht nach Tunis, Constantinopel und alle Städte der Levante, zur Reinigung der Leinwand ist sie nicht so gut als die Marseiller, indeß wird sie von den Türken stark gebraucht, weil sie wohlfeiler ist, und eben so gut, als unsere zum Waschen des Körpers, Rasiren und dergleichen dient.

Es giebt 25 Seifensiedereyen zu Candia, welche den größten Theil des Oels dieser Provinz, und der östlichen verbrauchen. Es gab hier ehedem mehrere französische Häuser, welche einen Theil des hier geerndteten Oels nach Marseille schickten; sie nahmen auch Ladungen in Spina-longa, Mirabel, Settia und Hiera-petra ein; wurden aber nach und nach genöthigt, die Stadt zu verlassen; indem die Türken, welche gern alles Oel zu den Seifensiedereyen haben wollten, das Volk wider sie aufwiegelten, und ihr Leben in Gefahr setzten.*)

Wahr scheinlich wird es in Canäa eben so gehen. Die französischen Häuser halten sich nur durch die Macht des jetzigen Zolleinnehmers, welchem das von den Eu-

*) Diese Handelshäuser pflegten sonst zwanzig Schiffsladungen Oel, aus den oben genannten Häfen auszuführen, und die in Marseille daraus verfertigte Seife nach Creta zu schicken. Aber seit dem unbedächtige Franzosen, die wie der Verf. schon im 20. Abschnitt des ersten Theils gerügt hat, die Türken im Seifesieden unterrichtet haben, mußten dieser Handel natürlich aufhören.

ropäern ausgeführte Oel mehr einbringt, als das, welches die Türken in den Seifensiedereyen verarbeiten; denn die Europäer bezahlen auf Creta drey pro Cent von dem Werth der Waaren, und die Türken nur 2½. Die Griechen, Juden, und Armenier geben fünf vom Hundert.

Obgleich das Oel um Rethymo sehr häufig ist, so giebt es hier doch nur acht Seifensiedereyen, weil die Franzosen mehrere Ladungen Oel dort einhandeln, und die meisten dieser Fabriken Juden gehören, welche unter französischem Schutz stehen. Wenn die Türken alle diese Manufakturen, wie sie es oft versuchen, an sich reißen könnten: so würden die Franzosen auf das Oel von Rethymo Verzicht thun müssen, indem die Türken gewiß allen Vortheil, wie zu Candia, für sich behalten wollen.

Es giebt 20 Seifensiedereyen zu Canäa, welche das Oel von Kissamos, Selino, und Cidonia verbrauchen; allein diese Provinzen liefern so viel, daß die hiesigen Handelshäuser jährlich für 1 bis 2,000,000 Livres nach Marseille schicken.

Das Wachs, welches auf der Insel nicht verbraucht wird, senden die französischen Negocianten nach Marseille; dieser Artikel beträgt gewöhnlich 12 bis 15,000 Franken, steigt aber zuweilen auf 30,000, und drüber.

Die Honigausfuhr ist unbedeutend: dieser Artikel geht nach Constantinopel und Egypten.

Man schätzt die Käseausfuhr von Sphachia und der umliegenden Gegend für mehr als 50,000 Livres: sie gehen fast allein nach Constantinopel.

Die Rosinen sind ein beträchtlicher Artikel, und gehen nach Egypten und Syrien. Einige Jahre vor unserer Ankunft nahm ein englisches Schiff eine Ladung, welches aber ohne Zweifel mißglückte, weil sich seitdem

kein anderes dieser Nation hier gezeigt hat. Die Rosinen von Creta haben große Kerne, und da sie unreinlich und oft voll Erde sind: so konnten sie den Engländern nicht schmecken, welche sie zu ihren Puddings brauchen. In der Levante benutzt man sie nur zum Branntwein und Sorbet.

Die übrigen Früchte, so wie das Süßholz, gehen nach Egypten und Syrien, und der Hanfsaamen nach Italien.

Die Franzosen führen jährlich von Marseille 150 bis 160,000 Livres ein, als: Stoffe von Carcassone, Vergoldungen, Spitzen und Stoffe von Lion, Kaiserliche Serge von Rimes, Schrot, Zinn, Eisen, Stahl, Caffee, Zucker, Muskaten, Gewürznägel, Indigo, Cochenille, Papier, und verschiedene Kleinigkeiten.

Aus Venedig und Triest werden Glaswaaren, Kleinigkeiten und vorzüglich Bretter eingeführt, welche größtentheils zu Seifenkisten verarbeitet werden. Sie erhalten dagegen Oel, Seife und Wachs. Da diese Artikel mehr, als die eingeführten betragen: so wird der Ueberschuß in venetianischen Zechinen bezahlt.

Die Bewohner der Inseln des Archipelagus bringen nach Candia und Canäa fast alles Holz, dessen die Seifensiedereyen bedürfen. Sie fällen es theils in Caramanien, theils in Griechenland. Es kommen jährlich zehn bis zwölf Fahrzeuge, deren jedes 12 bis 15,000 Piaster Holz geladen hat, sie nehmen dagegen Oel und Seife.

Die Creter treiben selbst einigen Handel: sie holen von Salonich Korn, Baumwolle, Taback, und Eisen, aus Constantinopel Stoffe von Brussa, angorische Betten, Schuhe, Tücher zum Kopfputz der Weiber und kupferne Geräthe. Von Smirna bringen sie Leder, Saffian, Baumwolle, gesteppte Decken, englischen Chalon, und einige französische Waaren.

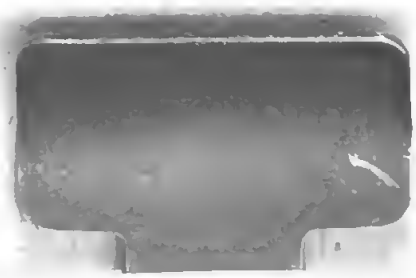
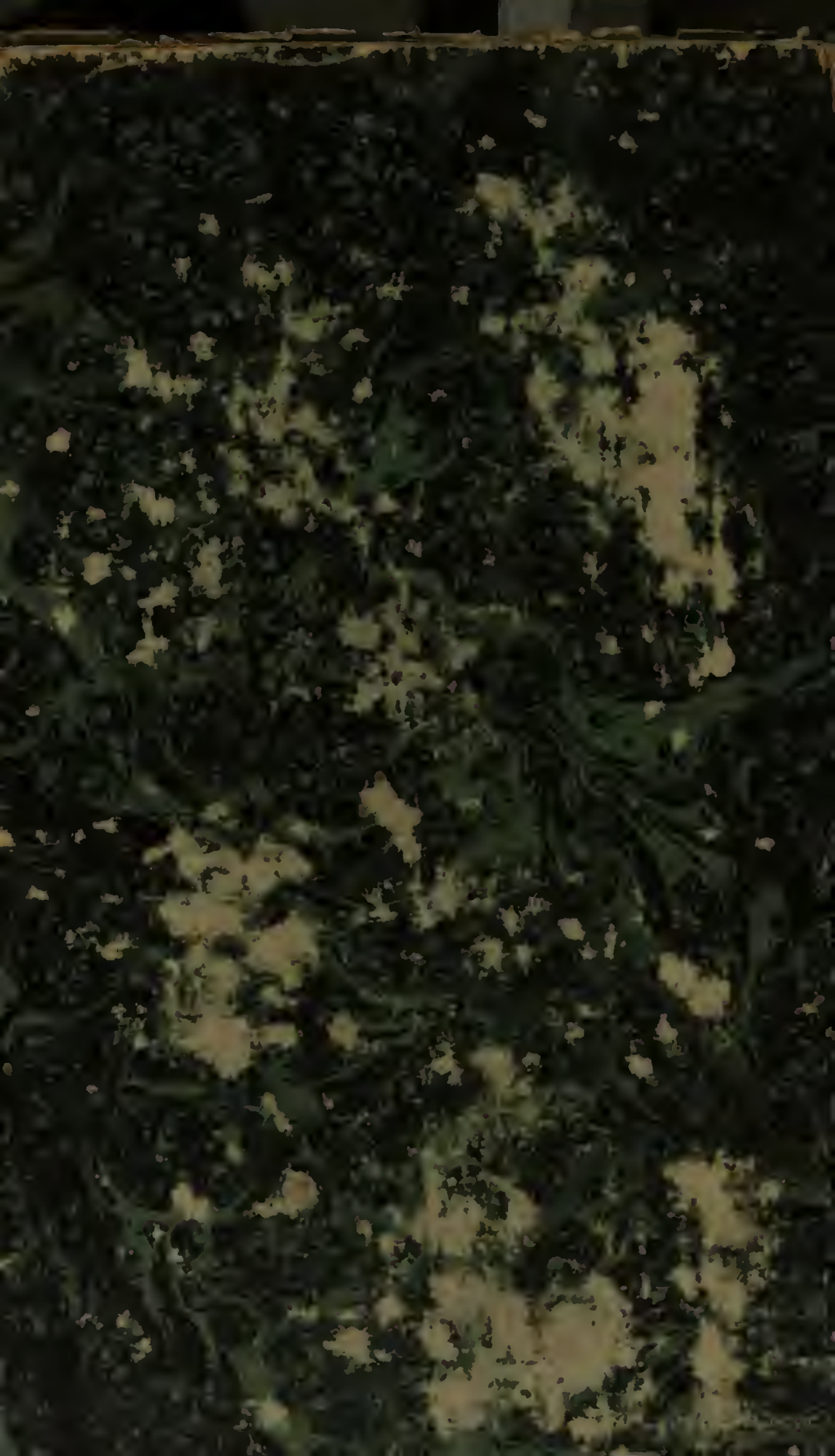
Aus Gaza nehmen sie Asche für ihre Seifensiedereyen, aus Aleppo seidene Zeuge: und von der syrischen Küste, vorzüglich viel Korn und Seide.

Egypten liefert ihnen Korn, Reis, Flachs, Zeuge und Asche. Derna und Bengazi auf der afrikanischen Küste, schicken Butter, welche unter dem Namen Mantegua bekannt ist. Tunis und Tripoli, vertauschen ihre Mützen und Getreide gegen Seife und Zechinen.

Man findet auf den Bergen Ida und Sphachia eine Art Tragacanthus, welcher etwas Gummi Traganth liefert; allein dieses Product ist nicht häufig genug, um gesammelt zu werden, und in den Handel zu kommen.

Das Laudanum ist ein unbedeutender Artikel: es geht eine sehr kleine Quantität davon nach Smirna und Constantinopel.

Die Wolle ist hier, wie auf den Inseln des Archipelagus, kurz und grob; sie wird sämmtlich im Lande verbraucht.

Jedermann kennt die Schleifsteine, welche aus Creta und Cos kommen. Erstere sind nicht so gut und fein als die letztern, und werden südwestlich von Rethymo, in dem Bezirk der Sphachioten gefunden. Man bringt sie gewöhnlich in den Hafen von Canäa, von hier werden sie nach Marseille und einigen italiänischen Städten ausgeführt.

Bayerische Staatsbibliothek München